Schönste Festgabe.

Eltern, Lehrer, Vormünder und Erzieher,
sowie alle Freunde der Jugend werden eingeladen, nachstehende Werke in Einsicht zu nehmen.

Otto Spamer's
Illustrirte Jugend- u. Hausbibliothek. I. Serie.
Das illustrirte goldne Kinderbuch. I.—XII. Band.

Mit mehr als 1600 Abbildungen, kolorirten Bildern etc.

Herausgegeben in Verbindung
mit Fr. Körner, Julius Moritz, F. Thomas, Dr. A. B. Reichenbach, Dr. F. Bergmann, H. Berndt u. A.

Die Kritik hat sich einstimmig auf's Vortheilhafteste über dieses empfehlenswertheste tüchtige Kinder- und Familienbuch ausgesprochen, von welchem bis jetzt erschienen sind:

Band I. Der illustrirte Kinderfreund.
Erstes ABC-, Lese- u. Denkbuch.
Die Kinderwelt mit ihren Freuden, die Menschen mit ihren Beschäftigungen, die Thiere und ihre Lebensweisen.
Mit **465 Abbildungen** u. kolorirtem Titelbild.

Band II. Der illustrirte Jugendfreund.
Schilderungen des Weltgebäudes und seiner Wunder; in Bildern aus der Natur, dem Leben der Menschen und der Thiere, der Vergangenheit und Gegenwart.
Mit **182 Abbildungen** und kolorirtem Titelbild.

Band III. Das Buch wunderbarer Erfindungen.
In Erzählungen für die reifere Jugend.
Mit **125 Abbildungen** und kolorirten Bildern.

Bd. IV. Das Buch denkwürdiger Entdeckungen
auf dem Gebiete der Länder- u. Völkerkunde.
Mit **80 Abbildungen**, einer Karte u. kolor. Bildern.

Band V. Das Buch der Arbeit I.
Wanderungen durch die Werkstätten des Gewerbfleißes; in Bildern aus den Beschäftigungen der Menschen.
Mit **85 Abbildungen** u. prachtvollem **Frontispice.**

Band VI. Das Buch der Wunder I.
Wanderungen durch die Ruinen der Vergangenheit und die Riesenwerke der Gegenwart.
Mit **85 Illustrationen** und kolorirtem Titelbilde.

Band VII. Das Buch der Thierwelt I.
Denkwürdige Erzählungen aus der Lebensweise, den Sitten und Gewohnheiten der Thiere.
Zweite Auflage.
Mit **125 Illustrationen** u. kolorirtem Titelbilde.

Band VIII. Das Buch der Thierwelt II.
Jagd und Fang der Thiere, ihre Wanderungen, ihre Zähmung und Zucht, sowie ihr Verhalten hierbei.
Mit **110 Abbildungen** und kolorirtem Titelbilde.

Band IX u. X. Das Buch der Welt.
Wanderungen nach Nord und Süd, Ost und West zu den Wohnstätten der Gesittung und den Bewohnern der Wildniß.
2 Bände. I. Die alte Welt. II. Die neue Welt.
Mit **200 Abbildungen** u. kolor. Bildern.

Band XI. Das Buch der Arbeit II.
Wanderungen durch die Werkstätten des Gewerbfleißes. In Bildern aus den Beschäftigungen der Menschen.
Mit **100 Abbildungen** und einem kolorirten Titelbilde.

Band XII. Das Buch der Wunder II.
Wanderungen zu den Schöpfungswundern d. Festlandes.
Mit **100 Abbildungen** u. kolor. Titelbilde.

Jeder Band wird **einzeln** gegeben und kostet **geheftet** 22½ Sgr.
In eleg. **kolorirtem Umschlag cartonnirt** 25 Sgr. — In **prachtvollem engl. Einband** 1 Thlr.
Je zwei Bände in reichverziertem Doppelband 2 Thlr.

Nouvelle Bibliothèque illustrée pour la Jeunesse et la Famille. I. Vol.

Le Livre d'or I. Abécédaire français illustré pour les petits enfants. Nouvelle méthode de lecture, propre à développer l'intelligence et la mémoire des enfants et à les instruire en les amusant. Par Mlle. L. Bouc. Orné d'un grand nombre (200) de jolies Vignettes. En reliûre richement dorée. Prix: 20 Sgr. — broché 15 Sgr.

Avec la boîte typographique (Französisches Lesespiel — jeu pour apprendre à lire aux enfants). Prix: 1 Thlr. — **La boîte typographique** à part 10 Sgr.

Die Verfasserin hat versucht, in diesem prächtig ausgestatteten Büchlein den Müttern und Erziehern, so wie allen jenen Personen, welche den Leseunterricht der Kinder zu leiten haben, einen Führer an die Hand zu geben, welcher den Kindern das Lesen und Erlernen der französischen Sprache erleichtert, indem durch Anschauungsunterricht das Lesen spielend in kürzester Zeit und in eben so unterhaltender wie belehrender Weise beigebracht wird.

L'auteur de ce charmant petit ouvrage a tâché d'y réunir tout ce qui peut faciliter aux enfants l'usage de la langue française, en donnant aux mères, aux institutrices et à toutes les personnes qui s'occupent de l'éducation, un guide sûr, et qui tout en amusant les élèves les met à même de savoir lire en très-peu de temps.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

No 7c 16-11-48

Empfehlenswerthe Bücher für das Haus und die Familie,

welche sich besonders zu Festgeschenken eignen.

Das Buch der Erziehung für denkende Frauen. Eine Mitgabe fürs Leben. Den glücklichen Müttern eines neuen Geschlechts gewidmet. Miniaturausgabe. Elegant cartonnirt 20 Sgr. — In eleg. engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Für das heilige Werk der Erziehung den Müttern als Freund und stiller Berather zur Seite zu stehen, ihnen das Gediegenste aus dem Schatze von Lehren und Regeln für die häusliche Erziehung ihrer Kinder in kürzester und übersichtlichster Weise darzustellen, ist der Zweck dieses Büchleins, welches Lichtstrahlen aus den Werken unserer gefeiertsten Pädagogen über Erziehung und den hohen Beruf der Mütter enthält.

Das Buch der Hausfrau. Herausgegeben von **Dr. H. Berndt.** Zur Verbreitung häuslichen Wohlstands und Comforts. Mit **170** in den Text gedruckten Abbildungen. Enthaltend auf 430 Seiten mehr als **800** gemeinnützige, sorgfältig ausgewählte größere und kleinere Mittheilungen über Hauswesen im Allgemeinen, insbesondere über:

I. Die Wohnung im Allgemeinen. II. Die einzelnen Theile der Wohnung. III. Der Garten. IV. Das häusliche Rechnungswesen. Die häusl. Feuerordnung. Die Gründung, Erhaltung u. Vermehrung häuslichen Wohlstandes.

Zweite Ausgabe elegant cartonnirt $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Illustrirte Haus-Agenda für Frauen. Haushaltungs-, Tage- und Notizbuch, sowie Familienchronik. Mit 24 brillanten Illustrationen.

Inhalt:

Küchen-, Blumen- und Zimmergarten. — Vollständiger Speisezettel auf ein Jahr. — Speise- und Vorrathskammer. — Brief- und Besuch-Journal. Einnahmen- und Ausgaben-Conto. — Wohnungs-Inventarium. — Adressen- und Erinnerungs-Kalender. — Sinnsprüche auf jeglichen Tag.

Preis: Elegant geheftet 15 Sgr. — In eleg. Mignonband cart. 1 Thlr.
In englischem Einband mit Papier durchschossen $1\frac{1}{3}$ Thlr. — Dasselbe undurchschossen 1 Thlr

---

Die Kinderstube. (Festgeschenk für das erste Kindesalter.) Zwei Bändchen in buntem Umschlag mit 260 Abbildungen.

1. Bändchen vom Lehrer **L. Thomas:** Unterweisung einer Mutter durch Wort und Bild für brave Kinder, welche lesen lernen wollen. Mit **200** Bildern. 15 Sgr.
2. Bändchen vom Cantor **F. A. Glaß:** Kleine Erzählungen, Gedichte und Verschen. Mit **60** Bildern. 20 Sgr.

Die kleinen Thierfreunde. Fünfzig Unterhaltungen zwischen Kindern und Thieren. Ein lustig Büchlein für die liebe Jugend von **Dr. Carl Pilz.** Mit 60 Abbildungen und colorirtem Titelbilde u. s. w. In eleg. Mignonbande 20 Sgr.

Die kleinen Pflanzenfreunde. Botanische Wanderungen durch Feld und Garten, Wald und Flur. Verfaßt von **Hermann Wagner.** Mit 65 in den Text gedruckten Abbildungen, sowie einem colorirten Titelbilde. Elegant cartonnirt. Preis 25 Sgr.

Diese allerliebsten, reich mit Bildern aller Art ausgestatteten Büchlein sind ihres kindlichen und gemüthlichen Inhalts wegen überall Lieblingsbücher der lieben Jugend geworden und mögen jedem Familienkreise, allen Kinderschulen und Kindergärten mit gutem Gewissen auf's Wärmste empfohlen sein.

Die Schule des Zeichners. Praktische Methode zur Erlernung des Zeichnens, zum Selbstunterricht, sowie für Schulen. Herausgegeben von **Dr. L. Bergmann.** Mit 300 in den Text gedruckten Abbildungen als Zeichnungsvorlagen und zur Veranschaulichung für Alle, welche zeichnen lernen wollen.

Inhalt:

I. Erste Anfangsgründe. — II. Einfache Körper. — III. Von der Beleuchtung (Schattirung). — IV. Blumenzeichnen und Ornamente. — V. Landschaftszeichnen. — VI. Figurenzeichnen — VII. Thierzeichnen. — VIII. Perspektive. — IX. Die Lehre von Licht und Schatten. — Anhang: Die Schule des Holzschneiders, — des Kupfer- und Stahlstechers, — des Lithographen, — der Glyphographie und Galvanoplastik.

Eleg. geheftet 1 Thlr. In eleg. Einband $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

PROVINCIAL LIBRARY
& ARCHIVES
VICTORIA B.C.
SPLENDOR SINE OCCASU.
Northwest Collection

Kane, des Nordpolfahrers

Erlebnisse in vier Erdtheilen.

Neue

Jugend- und Hausbibliothek.

Mit

vielen Tonbildern, zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen,
colorirten Bildern, Karten ꝛc.

Zweite Serie. Sechster Band.

Ein Weltfahrer

oder

Dr. E. K. Kane's Erlebnisse in vier Erdtheilen.

Herausgegeben

von

J. G. Kutzner.

Mit vielen in den Text gedruckten Illustrationen, Tonbildern u. s. w.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1861.

Kane im Kampf mit den Mexikanern.

Zu Kutzner, Aus vier Welttheilen. S. 208. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Ein Weltfahrer

oder

Erlebnisse in vier Erdtheilen.

Jugend, Schicksale, Reisen und Entdeckungen

von

Elisha Kent Kane

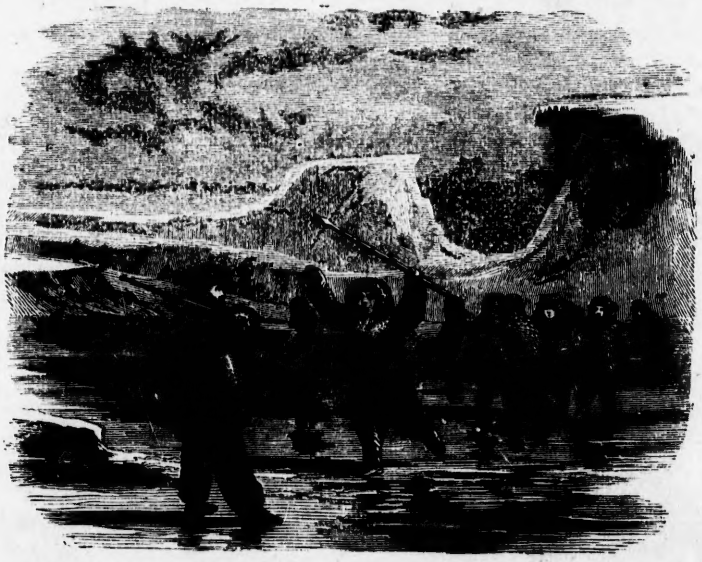
dem Nordpolfahrer.

Unter Benutzung der besten amerikanischen Quellen herausgegeben

von

J. G. Kutzner,

Verfasser der Reise S. K. H. des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien u. a. W.



Mit sechs Tonbildern und 100 in den Text gedruckten Abbildungen.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1861.

NW
998
K16KL

Vorwort.

Sobald dem jugendlichen Leser die Welt des Märchens, dieses in sich abgeschlossene Reich mit seinem eigenthümlichen Zauber, nicht mehr genügt, sobald er wissensdurstig nach reeller Wirklichkeit verlangt, wie Geschichte und Länderkunde ihm bieten, — bevorzugt er wol am liebsten solche Schilderungen aus den beiden letztgenannten Gebieten, welche den soliden Kern der Wahrheit einkleiden in das bunte Gewand der Novelle oder des Romans.

In dieser Form waren die vorhergegangenen Bände dieser Serie gefaßt. Der Skalpjäger schilderte das Leben und Treiben von Amerika, insbesondere des Nordens und der Mitte der neuen Welt, die Buschjäger führten unter die Ansiedler und Urvölker der Südspitze Afrika's, und Lyu Payo geleitete den Leser nach dem vielbesprochenen China.

Der vorliegende Band weicht von den genannten wesentlich dadurch ab, daß er in jeder Beziehung nur reelle Wahrheit bietet. Der Held des Buches ist eine geschichtliche Person, kein Kind der Phantasie.

Der Leser belauscht den berühmten Nordpolfahrer E. K. Kane bei seinen Knabenspielen und seinen vorbereitenden Studien, — dann aber begleitet er ihn im schnellsegelnden Schiffe durch den größten Theil der bekannten Welt, auf abenteuerreichen und gefahrvollen Fahrten durch vier Erdtheile.

An die sonnedurchglühte Tropenlandschaft mit Palmen, Tigern und Elephanten schließt sich die finstere Winternacht des eisumstarrten Polarlandes mit dem weißzottigen Eisbär. — Dort treffen wir auf den unbekleideten Singhalesen, den Negrito der Philippinen, den Chinesen, den Hindu, den Aegypter und Aschanti, — hier auf den dickbepelzten Eskimo inmitten eines Rudels heulender Hunde. Aber mitten aus diesem bunten, aufregenden Leben, aus dem spannenden Wechsel der Scenerien tritt uns die edle Gestalt Kane's entgegen, des hochachtbaren, energischen Menschen, der die Leiden des Körpers zu vergessen sucht im Kampfe mit den Mächten der Außenwelt und des Geschickes.

Nicht jagte er nach Zerstreuung durch üppigen Sinnenreiz, — dem Wohle Anderer galt sein Wirken als Arzt und als Führer der durch ihn berühmt gewordenen Polarexpedition. So ward er, den man als Jüngling bereits dem Tode verfallen glaubte, der fast ununterbrochen mit den empfindlichsten Leiden des Körpers zu kämpfen hatte, schließlich zum Helden: ein leuchtendes Vorbild für jeden, großen Ideen und Absichten nicht entfremdeten Jüngling und Mann, selbst noch für Denjenigen, welchen Natur und Geschick mit reichen Gaben gesegnet.

Möchte der Lebenslauf dieses interessanten und verdienstvollen Menschen mit seinem manchfachen Wechsel, seinem heitern Kolorit und seinem gehaltreichen Ernst von unsern Lesern eben so gern aufgenommen werden, als es uns Vergnügen gewährt hat, ihnen denselben zu bieten.

Leipzig, im Sommer 1860.

Die Redaktion der illustrirten Bibliotheken.

153022

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Kane's Jugendjahre.

Elisha in der Schule. — Elisha als Richter auf dem Dache. — Kane's List gegen die Uebermacht. — Nächtliche Besteigung des Schornsteins. — Elisha's Studien. — Erste Exkursionen. — Virginia-Universität. — Herzleiden. — Wahl eines Lebensberufs. — Kane bei Dr. Harris. — Anstellung als Schiffsarzt 1

II. Nach Madeira!

Leben auf der „Brandywine". — Ankunft in Madeira. — Funchal. — Die Stadt und ihre Umgebung. — Vegetation Madeira's. — Fuhrwerke. — Die Bewohner der Insel. — Der Pico Ruivo. — Der Curral das Freiras. — Madeira's Klima. — Pflanzenzonen. — Geschichte der Insel 11

III. Streifzüge in Brasilien.

Anblick der brasilianischen Küste. — Die Bai am Nitherohy. — Einfahrt in den Hafen von Rio de Janeiro. — Die Stadt. — Straßenleben. — Die Sklaven. — Die Mischlinge. — Bauart der Häuser. — Der Waarenmarkt. — Kirchen. — Die Wasserleitung. — Botafogo. — Krönung Dom Pedro's II. — Geschichtlicher Ueberblick von Brasilien. — Der Marannon. — Bewohner Brasiliens. — Naturleben am Amazonenstrom. — Das Orgelgebirge. — Weg durch den Urwald. — Hauptformen der Gewächse und Thiere. — Die Urbevölkerung Brasiliens 20

IV. Kane's Fahrten in Ostindien.

Kap der guten Hoffnung. — Die Ostindienfahrer. — Ankunft an der Küste Ostindiens. — Banianenfeige. Kokos, Banane, Palmyra. — Bombay. — Die Bevölkerung. — Ein Parsi-Tempel. — Leichenbestattung. — Umgebung Bombay's. Malabar-Hill. — Hindu-Tempel. — Entsündigungsgebräuche. — Die Munba Dewi. — Ostindische Plagen. — Ausflug nach Elephanta. — Götterbilder. — Indischer Wald. — Die Festung Daulatabad. — Felsentempel von Ellorah. Tempel von Keilas und Karli. — Charakter der Hindu. — Fakirs. — Tempel zu Ramisseram. — Indische Götterlehre. — Kasten. — Die Würger. — Sitten. — Die Muhamedaner. — Die Sikhs 42

V. Jagdzug nach Ceylon.

Colombo. — Die Singhalesen. — Teufelsdienst. — Buddhismus. — Ein buddhistischer Tempel. — Kandy. — Mehentèle. — Anuradhapura. — Jata Wana Rana. — Vegetation auf Ceylon. — Der Weg ins Innere der Insel. — Der heilige Zahn. — Jagden auf Ceylon. — Der Büffel. — Elephantenjagden 71

Seite

VI. Entdeckungsreisen nach Luzon und in dem Krater des Vulkans Tael.

Die Bevölkerung von Luzon. — Manila. — Cigarrenfabrikation. — Sitten der Einwohner. — Wälder und Schlangen. — Hahnenkämpfe. — Prozessionen. — Der Vulkan Tael. — Kane's Abenteuer in demselben. — Der Vulkan Mayon. — Mineralreichthum Luzons. — Klima der Insel. — Das Bambusrohr. — Vegetation. — Die Spanier auf Luzon. — Die Indianer. — Heirathsgebräuche. — Religiöse Ansichten. — Die Tinguianen. — Das Siegesmahl. — Sitten der Tinguianen. — Die Iguroten. — Die Negrito's. — Jagden am Charfreitag 86

VII. Kane als Arzt in China.

Makao. — Camoens. — Tempel in Makao. — Ein chinesisches Gastmahl. — Kanton. — Chinesisches Flußleben. — Die Wasserstadt. Das Innere von Kanton. — Wachtelkämpfe. Wetten. — Oeffentliche Aufzüge. — Besuch eines Mandarinenpalastes. — Religion der Chinesen. — Chinesische Aerzte. — Der Sarg. — Begräbnißgebräuche. — Kane's Thätigkeit und Krankheit in China 119

VIII. Kane's Streifzüge nach Singapur, Borneo und Sumatra.

Singapur. — Hafenleben daselbst. — Borneo. — Die Dajaks. — Ihre Wohnungen und Sitten. — Seeräuber. — Malayen. — Der Sultan von Solok. — Sir James Brooke und sein wunderbares Leben. — Sarawak und Labuan. — Sumatra. — Kampherfucher. — Die Battaker. — Ida Pfeiffer 139

IX. Zweiter Besuch von Indien.

Kalkutta. — Das Leben daselbst. — Raben und Geier. — Leichenverbrennung. — Die Göttin Kali. — Der Tempel von Dschaggernat. — Krischna. — Reise nach dem Himalaya. — Fahrt auf dem Ganges. — Die Ghants. — Benares. — Schlangenbändiger. — Agra. — Festzüge. — Akbar. Fattehbur Sikri. — Delhi. — Der Palast des Großmoguls. — Die Siths. — Guru-Gowind. — Rendschit Sing. — Grabmal desselben. — Das Himalayagebirge. — Das Tarrai. — Tigerjagden. — Dwakarnath Tagur. — Indische Weltanschauung. — Kane's Reise nach Aegypten 151

X. Kane's Reisen in Aegypten.

Fahrt auf dem Nil. — Kairo. — Die Bevölkerung daselbst. — Sitten. — Die Mamelucken. — Die Pyramiden von Gizeh. — Besteigung der Cheopspyramide. — Felsengräber. — Grabgrotten zu Benihassan. — Oschmunain. — Maabdeh. — Bewässerungsanstalten. — Denderah. — Ruinen des alten Theben. — Tempel von Luxor. — Karnak. — Besteigung der Memnonssäule. — Zusammentreffen mit Professor Lepsius. — Esneh. — Esfu. Assuan. — Die Insel Elephantine. — Die Nil-Kataraften. — Tempel zu Philä. — Verlust der Reisegeräthe. — Raubanfall. — Die Pest 173

XI. Umschau in Europa.

Griechenland. — Athen. — Akropolis. — Eleusis. — Die Eleusinischen Feste. — Platää. — Leuktra. — Chäroneia. — Der Helikon. — Die Thermopylen. — Der Oeta. — Der Parnaß. — Delphi. — Von Griechenland nach Triest. — Schweizerreise. Ankunft in Philadelphia 193

XII. Besuch von Guinea.

Aschanti und Dahomeh. — Sitten der Neger. — Wohnungen. — Zauberer. — Haartouren. — Stuhlträger. — Sklavenopfer. — Audienz beim König. — Königliche Vergnügen in Afrika. — Das Küstenfieber 199

Seite

XIII. Kane als Krieger in Mexiko.

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko. — Ursachen desselben. — Santa Anna. — Kane's Sendung nach Mexiko. — Die Fahrt über den Meerbusen. — Kampf mit den Guerillas. — Kane's Tapferkeit und Edelmuth. — Der Ehrendegen und drei Hurrahs! — Das Land Mexiko. — Klima. — Der Yorullo. — Der Popokatepetl. — Die Schwefelgrube. — Bewohner Mexiko's. — Die Kreolen, Kaziken und Indianer. — Wasserwanzen und Koschenille, Mineralreichthümer. — Die Stadt Mexiko. — Bevölkerung derselben. — Trachten und Sitten. — Mexikanische Alterthümer 205

XIV. Die erste Grinnell-Expedition zur Aufsuchung Franklin's.

Dr. Kane an der Küste von Florida. — Seine Berufung zur Grinnell-Expedition. — Bedenken des Kapitäns. — Kane's Kajüte. — Arktische Studien. — Kletterversuche. — Begegnen mit Kapitän Roß. — Die Beechey-Insel und ihre Gräber. — Der erste arktische Winter. — Kleiderkünstler am Nordpol. — Theater in Grönland. — Das Fest der neuen Sonne. — Kajütenleben und Tageskalender. — Eine Entdeckung in der Wintermütze. — Eisbärjagden. — Arktischer Frühling. — Rückreise. — Godhaven. — Bei den christlichen Eskimos. — Pröven. — Hundetragödie zu Holsteenborg. — Upernivik. — Die Gouverneurswohnung und der Garten. — Eine Geschichte aus dem Eskimoleben. — Fahrt nach New-York 221

XV. Die zweite Grinnell-Expedition.

Kane's Pläne zu einer neuen Polarreise. — Ausrüstung. Hans Christian, der Eskimo-Jäger. — Die Melvillebai. — Die Scharlachklippen. — Kampf mit dem Nordsturm. — Die Schrecken der Winternacht. — Die schlimme Schlittenpartie. — Wahnsinnanfälle. — Eskimobesuche. — Der Humboldtgletscher. — Robbenschießen. — Arktische Sommerfreuden. — Traurige Kundschaft. — Bärenbesuch. — Das offne Polarmeer. — Die Eider-Insel. — Trostlose Winteraussichten. — Eskimoleben. — Skorbut und Hungersnoth. — Walroßjagd. — Zwei Ausreißer. — Eskimositte. — Bärenjagd. — Die Rückreise 255

XVI. Kane's letzte Tage.

Allgemeine Anerkennung der Verdienste Kane's. — Reise nach England. — Heftiges Erkranken. — Rückkehr. — Aufenthalt auf Havanna. — Letzte Tage und Tod. — Ehrenvolle Nachrufe und Würdigung des edlen Charakter's Kane's 297

Die zu diesem Buche gehörigen Tondrucktafeln sind in folgender Weise einzuheften:

Kane im Kampf mit den Mexikanern (S. 208) . . . . . (Titelbild)
Thierkampf im Urwald auf Luzon 90
Kane im Krater des Vulkans Taal 98
Ein Siegesfest der Tinguianen (Luzon) 111
Das Moharremfest in Indien 152
Die Gräber auf der Beechey-Insel 230

Seite
. 205
. 221
. . 255
. 297
(Titelbild)
. 90
. 98
. 111
. 152
. 230

I. Kane's Jugendjahre.

Elisha in der Schule. — Elisha als Richter auf dem Dache. — List gegen die Uebermacht. — Nächtliche Besteigung des Schornsteins. — Elisha's Studien. — Erste Exkursionen. — Virginia-Universität. — Herzleiden. — Wahl eines Lebensberufs. — Kane bei Dr. Harris. — Anstellung als Schiffsarzt.

Aus vier Welttheilen führen die nachstehenden Blätter dem Leser eine bunte Reihe fesselnder Bilder vor, die sich innig an die Persönlichkeit eines ebenso interessanten, wie vielgenannten Mannes knüpfen. In ihnen spiegelt sich gleichzeitig das reiche Leben der Erde mit den lebhaftesten Farben wieder, von der üppigen Fülle der Tropenzone an bis zu den starren Eisgefilden des kalten Nordens; in ihnen tritt aber auch gleichzeitig die Gestalt eines seltenen Menschen uns in einer Weise entgegen, welche unsre höchste Achtung und Bewunderung erweckt. Wir lernen ein Vorbild nie rastender Thatkraft kennen, ein Beispiel von Humanität, die ihr höchstes Glück darin findet, für Andere zu leben und die jeden Augenblick bereit ist, das eigne Leben als Opfer für das Wohl der Brüder zu bieten.

Wenn wir hierbei aber unsern Lesern sagen, daß der Held unsers Buches alle jene ausgedehnten Reisen durch den größten Theil der Welt innerhalb einer Spanne Zeit beendigte, daß er jene Fülle von Thaten als ein kranker Mann vollbrachte, der kaum sicher war, den nächsten Morgen zu erleben, und daß er dennoch bei allen Leiden und Abenteuern eine Liebenswürdigkeit, ja oft sogar einen Humor entwickelte, wie sie sonst nur Glücklichen eigen zu sein pflegen, — so werden unsre Leser sich unwillkürlich in einen Roman versetzt wähnen, den eines Dichters lebhafte Phantasie ersonnen. Und doch ist Alles lautere Wirklichkeit! Wir bieten in Nachstehendem ein Gemälde aus dem Leben, nach der Natur gezeichnet, und

stellen in dem Lebensabriß Elisha Kane's zugleich ein Heldenbild auf, das eine Zierde jeglicher Nation sein könnte, würdig als Vorbild jedem Strebenden, ein hehrer Trost für Jeden insbesondere, dem körperliche Leiden fortwährend als Hemmnisse erscheinen, das vorgesteckte geistige Ziel zu erreichen.

Kane's Name schließt sich innig an die Geschichte der Nordpolexpeditionen an, insbesondere an jene Versuche, die sich die Aufsuchung Franklins zum Ziele setzten. Das Schicksal des allgemein gefeierten Sir John Franklin, der mit hundert und achtunddreißig der auserlesensten Begleiter im Polarmeer spurlos verschwunden war, hat mehr als ein Jahrzehnt hindurch die lebhafteste Theilnahme aller civilisirten Völker in hohem Grade erregt. Bevor man nicht die sichersten Beweise von dem Tode des Braven erlangt hatte, klammerte sich die Hoffnung an den Gedanken fest: es möge doch wol wenigstens ein Theil jener abgehärteten und erprobten Seehelden dem Untergange entronnen sein und an eisumgürteter Küste, auf wogenumtostem Riffe nach Hülfe aus der Heimat umschauen. England machte die großartigsten Anstrengungen, die Vermißten aufzusuchen, Anstrengungen, wie sie kaum eine andere Nation je in gleich aufopfernder Weise für eine verloren gegangene Expedition veranstaltet hat. Aber auch das stammverwandte Volk der Vereinigten Staaten Nordamerika's nahm in edlem Wetteifer Antheil an den gefahrvollen Versuchen Franklin aufzufinden. Jene Bemühungen haben eine Reihe ebenfalls höchst interessanter Reisen hervorgerufen, haben neue Helden in der Geschichte der Entdeckungen erzeugt und uns Gestalten und Charaktere vorgeführt, die ebenso in hohem Grade unsre Bewunderung, Hochachtung und innige Theilnahme erwecken, wie die Vermißten.

Einer der interessantesten jener Männer, die sich einen wahren Lebensberuf daraus machten, den vermißten Seehelden mit seinen Genossen aufzusuchen, ist der Amerikaner Elisha Kane. Zweimal lenkte er den Kiel seines Schiffes in das eiserfüllte, rabenschwarze Polarmeer, — eine dritte Fahrt bereitete er vor, — als er, durch die Anstrengungen der letzten Reise vollends zerrüttet, zur langen Ruhe dahinsank, ein Held, gefallen im Dienste der Menschlichkeit und treuen Pflichterfüllung.

Kane steht in der Geschichte der Nordpolfahrten da als unerschrockner Seemann, zugleich aber auch als liebenswürdiger, von wahrer Gottesfurcht und Menschenfreundlichkeit durchdrungner Mann, kaum von einem zweiten übertroffen. Sein Verhalten in den schauerlichsten Zeiten des Polarwinters gegenüber seinen leidenden Genossen, seine Ruhe in den Augenblicken der furchtbarsten Gefahr, ja seine ganze Persönlichkeit fesseln in so hohem Grade, daß wir begierig nach der frühern Geschichte eines solchen Mannes fragen, nach der Schule, die er im Leben bis dahin durchlaufen, wo er die schwersten Proben glänzend bestand.

Elisha Kent Kane wurde am 3. Februar 1820 in Philadelphia geboren, wo sein Vater als Richter noch lebt und sich eines guten Rufes erfreut. Seine Mutter sowie auch seine drei Brüder und eine Schwester leben ebenfalls noch. Die Familie Kane's befindet sich seit mindestens einem Jahrhundert in Amerika. Von sieben Geschwistern war Elisha das älteste und war in den ersten Jahren seines Lebens mit einem kräftigen Körper ausgestattet, der ihn die

gewöhnlichen Kinderkrankheiten mit Leichtigkeit überstehen ließ. Seine kräftige, feste Muskulatur erweckte in Andern eine Meinung über sein Gewicht, welche über die Wirklichkeit hinausging; der Knabe schien dicker und korpulenter, als er in der That war. Zu der Energie seiner Muskeln gesellte sich eine außerordentliche Gewandtheit in Bewegungen jeder Art; die Gestalt des ganzen Körpers sowie der einzelnen Glieder war zu gymnastischen Uebungen ganz vorzüglich geeignet, weshalb sich der kleine Elisha dergleichen Uebungen mit besonderer Vorliebe zuwandte. Sein lebendiges Wesen ließ ihn nirgend ruhen, und dadurch machte er den Seinen im Hause viel zu schaffen. Wie ein kleiner Rebell kehrte er in der Wohnung das Unterste zu oberst. In seinen kleinen, tüchtigen Fäusten arbeitete er stets wie in einer Dampfmaschine und dabei überlegte er freilich nicht immer sonderlich, ob es auch andern so angenehm sei. Sorglos lebte er in den Tag hinein, und in seiner Furchtlosigkeit ging er nicht selten über seine Kräfte hinaus. Bei alledem war er dennoch seinen Geschwistern ein liebender Bruder, der dieselben mild behandelte, und wie es ihm als dem Erstgeborenen zukam, sie beschützte und überwachte, wo es noth that. Er war noch nicht 9 Jahr alt, als er folgendes schöne Beispiel geschwisterlicher Liebe gab. Seinem um 2 Jahre jüngern Bruder war in der Schule, die sie gemeinschaftlich besuchten, vom Lehrer eine Strafe zuerkannt worden. Kaum hatte Elisha den Ausspruch des Lehrers vernommen, da sprang er in gewohnter Lebendigkeit von seinem Sitze auf, schlug sich als Beschützer seines Brüderchens ins Mittel und rief dem Lehrer in einem fast mehr befehlenden als bittenden Tone die Worte zu: „Schlagen Sie ihn nicht; er ist noch ein so kleiner Bursche; — schlagen Sie mich!" Diese auf ein gütliches Uebereinkommen abgesehenen Worte kamen offenbar aus einem weichen, mitleidigen Herzen; doch fehlte Elisha darin, daß er sich nicht aufs Bitten allein beschränkte. Dieser Verstoß hatte zur Folge, daß der Lehrer Elisha's Vermittelungsversuch für eine strafbare Auflehnung gegen die Autorität seiner Person aufnahm und ihn daher mit den Worten zurechtwies: „Und Dich werde ich auch züchtigen!" Das Urtheilsvermögen des Knaben war noch nicht soweit vorgeschritten, den Antheil seiner Schuld an dieser unglücklichen Wendung der Sache zu begreifen; er hielt sich lediglich an die gute Absicht, die er für seinen kleinen Bruder gehegt und war daher der Meinung, daß der Lehrer eine Ungerechtigkeit auszuüben im Begriff stehe. In Elisha's Charakter lag aber von Jugend auf ein lebendiges Gerechtigkeitsgefühl und er widersetzte sich jeglicher Ungerechtigkeit mit seiner ganzen Kraft. So that er auch hier. Dieses Gebahren aber hatte, weil ungerechtfertigt, einen sehr unangenehmen Auftritt zur Folge, der aller Schulordnung zuwider war, worauf er das Schulzimmer verlassen mußte.

Ein anderes Mal, wo sich sein Unwille gegen Ungerechtigkeit wiederum Luft machte, war er jedoch wirklich im Recht. Es waren nämlich vier oder fünf Knaben aus der Nachbarschaft auf das Dach eines Hintergebäudes geklettert, das zu seines Vaters Besitzung gehörte, und schossen von diesem Versteck herab mit Thonpfropfen auf die im Hofe befindlichen Mädchen. Auf das Geschrei der Getroffenen eilt der zehnjährige Elisha herbei, wirft sich sofort kühn zu ihrem Vertheidiger auf und fordert in dem Tone eines beleidigten jungen Gentleman die Missethäter auf,

von ihrem Muthwillen abzulassen und sich aus dem Hofe zu entfernen. Die Antwort der sich dort oben ganz sicher fühlenden Buben war eine volle Ladung gegen Elisha. Dieser Frevel erregte den Zorn des Knaben aufs höchste; augenblicklich erfaßt er die Dachrinne, schwingt sich auf das Dach hinauf und steht plötzlich unter den Uebelthätern, noch ehe diese auf die Flucht haben Bedacht nehmen können. Jetzt hat er sie in seiner Gewalt und kann nun nach seinem Belieben mit ihnen unterhandeln. Das Dach war steil und darum für seine erschreckten Gegner gefährlich, für ihn aber, den gewandten und muthigen Knaben, bot es hinlängliche Sicherheit und Festigkeit der Stellung, so daß er über seine Kräfte frei verfügen konnte, während seine Gegner bei dem geringsten Versuche des Widerstandes Gefahr liefen, hinabzustürzen. In dieser vortheilhaften Situation nahm er nun die Sünder alle der Reihe nach vor und ließ jedem nach Verdienst und Gebühr seine Strafe zukommen. Aber, nicht zufrieden mit der bloßen Züchtigung, verlangte er nun auch noch Buße, und so zog er einen Jeden der Reihe nach bis an den Rand des Daches und hielt ihn hier so lange fest, bis er förmlich Abbitte gethan. Bevor er noch diesen letzten Akt der Genugthuung mit der ganzen Gesellschaft beendet hatte, rief ihm sein kleiner Bruder Tom, der vom Hofe aus Zeuge dieses Schauspiels gewesen war, in der ängstlichen Besorgniß, daß der Eine oder Andere herabfallen und wol gar den Hals brechen könne, ängstlich zu: „Komm herab!" Elisha aber, in vollem Amtseifer, ließ sich durch diese wohlgemeinte brüderliche Mahnung nicht stören und entgegnete kurz: „Mein Tom, noch haben nicht Alle Abbitte gethan!" —

So streng er es indessen mit der Abbitte bei Andern nahm, so wenig wollte er begreifen, daß auch er Abbitte thun müsse, wenn er gefehlt habe; sein noch nicht geläutertes Ehrgefühl sträubte sich dagegen. Durch solche Knabenstreiche verrieth sich schon früh die Energie seines Charakters.

Um Mittel, seine Pläne durchzuführen, war Elisha nicht verlegen; er wußte sich auch in schwierigen Lagen Rath zu schaffen. Einstmals — er war noch nicht 12 Jahr alt — wurde er auf der Werfte durch das überaus rohe Benehmen eines frechen Lümmels, der stark und auch boshaft genug war, dem Knaben alle Glieder zu zerschlagen, in Zorn gesetzt. An Widerstand und gerechte Vergeltung war bei einem solchen Gegner nicht zu denken; aber eben so wenig war Elisha zur Unterwerfung geneigt. Es galt daher, auf Mittel und Wege zu denken, das scheinbar Unmögliche dennoch möglich zu machen. Kane fand auch hier einen Ausweg. Er bemerkte nämlich einen Strick, der von einem Krahne herabhing. Rasch erfaßte er denselben, lief einige Schritte rückwärts, gab sich dann springend einen tüchtigen Schwung, fuhr so schwebend auf den groben Lümmel los, und stieß ihn mit seinen Knieen so gewaltig in das Gesicht, daß er ihn zu Boden streckte. Im nächsten Augenblicke vollbrachte der entschlossene Knabe mit einem tüchtigen Satze den Rückzug unter die umstehenden Leute, welche dem Schauspiele zugesehen hatten und nun dem klugen und gewandten Zuchtmeister in ihren Schutz nahmen.

Seine Umgebung freilich faßte diese Knabenstreiche nach ihrer Schattenseite auf, und so kam denn Elisha in den Ruf eines wilden Buben, der sich an keine

Kane auf dem Schornsteine.

Ordnung gewöhnen wolle, auf keine Ermahnung höre und sich leichtsinnig alle Gedanken an die Zukunft aus dem Sinn schlage.

Schon mit 10 Jahren machte Elisha Wetterbeobachtungen, gab auf den Mond Acht, und erspähte nebenbei alle günstigen Gelegenheiten, welche die Nacht darbot, um über die Hecken zu springen, die Hintergebäude zu erklettern und auf die Bäume zu steigen, die er von seinem Schlafzimmer aus zu Gesicht bekam. Wie eine Katze überall hindurchzukriechen, hinaufzuklettern und hinabzurutschen, war für ihn das größte Vergnügen, und durch solche Uebungen erhöhte er seine körperliche Gewandtheit wie seine Umsicht außerordentlich.

Die erste kühne That, welche eine Ahnung von dem in dem Knaben noch schlummernden Unternehmungsgeiste zu erwecken geeignet war, bestand in der nächtlichen Ersteigung eines großen Schornsteins, auf einem der Häuser seines Vaters. Das Hintergebäude an seinem Vaterhause war zwei Stock hoch, die Front drei Stock und eben so auch die an die Küche stoßenden Gebäude drei Stock. Damit der Rauch von den umliegenden höhern Gebäuden nicht auf die Esse der Küche drücke, war der Schornstein derselben noch 16 Fuß hoch über das Dach hinaus gebaut. So in herausfordernder Höhe emporragend, regte er bei unserm kleinen Wagehals die Frage an, wie er wol auf denselben hinaufgelangen könne. Nachdem er Alles gehörig besichtigt und überlegt hatte, ging er in Begleitung seines jüngern Bruders an die Ausführung seines Planes, denn er machte bei

seinen verwegenen Unternehmungen Niemand außer seinen Schlafgenossen zu seinem Vertrauten. Als Alles im Hause fest schlief und die Sterne gerade genug Licht gaben, um so viel sehen zu können, als nöthig war, ohne etwa den Verräther zu machen und die Sache zu vereiteln — ganz abgesehen von einer etwa außerdem noch zu erwartenden Züchtigung —, verließen die beiden Bürschchen das Bett und stiegen das Dach des Vordergebäudes hinab, bis sie auf das Dach der Küche kamen. Hier lag bereits eine Wäschleine, deren sich Elisha schon im Laufe des Tages versichert hatte, aufgewickelt in Bereitschaft, mit einem an das eine Ende festgebundenen Steine.

„Was soll denn der Stein, Elisha?"

„Siehst du Tom" — antwortete Elisha mit wichtiger Miene — „dieser Stein soll in den Rauchfang geworfen werden, damit er bis auf den Herd hinabkollert und die Leine mit sich nimmt, die ich dann, wenn ich wieder hinabgerutscht bin, dort befestigen kann. Nun gilt es aber einen Wurf. Der Schornstein ist fast zu hoch für mich — doch es muß gehen."

Nach einigen vergeblichen Versuchen war endlich der Wurf gelungen und der Stein an der Leine glücklich bis zu dem Herde hinabgelassen worden. Elisha begab sich nun durch eine Fallthür dorthin, und nachdem er die Leine an dem Herde befestigt hatte, stieg er wieder auf das Dach, und schickte sich an, ans Werk zu gehen. Doch halt! Der Schornstein ist ein sehr schlankes Gebäu, dicht am Rande des Giebels, und leicht könnte man beim Hinaufklettern einen Schwung darüber hinaus bekommen und 40 bis 50 Fuß freie Luft zwischen sich und dem Pflaster unten haben. Dem mußte vorgebeugt werden. Der kleine Tom muß also, gehörig instruirt, mit dem schlaffen Ende der Leine in der Hand, sich fest aufstellen, um Elisha immer auf der richtigen Seite des Schornsteins zu erhalten, so daß er, im Falle die Ziegel am Rande nachgeben und er hinabrutscht, gleichwol ohne alle Gefahr wieder auf das Dach kommt. Nachdem somit alle die nöthigen Vorbereitungen und Anordnungen getroffen sind, ergreift Elisha die Leine, stemmt den Fuß an den Schornstein, und abwechselnd eine Hand um die andere geht es hinauf bis an den Rand. Doch wie nun zum Sitzen kommen! Auch dazu weiß Elisha Rath. Mit der Hand an einem Ziegel sich aufzuschwingen, wäre zu gefährlich gewesen; nicht ohne große Anstrengung brachte er also den ganzen Unterarm auf den Rand des Schornsteins, und so von einem hinlänglich breiten Stützpunkte aus zog er vorsichtig den übrigen Theil seines Körpers nach und glücklich gelangte er oben zum Sitzen.

„Ach, Tom, was für ein herrlicher Platz ist das!" rief er entzückt aus. „Ich will mich bis zum halben Leib in den Rauchfang hinablassen und dich dann heraufziehen. Mache eine Schlinge in die Leine, damit ich dich heraufziehe. Fürchte dich nicht! Die Aussicht ist großartig hier oben!"

Doch der Wille war stärker, als die Kraft, und Tom mußte auf das gepriesene Glück verzichten.

Nun galt es aber auch wieder herabzusteigen, und das war, wenn auch nicht so schwierig, wie das Aufsteigen, so doch eben so gefährlich. Elisha vollbrachte auch dieses Werk mit Glück. Um jede Spur seines tollkühnen Unternehmens zu

vertilgen, wurde nun die Leine gewaschen und Alles, was zu einer Entdeckung führen konnte, sorgfältig beseitigt. Dann ging's wieder zu Bett, in welchem der kleine Wagehals am Morgen mit dem seligen Bewußtsein erwachte, sein Vorhaben glücklich ausgeführt zu haben.

An ähnlichen Streichen ist die Jugendzeit Elisha's reich. Je mehr er aber zu waghalsigen Unternehmungen hinneigte, um so weniger war etwas von Lust und Liebe zur Schule zu bemerken. Wie die Vögel in den Lüften lebte er sorglos in den Tag hinein, und so war er denn von seinem 8. bis 13. Jahre ein Schulbube, von dem man sich nichts versprach. Er hatte genug Zeit und Gelegenheit, etwas zu lernen, aber er wollte nicht; sein Kopf war mit andern Dingen zu viel beschäftigt. Die Lehrgegenstände der Schule zogen ihn wenig an. Vielleicht verstand man es auch nicht, ihm den Unterricht anziehend genug zu machen und von der Nothwendigkeit tüchtiger Schulkenntnisse zu überzeugen; er machte seine Schularbeiten nur gezwungen. Gleichwol fehlte es ihm nicht an außerordentlicher Lernbegierde; sie wurde nur nicht bemerkt, weil sie nach einer ganz andern Seite hin ging, als seine Lehrer es wünschten. Sein kräftiger, selbständiger Geist offenbarte sich in jeder Weise mit Energie, so auch im heftigen Widerstreben gegen Dinge, die seiner Neigung nicht zu entsprechen schienen. Bei alledem zeigte sich Elisha doch immer als ein Knabe mit edlem Kern. So war es ihm nicht möglich, sich durch Schein und List in ein vortheilhafteres Licht zu stellen. Er verschmähte es, besser zu scheinen, als er war; es lebte in ihm ein wahrheitliebender Sinn. Niemals that er etwas, womit er nicht selbst aus Ueberzeugung einverstanden war. Damit griff er allerdings seinem Alter vor, indem erst im reifern Alter die Ueberzeugung eine so geläuterte sein kann, daß man es wagen darf, seine Handlungsweise auf die eigene Ansicht allein zu stützen. Einem unreifen Knaben geziemt dies nicht; der muß das Urtheil der Eltern dem eigenen überordnen. Die Energie seines Charakters ließ indeß bei Elisha solche Unterordnung nicht zu, und die furchtlose Gradheit, die ihm später den Charakter edler Mannhaftigkeit verlieh, bereitete ihm in der Jugendzeit manche wohlverdiente Unannehmlichkeit. So kam es auch, daß Elisha mehrmals als Knabe die Schule wechseln mußte, weil er sich nicht in die bestehende Schulordnung fügen wollte.

Glücklicher, als in seinem Schullernen, war Elisha bei seinen Privatstudien. Er hatte Vorliebe für Chemie, Geologie und geographische Erforschungen, so wie für alle Leibesübungen; er zeichnete gern und liebte Hunde und Pferde. Die Bücher, welche er aus Neigung las, verschlang er förmlich nach Knabenart. Insbesondere liebte er den Robinson Crusoe.

Sein Vater, ein eben so praktischer Richter als tüchtiger Kenner der Literatur, ein Mann, der es mit der Verfolgung nützlicher Pläne sehr ernst nahm, verzweifelte an Elisha's Zukunft; denn schon war dieser 13 Jahre alt. Er sprach den Wunsch aus, daß sein Sohn sich für irgend einen Beruf entscheiden möge, sei es ein praktischer oder ein wissenschaftlicher. Das geschah nicht; indessen lag doch in Elisha's ganzem Wesen bereits die Anlage und die Lust zu Beidem begründet; es fehlte für ihn nur der rechte Angriff, ein passender Studienort. Darin lag der Fehler, den weder Sohn noch Vater erkannten. Elisha's Eigenschaf-

ten und Neigungen an sich ließen seine Ausbildung zu einem tüchtigen Manne durchaus nicht als unmöglich erscheinen; es fehlte ihm nur an der entschiedenen Neigung zu einem Lebensberufe, der guten Erfolg versprach. Halsbrechende Reitübungen vornehmen, Bäume und Felsen erklettern, mit Steinen werfen, Hunde abrichten, daneben aber auch mit Auge und Hand die Natur untersuchen, Geologie, Chemie und Geographie treiben, ferner auch mit andern Muskel- und Geisteshelden wacker ringen: das war ihm das Liebste. Zu anhaltender, regelmäßiger Thätigkeit zeigte er wenig Anlage, und so kam es denn, daß er 16 Jahr wurde, ohne ein seinen Fähigkeiten entsprechendes, solides Wissen sich angeeignet zu haben. Das war aber auch das Alter, in welchem er zum Selbstbewußtsein erwachte, und den Blick auf sich selbst richtend zur Erkenntniß seiner Unvollkommenheit gelangte. Von nun an begann er, aus eigenem Triebe das Werk seiner Ausbildung weiter zu fördern, und that dies mit einer Energie und Ausdauer, die ihn sein ganzes, ferneres Leben hindurch ausgezeichnet hat. Er warf sich mit Eifer auf das Studium, um sich für das Collegium vorzubereiten; indessen war der Erfolg davon nicht bedeutend, weil die Thätigkeit keine zweckmäßig geordnete und geregelte war. Dazu kam, daß seine Gesundheit bereits zu leiden begann; öfteres Unwohlsein ließ eine regelmäßige Anstrengung nicht zu. Gleichwol brachte er es doch in den Sprachen, in Mathematik und Zeichnen binnen 2 bis 3 Jahren so weit, daß er eine Universität mit Nutzen beziehen konnte. Insbesondere hatte er sich mit der Literatur und dem Ingenieurwesen vertraut gemacht; das waren in jener Zeit die Gegenstände seiner Wahl. Sein Vater beabsichtigte ihn auf die Universität Yale zu New-Haven zu bringen; aber dort angekommen, zeigten sich bereits die ersten Symptome einer Herzkrankheit bei ihm, und da es sich überdies noch herausstellte, daß die genannte Hochschule für ihn nicht passend war, indem er in manchen Stücken nicht den Bedingungen entsprach, welche im Plane der Universität begründet lagen, während er dagegen in andern Fächern mehr leistete, als nothwendig war, so sah sich der Vater nach einer andern Schule um. Die Wahl fiel auf die Universität Virginia, welche dem Studirenden gestattet, nach Belieben irgend ein Studium zu ergreifen.

Das war offenbar der rechte Platz für einen jungen Mann, der die ausgesprochene Neigung hatte, sich den Weg zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung selbst zu wählen, und der nur das mit Ernst und Eifer angriff, was sein Interesse erregte. Mit ungewöhnlicher Energie warf er sich hier auf das Studium der Mathematik, des Griechischen und Lateinischen, und er machte darin um so reißendere Fortschritte, als er ein vorzügliches Gedächtniß besaß. Sein Sprachtalent war außerordentlich groß, und er würde gewiß ein sehr gelehrter Philologe geworden sein, hätte er sich diesem Zweige der Wissenschaft ausschließlich gewidmet. Selbst in der gewöhnlichen Unterhaltung offenbarte sich seine sprachliche Tüchtigkeit, indem er mit größter Leichtigkeit stets den glücklichsten Ausdruck für die Sache zu finden wußte. Wie fleißig er sich in den alten Klassikern umgesehen hat, beweisen die Citate aus denselben, die sich in seinen schriftlichen Arbeiten finden. Mit besonderer Vorliebe studirte er aber die Naturwissenschaften unter Professor Rogers und Mathematik unter Bonnycastle. Als Professor Rogers

einst eine geologische Exkursion nach den Blauen Bergen unternahm, begleitete ihn Kane, indem er damit auch den Zweck einer körperlichen Erholung verband. Mit großem Eifer legte er sich auf Chemie und Mineralogie und es entstand in ihm der Plan, entweder Ingenieur zu werden oder ein reisender Naturforscher. Doch schnitt ihm seine erschütterte Gesundheit die Hoffnung auf Erfüllung seines Wunsches ab; ein heftiger Anfall von Rheumatismus nöthigte ihn zur Unterbrechung seiner Studien; ohne ein Examen zu machen, mußte er die Universität verlassen; in Tücher gepackt wurde er in das Haus seiner Eltern gebracht.

Er hatte 1½ Jahr auf der Virginia-Universität zugebracht, und war nun schon 18 Jahr, ohne zu wissen, welchem Berufe er sich zuwenden werde. Er zeigte Anlage zur Malerei, Liebe zur Musik und schönwissenschaftlichen Schriftstellerei; auch machte er sogar speculative Forschungen; indessen bestimmte er sich noch immer nicht für einen dieser Lebenswege. Zu rein wissenschaftlichen Forschungen verrieth er auch nicht die nöthige Neigung, dagegen lebte in ihm der Wunsch, sich bei einem praktischen Berufe zu betheiligen. Wissenschaftliche Unternehmungslust war der am klarsten hervortretende Zug seines Geistes.

Kaum war er in Philadelphia angekommen, als sich sein Herzleiden zu einer Endokarditis, d. i. Entzündung der Herzhaut entwickelte, die so gefährlich auftrat, daß seine Familie lange Zeit an seinem Aufkommen verzweifelte. Er selbst gab die Hoffnung auf, sich jemals als ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sehen. Als er so weit hergestellt war, daß er wieder aufrecht sitzen konnte, trafen ihn schmerzhafte Erstickungsanfälle, welche die Kräfte seines Körpers noch mehr aufrieben und ihn dahin brachten, daß einer seiner Aerzte zu ihm sagen konnte: „Sie können plötzlich wie von einer Kugel getroffen dahinfallen." Zwar blieb er am Leben und erholte sich wieder, aber er war sich nun auch bewußt, den Tod im Herzen zu tragen, da die organischen Herzfehler über kurz oder lang seinem Leben ein Ende machen müßten. Dieses Bewußtsein war von entscheidendem Einfluß auf Kane's Denk- und Handlungsweise; er machte sich mit dem Gedanken an den Tod vertraut und bereitete sich mit ruhiger Entschlossenheit auf ihn vor. Es stand daher bei ihm fest, in der kurzen Zeit, die ihm zu leben vergönnt war, so viel als möglich zu wirken, das Wohl seiner Mitmenschen zu fördern, und vor keiner Gefahr zurückzubeben, so drohend sie auch erscheinen möge.

Sein Vater war der ganz richtigen Ansicht geworden, daß Elisha bei seinem feurigen Temperamente ein unthätiges Leben nicht würde ertragen können, daß vielmehr ein aufregender Beruf, der ihn zu fortwährender Thätigkeit nöthige, ja selbst etwaige Gefahren vortheilhaft dazu beitragen würden, ihm die Leiden des Körpers wenigstens zeitweise vergessen oder doch erträglicher zu machen, und sagte daher zu seinem Sohne: „Elisha, wenn Du einmal sterben mußt, so stirb im Harnisch!" Elisha nahm sich vor, nach den Worten seines Vaters zu handeln. Denn wenn auch jene rheumatischen Herzübel mehrfach wiederkehrten, so wurden sie dem Vielbeschäftigten doch weniger lästig, und während seines Aufenthaltes im hohen Norden fielen sie sogar ganz weg, indem der Skorbut sie beseitigte. Die Leiden des Armen waren freilich demungeachtet nicht gering; sie hat-

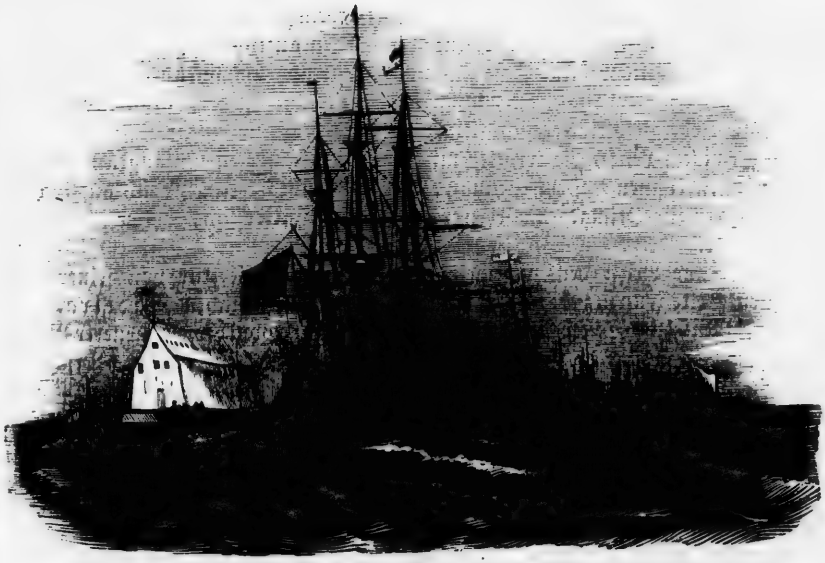
ten immer einen vorwiegenden Charakter von Nervenstörung. Selbst wenn Kane vergleichungsweise frei von der akuten Form der rheumatischen Leiden war, rebellirten fortwährend in der unangenehmsten Weise die Nerven. Trotz diesem Nervenaufruhr aber war er nicht grillig, mißlaunig und eigensinnig; sondern ernst, ruhig, gelassen, nachdenkend und unausgesetzt thätig.

Seine Freunde meinten, seine Krankheit mache ihn ungeeignet für die Laufbahn eines Ingenieurs, die er wählen wollte, und so entschloß er sich, noch Medizin zu studiren. Er ging daher zu Dr. William Harris in Philadelphia als Famulus — das ist in den Vereinigten Staaten der Weg, sich zum Arzt auszubilden — und studirte bei demselben mit unermüdlichem Eifer. Leider wurde er auch hier wieder durch eine gefährliche Krankheit in seinem Studium unterbrochen; eine Herzklappenerweiterung warf ihn auf's Krankenbett. Er konnte dabei nicht horizontal liegen und litt an heftigem Herzklopfen, wobei er Töne hörte, die wie Glockengeläut klangen. Indessen hatte er nun doch, bereits im 21. Jahre stehend, einen Beruf bestimmt ergriffen; er fungirte als Arzt in dem Pennsylvania-Hospital in Blockley. Zwar mochte die Kenntniß seines Körperzustandes sehr auf seinem feurigen Temperamente lasten; aber dennoch ließ er sich dadurch keinen Augenblick in der Ausübung seiner Pflichten unterbrechen. In Rücksicht auf seinen kranken Körper beschloß Kane auch, sich nie zu verheirathen.

Als Kane 1841 das Hospital verließ, erschien er in seinem Aeußern noch sehr knabenhaft. Um so gereifter zeigte sich sein Geist. Als er sein Doctoreramen machte, schrieb er eine Abhandlung über eine Substanz, welche sich in der Absonderung der Nieren befindet, die er Kyestein nannte, eine Arbeit, welche wegen ihrer Tüchtigkeit in den Annalen der Pariser Gesellschaft für praktische Medizin veröffentlicht wurde.

Der Vater mußte sich indeß bald überzeugen, daß der Sohn sich schnell aufreiben werde, wenn er lange ein solches ärztliches Leben fortsetze, und so verschaffte er ihm, ohne ihn darum zu fragen, eine Stelle als *Schiffsarzt*. Damit machte er aber dem jungen Arzte keine Freude; denn der haßte nicht nur die Stellung eines Schiffsarztes, sondern er hatte auch eine *fast unüberwindliche Abneigung gegen das Seeleben* überhaupt. Trotzdem fügte er sich, weil es sein Vater wünschte, und nachdem er die vorgeschriebene Prüfung bestanden hatte, bereitete er sich sorgsam für seine neue Laufbahn vor, welche die eigentliche des merkwürdigen Mannes ward. Von nun an ist sein Leben eine fast ununterbrochene Reihe seltsamer und romanhafter Abenteuer, welche mehr den Phantasien eines Romanschreibers, als den wirklichen Erlebnissen eines schwächlichen jungen Mannes gleichen, welcher wußte, daß er ein tödtliches Leiden in sich trug, und sich mit ruhiger Entschlossenheit vorbereitete und einrichtete, „*im Harnisch zu sterben*".

Seine erste Anstellung im wirklichen Dienst war die eines Arztes bei der chinesischen Gesandtschaft, als *Cushing* auf Befehl der amerikanischen Regierung als Kommissar nach China ging. Wir begleiten ihn im Geiste auf dieser Reise.



II. Nach Madeira.

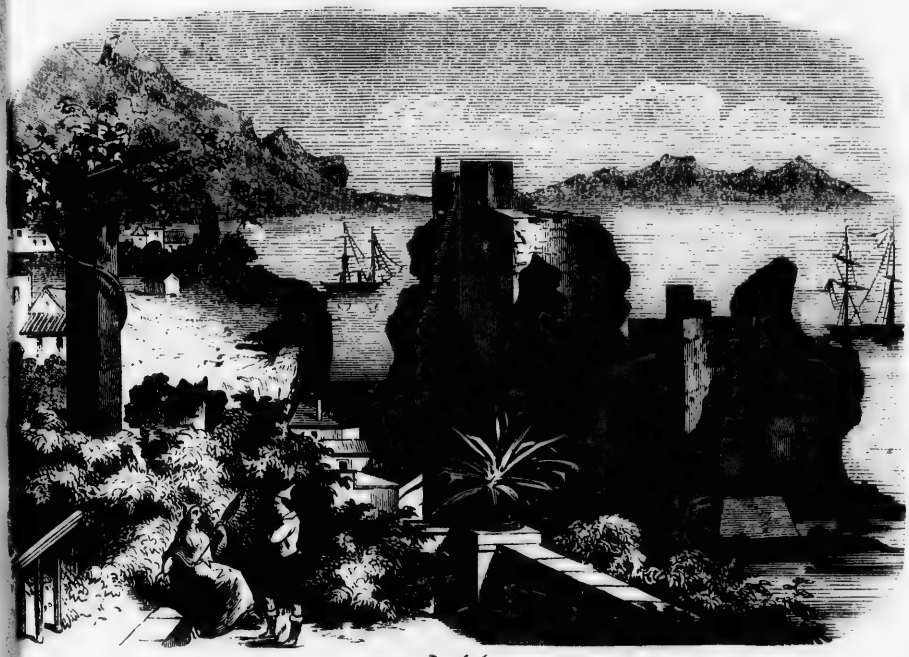
Leben auf der „Brandywine". — Ankunft in Madeira. — Funchal. — Die Stadt und ihre Umgebung. — Vegetation Madeira's. — Wein. — Fuhrwerke. — Die Bewohner der Insel. — Der Pico Ruivo. — Der Curral das Freiras. — Madeira's Klima. — Pflanzenzonen. — Geschichte der Insel.

Es war im Mai des Jahres 1843, als Dr. Kane auf dem Schiffe „Brandywine" unter dem Commodore Parker die erste Seereise antrat, und das Leben an Bord aus eigner Anschauung kennen lernte. Das ist nun freilich ein ganz ander Ding, als wenn man bequem in seiner friedlichen Behausung sitzt; denn das Schiffsleben besteht fast nur aus Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art, und ist reich an trüben, aber desto ärmer an freudigen Wechselfällen. Trotzdem besitzt es aber auch einen unendlichen Reiz, und wer diesen einmal gekostet hat, den zieht es immer und immer wieder hinaus auf die unendliche Flut. Das ruhelos wallende Meer mit seinen Schrecken, seinen Wundern, seinen Schönheiten, es gräbt sich mit unauslöschlichen Zügen tief in das Herz des Menschen ein. Es ist schön, das blaue Meer, wenn es sich vor dem trunkenen Blicke aufrollt, ein Bild der Ewigkeit, an dessen Azurstirn die Zeit spurlos dahinzieht, ohne ihre Furchen darauf einzugraben. Es ist schön bei der Sonne goldenem Licht, wenn ihre Strahlen in seinen weiten, blauen Schooß sich senken, dort Kühlung zu suchen vor der eigenen Glut — wenn in linder Nacht der sanfte Schimmer des Mondes über seine Spiegelfläche zittert und der Sternenhimmel seine eigene Pracht in ihm bewundert — wenn es erglüht in feurigem Glanze und Millionen

Funken in ihm sprühen. Wie groß, wie erhaben zeigt es sich in seinem Zorne, wenn es im Kampfe mit dem Erbfeinde die Wogen aufthürmt zu mächtiger Höhe, wenn sie kochend in weißem Schaume und donnernd zusammenbrechen, daß fast der Sturm davor erbangt! Ja, schön, groß, erhaben ist der Ocean in jeder Gestaltung. Ueberall bleibt er sich gleich, von des Nordens eisiger Kälte bis zu des Südens ewigem Lenze, die er beide mit seinen Riesenarmen umfängt. Wer sollte ihn vergessen können? Dem Seemann, der seit frühester Jugend sich auf ihm gewiegt, ist er zur Heimat geworden; nach ihm sehnt er sich, bis er in ihm sein Grab findet.

Dr. Kane lernte den unermeßlichen Ocean zunächst nur von seiner angenehmsten Seite kennen; die Fahrt ging ja nach dem lieblichen Madeira, jener herrlichen Insel im Südwesten von Spanien gelegen, von der ein neuerer Reisender sagt: „Es möchte wol kaum irgendwo in der Welt das Auge des Beschauers so vielseitig angezogen, so manchfaltig erquickt werden, als wenn er sich der Südküste der Insel naht, wo kunstsinnig hineingestickt in den lieblich grünen, über das schroffe Gebirge sich erstreckenden Pflanzenteppich die anmuthige Stadt Funchal mit unzähligen Villen vor ihm daliegt, und alle Reize eines glücklichen, anspruchslosen und doch großartigen Asyls entwickelt, an dessen schwarzen Basaltabhängen der immer bewegte Ocean aufbrandet, während in heiterer Ruhe und stillem Frieden des Himmels Bläue sich darüber hinlagert."

Die Insel tritt nach und nach deutlicher hervor; schon können wir die Riffe, Einschnitte und Thäler der Gebirge unterscheiden. Wir steuern auf den Ankerplatz Funchal zu. Ein schwacher Landwind treibt uns in den Hafen. Doch plötzlich wird es still; wir haben die Grenze zwischen dem Land- und Seewinde erreicht, und befinden uns eben auf dem Punkte, wo beide sich gegenseitig aufheben. Wir bleiben daher eine Zeit lang im „Brassen", denn kaum ist gebraßt, so dreht der Wind, die Segel liegen back, und es muß umgebraßt werden. Endlich aber führt uns doch ein günstiger Windstoß auf den gewünschten Ankerplatz vor Funchal. Wir haben nun Gelegenheit, das paradiesische Eiland von der Rhede aus anzuschauen und seine pittoresken Bergformen, die scharfen Umrisse, die vielen Schluchten, Wasserrisse und kleinen Thäler zu bewundern. Am Fuße des Gebirges liegt das hübsche, reinliche Funchal, sich weit ausdehnend unten am Strande der flach geschweiften Bucht, und macht einen überaus wohlthuenden Eindruck auf die Beobachter. Die Stadt mit ihren Festungswerken und Thürmen, welche die Felsen krönen und die Berge aufsteigend bedecken, zeichnet sich besonders durch das viele Grün zwischen seinen spitzen, nordischen Dächern aus, unter dem man hie und da eine schwarze Cypresse, die Krone einer vereinzelten Palme, oder das hellgrüne Riesenblatt einer Banane, zur Seite des rothen, baumartigen Oleander, erkennt. Die einzelnen, weißen Häuschen reichen hoch an den Bergen hinauf und gewähren einen Anblick, als seien die Hänge mit unzähligen hellen Pünktchen bestreut. Doch über Alles erhaben, wie auf der Spitze einer Pyramide, liegt in dem letzten Grün das weiße Kirchlein Nossa Senhora do Monte mit seinen beiden Thürmen, auf dem schmalen, gewölbten Grat, zwischen zwei scharf eingeschnittenen Schluchten, während im Nordwest die Citadelle, das Forte do



Funchal.

Pico von steiler Höh' auf die Stadt herabblickt. Mitten aus der Stadt ragt unten der dunkle, viereckige Thurm der Kathedrale, mit scharfer Spitze hervor, während sich unter den Häusern am Strande ein großes, weißes Gebäude, der Gouvernements-Palast, auszeichnet, leicht kenntlich an dem aus der Mitte der Mauer vorspringenden, die Höhe des Daches noch nicht erreichenden Thürmchen. Nicht weit davon steht ein hoher, dünner, cylindrischer Thurm, dem man seine prosaische Bestimmung, als Krahn zu dienen, kaum ansehen kann. Auf der Westseite der Stadt sondert sich der „Loo-rock", ein schwarzer Fels im Meere, mit der darauf liegenden Batterie, von dem kurzen Absturz, mit dem die sich links über Funchal sanft wölbenden grünen Hügel und abgerundeten Kuppen gegen die See endigen. An diesem Absturz der Ponta da Cruz sind die rippenförmigen Basaltsäulen deutlich zu erkennen. Noch weiter links, im fernen Westen, über dieses Kap hinaus, sieht man die dunkle, senkrechte Wand, die kolossale, schwarze Mauer der Ponta do Sol vorragen, mit welcher der Kamm der hohen Gebirgskette Madeira's sich jählings in den Ocean stürzt. Ebenso ist der hohe, waldgekrönte, gewölbte Berg, der sich rechts von Funchal im Osten erhebt, senkrecht gegen die See abgeschnitten. Auch hier steht der rothe Fels zu Tage, und senkt sich in Terrassen als Kap Brazenhead gegen Osten ins Meer hinab.

Was uns aber auch fesseln mag an dem lieblichen Bilde, seien es vielfach zerklüftete Felsabhänge, seien es saubere Landhäuser, der Himmel oder das weite

Meer, auf dem ein ununterbrochenes Kommen und Gehen der manchfachsten Segel und Flaggen stattfindet, Alles das wird weit übertroffen von dem Pflanzenwuchs auf Madeira, wie derselbe vom Ufer des Meeres hinaufsteigt bis zu den schroffsten Felshöhen. Was uns vor Allem so magisch fesselt, ist die Fülle der Bananen, die in den Gärten zur Seite des Weges wuchern und der Gegend einen unbeschreiblichen Reiz verleihen. In Gruppen dicht gedrängt sieht man sie bei einander stehen, diese Vertreter der Riesengewächse der heißen Zone, wie Fremdlinge, die fern der Heimat brüderlich zusammenhalten. Ihre schildförmigen Blattkolosse bilden ein saftig grünes Dach, das tiefe Schatten auf den Boden wirft. Doch, sie bewegen sich, diese Schatten, der frische Seewind rauscht, labende Kühlung fächelnd, in diesen Blättern, sie in viele Federchen bis zu den Blattstielen spaltend. Zuweilen wechseln die Mauern neben uns, die jedoch das freie Umschauen nie behindern, mit Hecken ab. Und was für Hecken! Rothe Hecken von Rosen, Fuchsia und duftendem Heliotrop. Wenn sich auch dann und wann der Brombeerstrauch unter sie mengt, wird derselbe bald verdeckt durch den prachtvollsten baumartigen Oleander, der in seltener Schönheit an der Straße prangt.

Mit jedem Schritte aufwärts an dem Berge hinter Funchal, nimmt die Aussicht an Schönheit und der Bergpfad an Steilheit zu. Zwei hohe Drachenbäume stehen vor uns und viele blaue Hortensien erheben daneben ihr kuppelförmiges Haupt. Dann gelangen wir in einen Wald von Kastanien, Nußbäumen und Ahorn, der uns in seinen kühlenden erfrischenden Schatten aufnimmt. Wir fühlen uns erquickt durch diese Waldeskühlung, belebt durch den erfrischenden Seewind und das murmelnde Bächlein. Das sind die Eindrücke auf dem Bergpfade bis zu dem vorerwähnten Kirchlein. Wir eilen die Stufen der breiten Treppe zur Terrasse hinan, und schauen um uns. Der Blick gleitet den lieblichen Abhang hinunter auf die freundliche Stadt, auf die weite Bucht hinab, in welcher dort, 1774 Fuß unter uns, der „Loo-rock" gleichsam wie ein Brocken erscheint. Erheben wir dann das Auge wieder zu dem fernen Meereshorizonte, so entdecken wir einen matten Schimmer der Desertas.

Auf weitern Wanderungen durch die bergige Insel dringt uns überall die Fülle der Pflanzenwelt entgegen. Der Boden von Madeira bringt die tropischen Früchte, Orangen, Pomeranzen, Bananen, Guaven, Citronen und Oliven und neben diesen viele Erzeugnisse der kältern Zonen hervor. Der reiche Fischfang, das Wild der Berge, das vortreffliche Vieh, das vielerlei verschiedenartige Geflügel versorgen die Insel mit Uebermaaß. Das Kostbarste jedoch, was Madeira hervorbringt, ist sein weltberühmter Wein. Die Reben Madeira's drängen sich lustig überall hin. Häufig sieht man die Träger große, mit dem köstlichen Getränk gefüllten Ziegenschläuche, wenn sie dieselben nach dem Markt oder nach den Lagerhäusern tragen, ermüdet neben ihrer Last niedersitzen und diese auf einen Felsenvorsprung oder Baumstumpf legen. Dann entkorken sie die Oeffnung und je leichter ihre Bürde wird, um so leichter wird es ihnen ums Herz, so daß es, bis sie nach Funchal kommen, oft fraglich geworden ist, ob der Schlauch oder der Mann voll des köstlichen Weines ist. Sicherer ist der

Transport in Fässern, welche auf Schleifen geladen und von Ochsen gezogen werden. Denn Wagen können auf der Insel wegen ihrer abschüssigen Form nicht gebraucht werden, und ein anderer Grund ist der, daß die Wege sämmtlich mit ganz kleinen festen Steinen gepflastert sind, die man vor den Hausthüren zu Arabesken zusammengestellt hat. Diese Steine widerstehen den im Winter vorkommenden Ueberschwemmungen, von denen eine vor mehrern Jahren viele Häuser mit allen Einwohnern im Meere begrub. Solche Ueberschwemmungen sind mitunter furchtbar, zumal wenn sie unvorhergesehen kommen. Ueber die kleinen Steine des Straßenpflasters gleiten die Schleifen gleich Schlitten und die Thiere gehen bequem und sicher auf ihnen. Die Sprache der Ochsentreiber, wenn sie mit ihren vierbeinigen Gefährten reden, ist ein seltsamer Dialekt, den die Thiere aber sehr gut verstehen und genau befolgen. Eine andere Art von Verkehrsmittel, dem wir zum öftern begegnen, ist der Palankin oder Tragsessel. Dieser besteht aus einem Bret von der Gestalt einer Schuhsohle, das mit einem eisernen Gitter und hinten mit einem Geländer versehen ist, um den Rücken anzulehnen. Das Bret ist so lang, daß eine sitzende Person gerade die Beine ausstrecken kann. Gewöhnlich ist es mit bequemen Kissen versehen und von einem oft reichen und geschmackvollen Vorhange überdeckt. Das Ganze hängt der Länge nach an einer 12 Fuß langen Stange. Das Vorder- und Hinterende derselben tragen zwei Männer auf der Schulter, indem sie sich mit einem Stabe stützen, und der Palankin schwebt dann nur wenige Zoll über dem Boden. Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit und Schnelligkeit zwei Männer mit einer solchen Last die steilsten Abhänge hinab- und hinaufsteigen, ohne zu wanken und abzusetzen. Bisweilen schwebt auch bloß eine Hängematte an der Tragstange und in den Bergen ist dieß sogar die gewöhnliche Art zu reisen, indem die Vorrichtung leichter ist und die Matte höher über dem Boden sich befindet, also auf rauhem Boden nicht leicht anstreifen kann.

Die Tracht der Bewohner Madeira's ist höchst einfach. Die Männer gehen in Hemdsärmeln, Tuchwesten und leinenen Hosen einher, den Wirbel bedeckt ein höchst komisches Käppchen von dunkelblauem Tuche, dessen, einem Rattenschwanze nicht unähnliche Spitze einige Zoll hoch schopfartig in die Luft ragt, was dem Ganzen einen fabelhaften, fast chinesischen Anstrich verleiht. Die Frauen tragen dasselbe Käppchen und dazu große Pelerinen von dunkelrothem oder scharlachrothem Tuche. Dagegen sieht man bei den Landleuten häufig dunkelbraune, gestrickte Mützen. Die Gesichter der Bewohner Madeira's zeichnen sich meist eben nicht sehr vortheilhaft durch starke Backenknochen aus. Auch sind die Frauen von diesem Fehler nicht frei und haben in der Regel auffallend starke Lippen. Was dagegen diese Leutchen angenehm macht, das ist ihre außerordentliche zuvorkommende Höflichkeit. Wo man ihnen auch begegnen mag, überall ziehen sie sofort das Käpplein, ja es geht so weit, daß, wenn ein Einwohner einen Fremden, gleichviel ob Herr oder Diener, zu Fuß antrifft, er ihm ohne Weiteres sein Pferd anbietet.

Die Insel ist 7½ deutsche Meilen lang, gegen 3 Meilen breit und hat auf einer Oberfläche von 16½ Quadratmeilen gegen 117,000 Einwohner, wovon auf Funchal gegen 15,000 kommen. Die Scenerie der Oberfläche bietet die

größte Abwechselung an Bergen, Felsenvorsprüngen, Schluchten und Abhängen. An entzückenden Aussichten ist die Insel reich. Der höchste Punkt, der Pico Ruivo, so genannt nach den an seiner Spitze sich befindenden rostfarbigen Gesteinmassen, ist an 6000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, und es reicht daher die Höhe der Gebirge hier nicht zur Gletscherbildung aus. Vom Pico Ruivo aus entfaltet sich ein großartiges Rundgemälde unsern Blicken; ein großer Theil des immer bewegten Oceans begrenzt den Horizont, während die Nähe eine reiche Abwechselung von erquickenden Ansichten bietet.

Die Hauptschönheit in großartiger Formation ist aber der Curral das Freiras (Nonnenpark), ein tiefer Felsenkessel, der im Nordwesten von Funchal, ziemlich in der Mitte der vulkanischen Bergkette liegt, welche den Grat der Insel bildet. Statten wir ihm einen Besuch ab. Ein schöner, frischer, kühler Morgen ladet uns zum Aufbruch von Funchal ein. Nachdem wir die ersten Hügelreihen, den Rücken des Pico da Cruz, überschritten, gelangen wir an das tief eingeschnittene Thal eines jener ausgetrockneten Bergströme, dessen wildzerrissenes Bett als eine jähe Schlucht wie mit eisernem Finger in die Hänge des Gebirges hineingekrallt erscheint. Die Thalsohle ist mit Wein, hohem Rohre, mit Yams, einem der Hauptnahrungsmittel der Bewohner Madeira's, und massigen Bananen dicht bewachsen. Da, wo der nackte Fels nicht zu Tage steht, sind auch die Thalwände mit Pergolas von Wein überzogen. Jenseits des Bettes steigen wir zu einer neuen Höhe auf, wo Ortschaften den gepflasterten Saumweg einfassen. Wie um Funchal, so fehlt es bis hier hinauf nicht an schön gefaßten, sprudelnden Quellen und Brunnen, die uns Labung bieten. Der Saum des Kastanienwaldes ist erreicht, der Weg wird zum schmalen, holperigen Fußsteg, die Gegend einsamer, aber auch gewaltiger die Scenerie. Hier und da klettert eine Ziege am Abgrund; eine klare Quelle stürzt plätschernd hinunter in den tiefen Schlund zur Seite; in ihrer feuchten Nähe blicken heimische Vergißmeinnicht empor; tief unter uns ziehen Falken flatternd umher. Das ist Alles, was an Leben zu entdecken ist; das vielfache Echo, das zwischen diesen unheimlichen Klüften jeglichen Ruf zurückwirft, ist fast noch unheimlicher als Todeseinsamkeit. Vorsichtig wandern wir zu Fuß weiter; wir befinden uns hart über einem senkrecht abfallenden Abgrund; oft mit großer Schwierigkeit und vieler Mühe ist ein schmaler Pfad dem vulkanischen Boden abgewonnen; gerade unter uns ist die jähe Tiefe, an deren scharfen Kanten ein Herunterfallender zu Stücken zerschellen würde; neben uns und über uns die schwarzen, basaltischen Massen, die drohend über den Weg hängen. Eine kühne Spitze springt hier einige hundert Fuß weiter hinaus; vorsichtig an Gestein, einzelnen Farrnkräutern und Ginster uns anfassend, erklimmen wir sie und sehen nach drei Seiten hin, gleichsam schwebend über der Tiefe, 1500 Fuß gerade hinab in den öden, schweigenden Schlund eines weiten, ringsumher von Basaltmassen eingefaßten Kessels. Das ist der Curral, der alte, längst ausgebrannte Krater der Insel. Keine Dampfsäule, kein Schwefelgeruch entsteigt seiner Tiefe mehr, keine Spur irgend eines Aschenkegels oder irgend welcher Aschenansammlung ist mehr im Abgrunde zu entdecken. Als die Erdgluten nicht mehr von unten herauf drangen, mag hier Alles, was nicht felsenfest dastand, wie jene

Baumartiges Heidekraut.

Basaltmassen ringsumher, hineingestürzt sein in die Tiefe; einbrechende Regenmassen und Bergwasser spülten im Laufe von Jahrhunderten Asche und alle leichtern Stoffe im wilden Strudel mit sich fort durch die Verstung des ganzen Gebirgsrückens, in dessen klaffende Wunden sie eindringen. Nur gewaltige Steinmassen blieben liegen, zwischen denen sich eine spärliche Vegetation nach und nach hervorgedrängt hat. Und so ruhig ist jetzt der ganze ehemalige Krater, so wenig erregt er den Gedanken an die Wiederkehr der in der Tiefe schlummernden Feuergewalten, daß gerade mitten im Schlunde, in der tiefsten Felseneinsamkeit eine kleine Wallfahrtskapelle gebaut ist, zu der ein Pfad sich mühsam an den schwarzen Wänden hinunterwindet.

Madeira ist auch wegen seines gesunden Klima's berühmt. Seine Bewohner sind sehr selten von körperlichen Leiden befallen. Sie wachsen auf wie reifende Früchte und werden selten vor der Zeit durch zähe Krankheiten wie in andern Gegenden gebrochen. Die Hauptursache für das hohe Alter der Eingeborenen ist die belebende und gesunde Luft, die niemals weder drückende Hitze, noch empfindliche Kälte bringt. Der Winter übertrifft in Funchal den italienischen an Wärme, und der Sommer daselbst ist kühler als der in London. Daher reisen auch, Jahr aus Jahr ein, Leidende nach diesem gesegneten Eilande, um dem drohenden Tode zu entgehen, und nicht selten finden sie Genesung, wenn auch nicht Unsterblichkeit.

Ja in der That, ein paradiesisches Eiland ist Madeira, wo das herrliche, wunderbar gleichmäßige Klima die üppigste, prachtvollste Pflanzenfülle der verschiedensten Zonen dem vulkanischen Boden entlockt; wo am Strande des dunkelblauen Meeres ein mildes, durch den Seewind gemäßigtes Tropenklima herrscht, das mit jedem Hundert Fuß senkrechter Erhebung an labender Kühlung gewinnt, bis wir, in den Schatten von Wäldern angelangt, welche unseren deutschen ähneln, die energische, Geist und Körper erfrischende Luft des Nordens einathmen, und erquickt und gehoben durch den heimatlichen Eindruck der nächsten Umgebung, von nordischer Kraft aufs Neue belebt und durchrieselt, den Blick auf Bananen, Palmen, Kaktus, Agaven und Oleander hinabstreifen lassen, während der reichste, üppigste Weinbau an den zerrissenen, fruchtbaren Lavaabhängen zu uns heranklimmt!

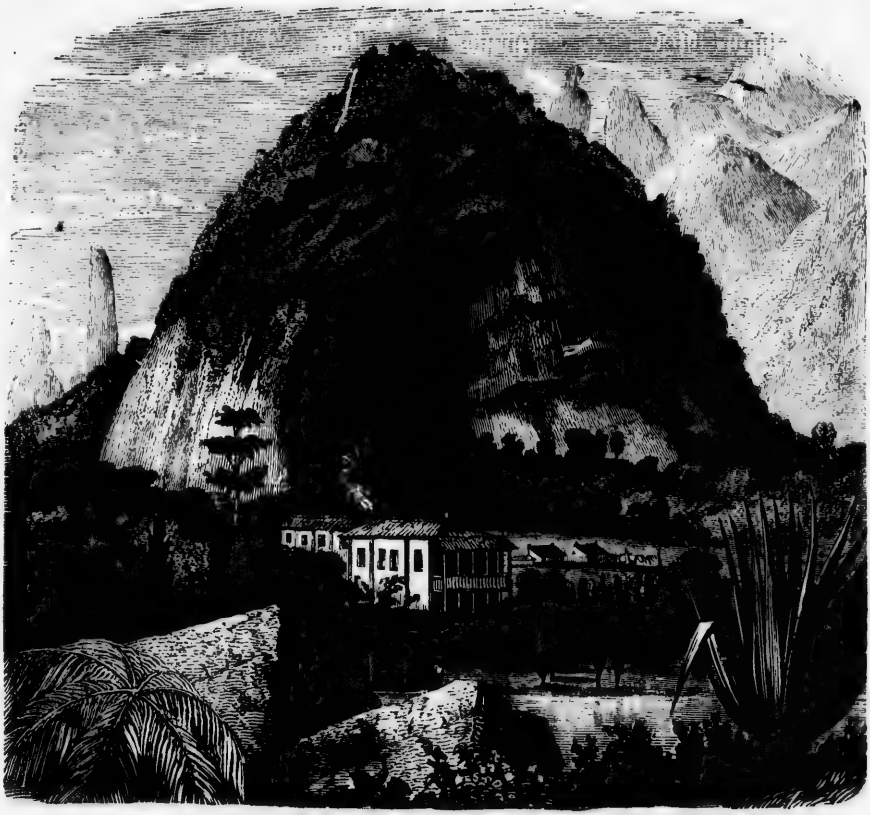
In der That bietet Madeira Alles, was der Norden hervorbringt und die Tropenzone gewährt. Gleich beim Betreten der Insel empfangen uns dichtbelaubte Eichen und kräftige Palmen; dort wuchern zierliche Farnkräuter und üppige Ricinusbüsche; da ziehen edle, kühn aufstrebende Lorbeerbäume unsern Blick auf sich; ihnen reihen sich einzelne Kampher- und Zimmetlorbeeren an. In ihrer nächsten Nähe finden wir Mandelbäume, Pfirsichen, Aprikosen, Aepfel, Birnen, Kirschen, sowie am Boden Erdbeeren und Brombeeren. Um das Ganze schlingt sich ein wahres Labyrinth von köstlich duftenden Rosen, Nelken und Loniceren, weit überragt von Akazien und herrlichen Oleanderbüschen, deren Purpurblüten besonders Abends förmlich betäubend duften. Während aber die Farben der Oleandergebüsche weit übertroffen werden vom Purpurglühen der Granatäpfelblüten, wetteifert selbst mit dem Orangengehege der liebliche Hauch der großen Magnolienblüten, die in voller weißer Reinheit zwischen den glänzend grünen Blättern an den Spitzen der Zweige hervorschimmern. Unmittelbar neben Cypressen ragen als echte Tropenkinder einzelne Dattelpalmen aus den Weinbergen; anmuthig bewegen sie ihre Blätter im Seewind und weithin glänzt die gelbe Fruchttraube. Zu ihnen gesellen sich kräftige Bambusen und herrliche Pisangpflanzen oder Bananen. Erikabäumchen, so hoch wie junge Fichten, erregen unsere Verwunderung, obwol sie auf dem nahen Teneriffa (auf welches uns die vorstehende Abbildung S. 17 versetzt) noch häufiger auftreten. An trockenen, heißen Stellen gedeiht die gewürzige Ananas, höher hinauf treibt die Agave ihre ungeheuren Blütenschäfte haushoch in die Luft hinaus. Auch die Olive gedeiht auf Madeira, sowie Kaffee und wucherndes Zuckerrohr. Flachs und Baumwolle ist ebenfalls vorhanden, desgleichen der Maulbeerbaum, den man zum Behuf des Seidenbaues hierher verpflanzt hat.

Wir können von der lieblichen Insel nicht Abschied nehmen, ohne mit wenigen Strichen an ihre Geschichte zu erinnern. Ihre Entdeckung knüpft sich an den berühmten Prinz Heinrich, den Seefahrer, und fällt in die Blütezeit Portugals. Prinz Heinrich setzte seine ganze Kraft daran, den Erdball weiter erforschen zu lassen, und lenkte seinen Blick zunächst auf die Westküste von Afrika. Wirklich gelang es seinen Landsleuten, das gefürchtete Kap Nun zu umschiffen und bis zum Kap Bojador vorzudringen, das nun für längere Zeit die Grenze

der Schiffahrt blieb. Da erboten sich zwei Hofleute des Prinzen, Zarco und Texeira zu der kühnen Fahrt um das gefürchtete Vorgebirge. Im Jahre 1418 traten sie ihre Reise an, erreichten jedoch Afrika's Küsten nicht, sondern wurden durch einen heftigen Sturm nach einem unbekannten Eilande verschlagen, dem sie aus Dankbarkeit für ihre Rettung den Namen Porto Santo gaben. Hier siedelten sie sich an und standen von ihren weitern Plänen ab. Prinz Heinrich, voller Freude über die neu entdeckte, fruchtbare und wasserreiche Insel, sendete sogleich Kolonisten dahin. Schon längst hatte eine wolkenähnliche Gestalt am fernen Meereshorizont Zarco's und Texeira's Aufmerksamkeit gefesselt, da sie ihre Lage nie veränderte. Beide segelten eines Tages dieser Richtung zu, und fanden eine größere, waldreiche, unbewohnte Insel, deren Ufer sie am 8. Juli 1419 betraten, und die sie, wie die Sage erzählt, wegen ihres Holzreichthums „Madeira", d. i. Holz, nannten. Prinz Heinrich kolonisirte die Insel und stellte sie unter die beiden Entdecker, welche nun Funchal gründeten. Da die Dichtigkeit des Gehölzes den Anbau erschwerte, ließen sie die in der Nähe Funchal's gelegenen Wälder anzünden. Der Brand griff um sich und verzehrte nach siebenjähriger Dauer fast alles Holz der Insel; aber die Asche befruchtete das Land. Das Getreide trug im Anfange sechzigfältig, und mit dem vom Brande verschonten Holz, das von vorzüglicher Beschaffenheit war, wurden Portugal und andere Länder versorgt. Prinz Heinrich verpflanzte das Zuckerrohr aus Sicilien und Wein aus Cypern nach Madeira, und beide gediehen vortrefflich. Noch heute ist die Insel im Besitz der Portugiesen.

Nehmen wir nun Abschied von dieser Perle der portugiesischen Krone. Noch einmal fällt unser Blick auf das liebliche Funchal. Der köstliche Himmel, die Scenerie des Bodens, das tiefe Grün der Belaubung, die üppige Blütenmasse, deren Wohlgerüche mit jedem Windeshauche fortgetragen werden, — das Alles gestaltet sich zu einem Ganzen, das der Seele des Nordländers ein wunderbares Entzücken bereitet.

Fuhrwerk auf Madeira.



Das Orgelgebirge Brasiliens.

III. Brasilien.

Anblick der brasilianischen Küste. — Die Bai von Nitherohy. — Einfahrt in den Hafen von Rio de Janeiro. — Die Stadt. — Straßenleben. — Die Sklaven. — Die Mischlinge. — Bauart der Häuser. — Der Waarenmarkt. — Kirchen. — Die Wasserleitung. — Botafogo. — Krönung Dom Pedro's II. — Geschichtlicher Ueberblick von Brasilien. — Gestaltung Brasiliens. — Der Marannon. — Bewohner Brasiliens. — Naturleben am Amazonenstrom. — Das Orgelgebirge. — Weg durch den Urwald. — Hauptformen der Gewächse und Thiere. — Die Urbevölkerung Brasiliens.

Von Madeira reiste Dr. Kane nach Rio de Janeiro, der Hauptstadt Brasiliens. Die stolze Fregatte „Brandywine" durchschnitt das trügerische Element schnell in südwestlicher Richtung, um die Höhe der Kap Verdischen Inseln (die Inseln des grünen Vorgebirges) zu gewinnen. Das Cabo Frio, die äußerste Ostspitze des südlichen Theils von Brasilien (ein wenig nördlich von Rio de Janeiro) tritt von der neuen Welt zuerst in des ankommenden Schiffers Horizont; nach und nach kommen die Umrisse einer Bergreihe, obschon ganz verwischt, zum

Vorschein, und nicht lange darauf schließt sich links gegen Westen ein Kegelberg daran; Cabo Frio vermögen wir indeß nicht zu unterscheiden, ein dunkler Schimmer, der gegen Osten das Gebirge fortsetzt, bezeichnet die Gegend, wo wir diese scharfe Ecke des großen Kontinents von Südamerika zu suchen haben. Die See verliert ihr Azurblau, um es mit einem lichten, fahlen Grün zu vertauschen. Ein milchiger, bläulicher Nebel benimmt der Atmosphäre in der Nähe des Horizontes einen Theil ihrer Durchsichtigkeit; wir sehen die hohe Küste nur wie durch einen Schleier. Doch sie rückt uns näher, die Küste, und zeigt uns ihre sonderbaren, bergigen Formen. Ganz links steigt ein kleiner Kegel aus der See als Insel herauf; daran reihen sich rechts ein paar andere Inselchen, wie Punkte, und dann folgt das wunderbare Gebirge, dessen Umrisse einen auf dem Rücken liegenden Riesen nachzuahmen scheinen. Dieser Riese dient den Schiffen nach langer Reise zum sichern Merkmale der Einfahrt in den Hafen von Rio, diesen König unter den Häfen. Den Kopf des „Giganten" mit ungeheurer Habichtsnase und aufgesperrtem Munde, bildet der steile „Gavia"; die Hände sind über den Magen gefaltet, so wenigstens deutet man zwei andere Felsen, und ein dritter Fels stellt die emporstehende Knieschneibe vor, während wieder ein anderer den Fuß bildet. Rechts zu den Füßen des schlafenden Wächters liegt die schmale Einfahrt, vor der sich die kleinen, rundlichen Inseln vorschieben, auf deren einer ein Leuchtthurm steht. Hinter dieser Gruppe läuft eine steile, schroffe Bergreihe fort, von den sonderbarsten Formen, welche die Küstenlinie gen Osten fortsetzen. Nicht mehr lange, und wir sehen mit bloßem Auge die ersten Z[illegible]n brasilianischer Pflanzenpracht vor uns. Wohin wir nur blicken, überall [illegible] die Gebirge mit dichtem Walde bedeckt. Folgt unser Auge ihren Umrissen, so zeigen sich hoch über den Wald hervorragend, einzelne schlanke Palmen; Baumformen treten über die riesige Pflanzendecke der Berge hervor, die uns ganz fremd sind: Bäume, mit vollen, gigantischen Kronen, oder solche, welche leicht aufgeschossen, die dünnen Arme ausbreitend, bizarre Zweige, gleich Schierlingsstauden, in die Luft strecken. Und dennoch ist es unmöglich, sich einen Begriff von der Grazie der Gebirgsumrisse zu machen, welche durch jene malerisch gen Himmel strebenden Riesenbäume beständig auf das anmuthigste und wunderbarste unterbrochen werden! Glatte, schwarze Felswände bilden an einzelnen Stellen die hohen, steilen Seiten der Berge, oder ragen als starre Spitzen und Kegel in die Luft. Ein schmaler Saum weißen Sandes zieht sich, von der See bespült, am Fuße der Berge hin. Wir sind vor der Bai von Rio de Janeiro.

Diese Bai, die Bai von Nitherohy, wird zwar auf der Karte durch einen kleinen Fleck bezeichnet; aber sie besitzt in der Wirklichkeit eine riesige Ausdehnung. Die größte Insel der Bai, die Gouvernementsinsel, mag gerade so groß sein, wie das kleinste deutsche Fürstenthum, während die Bai selbst von Norden nach Süden 3½ und in ihrer größten Breite 3 deutsche Meilen mißt. In diesem großen, durch viele kleinere Buchten schön gegliederten, lichtgrünen Wasserbecken liegen zahlreiche größere und kleinere Inseln zerstreut, Inseln von nur einem großen rund abgewaschenen Granitblock gebildet, auf dem Nichts wächst, den aber Tausende von Seevögeln in dichtgedrängten Schaaren besetzt halten; Inseln, üppig

bewachsen mit undurchdringlichem Buschwerk und mit Kokospalmen, dazwischen ein kleines Haus, das unbeschränkte, idyllische Königreich einer Fischerfamilie; dann aber auch Inseln mit Bergen, Wäldern und Bächen, mit ganzen Ortschaften sammt Kirche und Schule und mit kleinen Häfen, in denen Fischerflottillen stehen, und endlich Inseln mit Mauern und Thürmen, gespickt mit Kanonen. In diese inselreiche Bai münden zahlreiche Bäche und Flüsse, zum Theil groß genug, um eine Strecke aufwärts mit Dampfern befahren werden zu können; am Gestade dabei liegen Städte, Dörfer und einzelne Hacienden, eine große Welt- und Kaiserstadt, Rio de Janeiro, und ihr gegenüber die Hauptstadt der Provinz, Praya Grande. Vor diesen Städten ein unabsehbarer Wald von Masten mit bunten Wimpeln in den Farben der Nationen der ganzen Welt. Hinter dem Mastenwalde und hinter den Städten und Dörfern — Hügel und Berge, mit dem üppigen dunkeln Grün einer tropischen Vegetation bedeckt, mit Wäldern, durch die noch keine Pfade für den menschlichen Fuß existiren, und jenseit von Berg und Wald ungeheure, steil aufragende, nackte Felsengipfel von so wunderbar abgerundeter, regelmäßiger Kegel- und Zuckerhutform, als wären sie künstlich so gemeißelt. Im Hintergrunde endlich, in blauer Ferne, eine 4000 bis 5000 Fuß hohe Gebirgskette und an deren östlichem Ende in Reihe und Glied die Fels-Obelisken des Orgelgebirges. Dazu die Klarheit und Durchsichtigkeit der Atmosphäre, das helle Licht und die dunkeln Schatten eines tropischen Himmels, und wir haben alle die Elemente, welche die Bai von Rio de Janeiro zu einem der schönsten Punkte der Welt machen.

Steuern wir nun sie hinein zum Hafen von Rio! Die vor der Einfahrt des Golfes gelegenen Inseln liegen jetzt dicht neben uns, so dicht, daß wir das Rauschen und Brüllen der Brandung am Strande hören können, welche an die schräg ansteigenden, weißen Felsplatten hinanrollt, die diese Eilande umgürten; ihre Oberfläche ist mit dichtem Laubholze bedeckt; wundervolle Palmen stehen darauf und allerhand Gestrüpp und Pflanzen dazwischen, die uns völlig neu sind. Auf diesen lieblichen Inseln tritt uns erst die ganze Fülle und Pracht der Tropennatur näher. An den Bergen des festen Landes dagegen können wir nach und nach ganze Palmenwälder entdecken, deren Kronen der Passat nach Westen gebeugt hat; ja einzelne Berge sind durchgehends mit hochstämmigen Palmen überzogen, während an den nackten Felsen dünne Kaktusstangen hinanklimmen. Canoas mit Negern darin rudern an den Inseln hin. Weiter segeln wir an der Inselgruppe und vor uns thut sich die Einfahrt in die Bai auf. Die Gebirge zur rechten Hand senken sich allmälig; bereits erkennen wir einzelne Forts. Im Hintergrunde der Bucht ist das Ufer flach und stellt sich als eine Reihe niedriger, bläulicher Inseln dar. Endlich sehen wir etwas links, in der westlichen Ecke des Golfes, auf einem weiten, mehrere Terrassen bildenden Vorsprunge das Ziel unserer Reise, die Stadt Rio de Janeiro, rechts dahinter den Mastenwald der im Hafen liegenden Schiffe, und noch weiter rechts, mehr gegen die Mitte der Bai, die Kriegsschiffe auf der Rhede.

Die Sonne ist eben im Sinken; der Himmel scheint aus Saphir und Gold zu bestehen. Der „Zuckerhut" ragt wie ein aufrecht gerichteter riesenhafter Dau-

men links neben uns, während die Gebirge im Westen sich in ein Gewirr der abenteuerlichsten Formen zusammengeschoben haben. Ein dunkles, kräftiges Blau färbt die Kegel, Nadel und Spitzen in den vordern Reihen, während die dahinter liegenden einen mehr violetten Ton annehmen. Jetzt sinkt die Sonnenscheibe hinter dem Gebirge hinab, das nun mit feuriger Glut übergossen scheint, und wirft einen kupferrothen Schein auf die Wasserfläche. Bald darauf vernehmen wir das dumpfe Geläut der Glocken — der erste Ton, der vom Festlande feierlich an unser Ohr schlägt —, nicht lange nachher schauen wir hoch über den gespenstigen Bergen zur Linken die vier Sterne des südlichen Kreuzes.

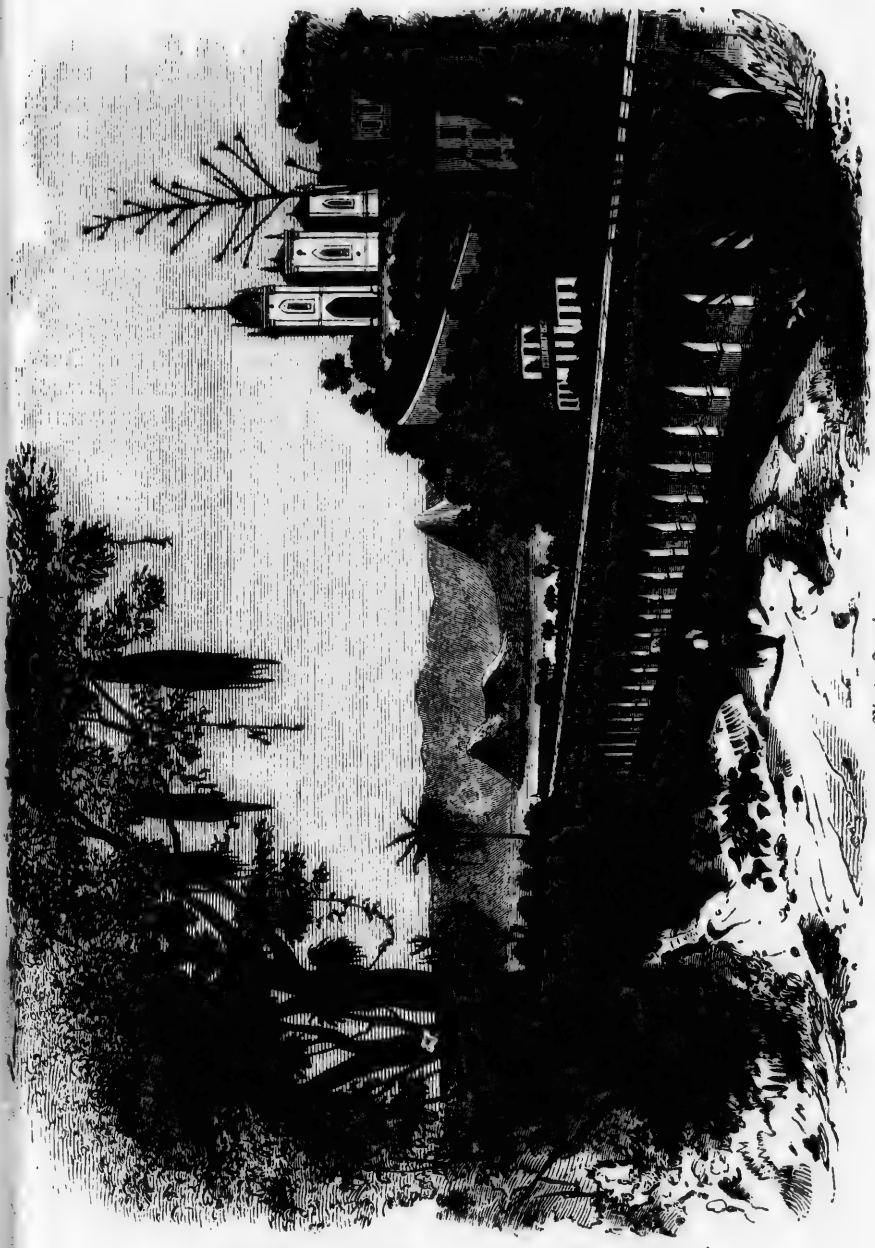
Rio de Janeiro erhebt sich da, wo der schmalere Sund der Bai endigt und die Erweiterung des Golfes ihren Anfang nimmt, und macht mit seinem Meer von Dächern, von Kirchen, Klöstern und Thürmen, welches die pittoresken Terrassen, flachen, kurz und steil abstürzenden Plateaus, die felsigen Vorsprünge und eine lachende Ebene landeinwärts zwischen anmuthigen Hügeln ausfüllt, einen herrlichen Eindruck. Mit seinen zahlreichen Vorstädten umklammert Rio einen großen Theil des malerischen Corcovado, in dessen Schluchten selbst die sich anschließenden Ortschaften hinansteigen. Längs des Strandes sehen wir von der Hauptstadt bis zum Zuckerhut sich Haus an Haus reihen und in den Fluten der Bai sich spiegeln. Unter den Hügeln zunächst der Stadt und nahe am Strande springt der Signalberg am meisten ins Auge. Fast beständig steigen bunte Flaggen an dem auf den Gipfel des Hügels gepflanzten Maste auf, um die ankommenden Schiffe zu signalisiren.

Begeben wir uns ins Innere der Stadt; es erwarten uns auch hier eigenthümliche Schauspiele. Am interessantesten sind uns zunächst die unzähligen Negersklaven, die verschieden beschäftigt und verschieden bekleidet sind; Gestalten, Gruppen und Kostüme, wie wir sie unter diesen Schwarzen überall sehen, lassen sich schwerlich malen oder beschreiben. Der rasche Lauf und das eintönige Grunzen der Kaffeesackträger, deren nackte Körper öliger Schweiß bedeckt, das Trommeln und Klappern der Blechschnurren und Gurds in den Händen der Anführer von Partien, welche die verschiedensten Dinge auf dem Kopfe tragen — Stühle, Tische, Sophas und Bettstellen, das ganze Mobiliar irgend einer Familie; das dumpfe Recitativ, dem der laute Chor folgt, unter welchem sie sich fortbewegen; die Rufe anderer, welche beladene Karren oder Wagen, die für eine gleiche Anzahl von Maulthieren oder Pferden zu schwer sein würden, über das holperige Pflaster ziehen oder schieben — Alles drängt sich uns gleichzeitig auf. Andere, Männer und Weiber, die ihrer Beschäftigung nach mehr begünstigt sind, sehen wir als Krämer mit Kisten oder Kasten von Blech auf dem Kopfe allerlei Waaren feilbieten: Putzgegenstände und Juwelen, Kuchen und Konfekt, Obst, Blumen, Vögel, und noch andere von derselben Farbe und Rasse, aber glücklichere, weil sie frei sind, als Straßenverkäufer, Handwerker, Soldaten, Kaufleute in der Tracht und mit dem Benehmen von Gentlemen, Offiziere in Uniform, Priester im geistlichen Gewande.

Unsere Theilnahme für diese schwarzen Gestalten steigert sich, wenn wir sie genauer beobachten und auf ihren Charakter merken. Außer der schwarzen Haut-

farbe kennzeichnet sie das fein gekräuselte, wollige Haar und die aufgeworfenen Lippen, dann aber auch die viel beträchtlichere Länge der Arme, der viel kürzere Rumpf, die längern Beine, der platte Fuß und die fast wadenlosen, dürren Beine, wodurch sie ein etwas affenartiges Aussehen erlangen. Die Länge der Arme veranlaßt sie, wenn sie eben nichts zu thun haben, dieselben über einander zu schlagen und die Hände in die Ellnbogengelenke zu stecken. Und das geschieht so oft, als nur möglich, denn die Arbeit ist eben nicht ihre Leidenschaft, so gut sie auch dazu organisirt sind. Verlangt man von ihnen einen Dienst, so sind sie in der Regel gleich zur Erfüllung bereit; aber es kommt ihnen nicht darauf an, wann sie die Arbeit thun. Nach ihrer Meinung kommt in Betracht die Zeit gar nicht, genug, wenn das Verlangte nur gethan wird. Während der Arbeit aber liebt der Neger sich so gut wie möglich zu amüsiren, sei es durch Gesang oder Tanz; geht es nicht während der Arbeit, so muß wenigstens das Spiel bald darauf folgen; nach gethanem Tagewerke tanzt und singt der Sklave Abends mit seinen Genossen eine Stunde um das Feuer, welches er nie versäumt vor seiner Hütte anzuzünden. Dabei sind die Schwarzen sehr drollig; die gleichgültigsten Dinge behandeln sie mit großem Ernst und machen tausenderlei Grimmassen. In Höflichkeit sind sie unübertrefflich, denn sie unterlassen nie, sich gegenseitig „Herr" zu nennen. Geht der Sklave ungestört, etwa eine Last auf dem Kopfe tragend, wie das so gebräuchlich ist, seines Weges dahin, so hat er immer einen Gesellschafter, nämlich sein eigenes Ich, mit dem er sich fortwährend unterhält und zwar laut, ohne Rücksicht auf seine Umgebung. Das Sprichwort „Rede nicht mit dir selbst, damit man nicht glaubt, du seist ein Narr" kennt er nicht. Ist der Sklave jung, so spricht er mit seiner Geliebten, ist er alt, so redet er mit seinem Herrn, lobt ihn, beklagt sich, bittet um eine Gnade, und Jeder singt gewöhnlich seine Rede nach einer und derselben eintönigen Melodie her, wobei er mit dem Stock, den er in der Hand hat, an die Last auf seinem Kopfe den Takt schlägt oder mit der oben genannten Blechschnurre, einer mit Schrotkörnern gefüllten Brause, den Takt klappert. Meist schreien sie in hohen kreischenden Tönen. Die ersten und vorherrschenden Töne, die wir in den Straßen vernehmen, rühren von dieser Menschenklasse her. Ihre Rufe durch die Straßen sind verschieden, je nachdem, was sie betreiben. Der Ruf des Gemüse- und Obstverkäufers ist eintönig und wunderlich, aber doch so verschieden dabei, daß jede Art von Gemüse und jede Art von Obst durch einen besondern Laut ausgerufen zu werden scheint. Die Kaffeeträger, die in Trupps gehen, haben eine eigenthümliche Melodie, nach deren Takt sie, mit einem Sack von 160 Pfund auf dem Kopfe, Trab laufen. Und was für ein Geschrei erheben sie, wenn sie eine Arbeit im Chor verrichten! Wer einen Neger noch nicht hat schreien oder laut singen hören, weiß es nicht, welche gewaltigen Töne die menschliche Brust hervorzubringen vermag.

Dieses laute Wesen der Sklaven ist der gerade Gegensatz von dem Verhalten der Brasilianer. Der einzige Laut, den man von diesen auf der Straße hört, ist eine seltsame Art von leisem Zischen, das von einer raschen und einseitigen Bewegung der Lippen und der Zunge herrührt. Man kann es in ziemlicher Entfernung hören und es erregt fast stets die Aufmerksamkeit der Person, der es gilt.



Rio de Janeiro.

Ein Wink mit der Hand, als wollte man Jemand herbeiwinken, begleitet mit einem eigenthümlichen Fingerspiel, ist der Gruß, den man einem Fahrenden widmet oder einem Gehenden in dem Falle, wenn er zu weit entfernt ist, als daß er den gewöhnlichen leisen Ton der Stimme hören könnte. Dieses Schonen der Stimme und diese ruhige Bewegung zeugen von der allgemeinen Trägheit des Volkes, einer Folge des ermattenden tropischen Klima's, dessen Einfluß in allen Gewohnheiten und Sitten hervortritt. Es ist herkömmlich bei ihnen, so viel als möglich zu sitzen und, wenn sie sich bewegen müssen, dies so langsam und vorsichtig als möglich zu thun, überhaupt sich ruhig, gesetzt und still zu verhalten. So essen die Leute und schlafen; so bleiben sie ohne Aufregung und werden dick und fett dabei.

Einen wunderlichen Eindruck macht das gemischte Aussehen eines großen Theiles der wol an 200,000 Seelen betragenden Bevölkerung. Mulatten, Quadronen, Halbquadronen und jeder andere Grad von gemischter Farbe und gekraustem Haar, die man auf jedem Schritt trifft, verrathen eine fast unbegrenzte Ausdehnung des gemischten Blutes. Siehe da eine Schwadron Dragoner in scharlachrother Uniform, die eben an der einen Seite eines Platzes aufgestellt worden ist. Das Corps besteht aus sechzehn Mann und in dieser Zahl findet sich jede Schattirung der Hautfarbe von dem schwärzesten Schwarz Afrika's durch das Halb-, Viertel- und Halbviertelblut hindurch bis zu dem schmutzigen Weiß der Portugiesen und Brasilianer und dem Weiß und Roth des Sachsen mit blauen Augen und blondem Haare. Eine solche Mischung in größerem oder geringerem Grade sieht man in jedem Kreise des gewöhnlichen häuslichen, gesellschaftlichen, bürgerlichen oder militärischen Lebens, und kaum weniger selten als irgendwo in der Vorhalle des Palastes oder an den Altären der Kirche.

Die Bauart der Häuser zeigt meist zwei Stockwerke und als Material sind Granit und Holz verwendet. Die elegantesten Häuser sind mit Stuckaturarbeiten verziert und mit rothen Ziegeln gedeckt. In der Hauptgeschäftsstraße, rua dos ouvredores, befindet sich fast stets in dem Erdgeschosse ein Laden oder eine Werkstatt — in vornehmen Häusern der Stall oder die Wagenremise — und im obern Stock wohnt die Familie. Das milde Klima macht das Heizen unnöthig und so haben die allerwenigsten Häuser Schornsteine, wenn auch in denselben gekocht wird. Die Fenster des zweiten Stocks gehen auf eine eiserne Verandah, die durch ein Zeltdach geschützt ist.

Wir begeben uns auf den Marktplatz, um uns von dem üppigen Ueberfluß zu überzeugen, welchen dieser glückliche Himmelsstrich hervorbringt. Wir sehen ein reizendes, liebliches und zugleich belehrendes Bild. In einer großen im Viereck gebauten Halle liegen alle jene Früchte in massenhafter Menge aufgehäuft, und um wenige Pfenige zu kaufen, welche bei uns theils mit so viel Thalern bezahlt werden müßten, theils gar nicht zu haben, ja kaum dem Namen nach bekannt sind. In der Mitte mächtiger Hügel von Ananas, Orangen von allen Arten und von unglaublicher Größe, von eßbaren, süßen Citronen, Bananen, Kokosfrüchten, Feigen, Yams, süßen Zwiebeln, Artischocken und einer Unzahl Dinge mit fremden Namen, aber höchst ausgezeichnetem Geschmacke, sitzen junge

Negerinnen, lustig und guter Dinge ihre Waaren anpreisend, singend und trällernd, und um sie und zwischen den Früchten glänzen die glühenden Blüten des Landes, zum Verkauf oder zur Zierde dorthin gestellt. Andere jener schwarzen Dirnen sind fast ganz versteckt hinter Berge von riesenhaften Gemüsen. Kaum getrauen wir uns, den biedern, deutschen Kohlkopf als Landsmann zu begrüßen, so mächtig ist sein Haupt, so tropisch seine Haltung. — Fabelhaftes Seegethier, lebend und tod, wird in andern Regionen zu Kauf und Schau geboten: Fische in allen denkbaren Formen und Farben, Krebse, Hummer, Krabben, Austern und Muscheln aller Art. Das bunteste und lebendigste Gemälde aber bietet auf dem Markte in Rio der Geflügelverkauf oder besser der Wildpretmarkt, der einen weiten Theil der Halle einnimmt. Wildhühner und Enten, alle Spielarten des Haushuhnes, Perlhühner und Truthähne wechseln mit glänzenden Aras und bunten Papageien. Dazwischen sind in Käfigen jene großen schwarzen Schweine ohne Rückenborsten zu sehen, deren Fleisch ganz dem Schwarzwild ähnlich ist, oder ein Stachelschwein, oder ein kleines unzenartiges Thier, was sich anständig und zahm geberdet, dann Affen von allen Arten und anderes fremdländisches Gethier.

Es giebt in Rio etwa 40 Kirchen, von denen freilich keine auf architektonische Schönheit Anspruch machen kann. Im Innern sind alle grell und geschmacklos verziert. Gehen wir zu einem Gottesdienst, so fällt uns auf, daß die Geistlichen ungenirt in der Kirche während des Gottesdienstes auf und ab gehen und sich unterhalten. Der Kirchenbesuch scheint mehr Sache der Gewohnheit zu sein, wenigstens ist dies bei den Negern der Fall. Diese gehen gern jeden Sonntag ins Gotteshaus und kleiden sich dazu reinlich; aber sich an die guten Lehren zu kehren, die sie dort hören, fällt ihnen selten ein. Bei Prozessionen bilden die Kinder, welche alsdann als Engel gekleidet erscheinen, unbestritten den anziehendsten Theil des Schauspiels.

Ein interessanter Bau in Rio ist die Wasserleitung, der wir auch einen Besuch abstatten. Wir wandern, den Vorstädten folgend, am Strande entlang bis zum Anfang der Stadt, dem reizendsten Fleck am Gestade von Rio; den anmuthigen Hügel der Gloria mit seinem Kirchlein, seinen prachtvollen Palmen und Bananen rechts lassend, steigen wir auf zum Berge Theresa. Alles Liebliche in Gebirgsscenerie findet sich hier vereinigt, dazu die breitblättrige Banane mit ihren Früchten, die Kokospalme, die rothen Kaffeeknospen, die gelbe Orange in einem Wald von Grün, Häuschen an den Spitzen des Gebirges, Villen und reizende Gärten mit allen Arten tropischer Früchte. Manche wunderliche Bäume, Sträucher und Rankengewächse gedeihen und blühen hier in üppiger Fülle. Dabei giebt es in Menge buntfarbige Schlangen und gefleckte Eidechsen, die in der Sonne spielen, während Schmetterlinge in dem prächtigsten Farbenschmucke von Blume zu Blume flattern. Die Luft ist weich und duftig und an dem blauen Himmel sieht man kein Wölkchen. Weit unten liegt die Stadt und jenseit derselben der Hafen mit seinen Forts und zahllosen Schiffen, und der majestätische Zuckerhut hebt stolz sein Haupt in den blauen Aether hinein. — Weiter steigen wir hinauf bis zu dem Gipfel des Corcovado, von dem das Wasser kommt, welches die Stadt versorgt, und der über 2300 Fuß über den Meeresspiegel sich er-

hebt. Die Hitze ist unerträglich, aber die Luft wird allmälig kühler und der Weg ist von hohen Bäumen beschattet. Von hier aus zieht sich die herrliche Wasserleitung, welche im Jahre 1740 von Granit ausgeführt worden ist, in einer doppelten Bogenreihe nach der Stadt und spendet den Brunnen derselben ihr Wasser, wo es von den Negern in Fässer gelassen und dann verkauft wird.

Ein anderer interessanter Punkt ist Botafogo, ein europäischer Badeort am Rande der Urwälder, ein Seebad. Ein Gang durch eine Vorstadt führt uns dahin. Siehe dort ein Paar aus ausgehöhlten Baumstämmen gefertigte Canoas, mit denen die Neger die Bucht beschiffen. Vom Strande aus ersteigen wir den kleinen Hügel, hinter dem der Zuckerhut hervorragt, an dessen Abhang ein Steinbruch in den glimmerreichen Granit eingesprengt ist. Negersklaven sind eben beschäftigt, einen großen Stein vermittelst schwerer Eisenstangen zu bewegen. Sie singen ein Lied dazu, um den Rhythmus anzugeben, aber das Singen scheint auch die Hauptsache zu sein, denn die halbe Zahl europäischer Arbeiter würde ohne die mindeste Anstrengung dasselbe leisten. Ein prachtvoller Schmetterling, azurblau schillernd mit schwarzer Einfassung, der Granatensegler (Aëronauta Nestor) entzückt uns durch seinen wunderbaren Glanz. Am Abhange des Berges aber stehen eine Menge Agaven neben hohen, eckigen Kaktusstangen. Tief unten liegt der prächtige Golf von Rio, und vor uns öffnet sich die schmale Einfahrt in die Bai von Botafogo, welche von hohen Wänden eingeschlossen wird. Auf steilem Pfade steigen wir an das Ufer dieser kleinen, geschlossenen Bucht hinab. Still und romantisch liegt sie da, ein wahres kleines Paradies! Ein Halbkreis von eleganten Landhäusern mit schönen, blumenreichen Gärten faßt sie auf der Nord- und Westseite ein, während sie auf den andern Seiten von der üppigsten tropischen Waldnatur und den schönsten Bergformen umgeben ist. Im Osten steigt der uns schon bekannte Zuckerhut wie ein riesiger, gen Himmel zeigender Finger auf; ihm gegenüber schaut die überhängende Nadel des Corcovado drohend von schwindelnder Höhe auf den ruhigen, einem Landsee gleichen Spiegel der Bucht hinab.

Als Kane sich in Rio aufhielt, fand eben die Krönung des Kaisers Dom Pedro II. (am 16. Juli 1843) statt, und Kane sammt dem übrigen Schiffspersonal schlossen sich dem Krönungszuge an. Der junge Kaiser war damals erst 17 Jahr alt, doch zeigte er ein gesetztes Wesen gleich einem gereiften Manne. Sein blaues, sprechendes Auge drückte Ernst und Wohlwollen aus und er hat sich auch seitdem in der That als ein tüchtiger Fürst bewährt. Er ist ein Freund der Wissenschaften und hat selbst tüchtige Studien gemacht; überhaupt hat er für alles Große, Edle und Schöne lebhaftes Interesse.

Es dürfte uns hier nahe liegen, einen Blick auf die Geschichte des Landes zu werfen, in das wir eingetreten sind, eines Landes von 130,000 Quadratmeilen, ungefähr drei Viertel so groß als ganz Europa.

Es ist meinen Lesern bekannt, wie im Jahre 1486 der kühne Bartholomäus Diaz in der Absicht, einen Seeweg um Afrika herum nach Indien zu entdecken, die Südspitze von Afrika erreichte, das Kap der guten Hoffnung. Auch wissen sie, daß wenige Jahre später, 1498, ebenfalls von Portugal aus, der muthvolle Vasco de Gama das Werk des Diaz fortsetzte und glücklich in Ostindien

Goldwaschen in Brasilien.

ankam. Kaum war Gama wohlbehalten zurückgekehrt, so rüstete der König Dom Manoel auch schon ein zweites, nach Indien bestimmtes Geschwader aus, dessen Oberbefehl er in die Hände Cabral's legte. Cabral segelte am 9. März 1500 ab und richtete, wie seine Vorgänger, seinen Lauf zuerst nach den Kap Verdischen Inseln, um sich daselbst mit Wasser zu versehen; dann hielt er sich, um die aufhaltenden Windstillen zu umgehen, westlich. Er kam dabei aber weiter nach Westen, als er beabsichtigte, und wurde so durch den Zufall nach Brasilien geführt. Am 23. April ankerte er an dessen Küste, nahm das Land für Portugal in Besitz und segelte dann um das Kap der guten Hoffnung nach Ostindien. Schon im nächsten Jahre sendete der König von Portugal ein neues Geschwader nach dem neuentdeckten Lande; Americus Vespucius führte die Schiffe in diesem Jahre, sowie 1503 abermals. In der ersten Zeit geschah indessen wenig für die Kolonisation des Landes, weil damals das Gold und die Edelsteine Indiens Aller Blicke auf sich zogen; am meisten erregte das berühmte Farbeholz (Brasilienholz) die Aufmerksamkeit der Regierung, das Vespucius mit nach Europa brachte und das die Portugiesen wegen der Aehnlichkeit mit den bei ihnen gebrauchten Feuerkohlen brazas nannten, weshalb das Land Paiz de brazas genannt wurde, woraus später das Wort Brasilien gebildet worden ist.

Im Jahre 1530 legte Pereira an der Stelle, wo früher eine französische Faktorei bestanden, den ersten Grund zu der Stadt Pernambuco. Im folgenden Jahre wurde S. Vicente an dem schönen Golf von Santos von Affonso de Souza gegründet, der noch in demselben Jahre die schöne Bucht von Rio de

Janeiro auffand. Im Jahre 1549 erhielten die neuen Ansiedelungen in Thomé de Souza ein gemeinsames Oberhaupt. Bald darauf ließen sich auch die Jesuiten hier nieder, um die Heiden des neuen Landes zu bekehren. Mehr als hundert Jahre hat dieser Orden hier gearbeitet und in der That viel Gutes gethan; mit eiserner Beharrlichkeit wirkte er für die Erziehung der Jugend, nahm sich der armen, unterdrückten und zertretenen Eingeborenen an, und schützte dieselben gegen die grausamen Verfolgungen und die Sklaverei der golddürstigen Portugiesen. Stadt und Festung S. Salvador stiegen schnell aus der Erde empor, und 1552 zog bereits der erste Bischof in Bahia ein.

Die Ureinwohner an der Ostküste Brasiliens gehörten einem Stamme an; es waren die Tupi-Völker, die sehr verschiedene Namen führen. Sie gehörten zu den sogenannten Indios mansos, d. i. zahmen Indianern, während die weiter im Lande wohnenden „wilden" Indianer zu den Tapuyas gerechnet werden. Im Laufe der Zeit verloren sich die wilden Horden ins Innere und nach dem Amazonenflusse hin. Nach hartem Kampfe gegen Franzosen und Indianer gelangten die Portugiesen 1567 in den unbestrittenen Besitz der Bai von Nitherohy, und Jesuiten gründeten in demselben Jahre Rio de Janeiro.

Als 1580 Portugal mit Spanien vereinigt wurde, brachen traurige Zeiten für Brasilien herein; es [illegible] von den Feinden Spaniens bedroht und gebrandschatzt. Englische Freibeuter trieben in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts ihr Wesen an den Küsten. Später verursachten die Holländer den brasilianischen Niederlassungen großen Schaden. Erst mit dem Jahre 1640, als Portugal wieder von Spanien getrennt wurde, traten bessere Zeiten für Brasilien ein. Im 18. Jahrhundert wurden die reichhaltigen Goldlager im Innern des heutigen Minas entdeckt, und 1728 fand man in derselben Provinz die ersten Diamanten. Von da an wurden die mineralischen Schätze Brasiliens besonders ins Auge gefaßt, wodurch aber die Kolonisation sehr zurück blieb. Die Menschen kümmerten sich nur um das Metall, nicht um den Boden, in dem es lagerte. Gold und nur Gold war ihre Losung, und bis auf die neueste Zeit herab war es nichts Ungewöhnliches, daß man bei einem brasilianischen Herrn von Gold aß, während sich die Gäste vergeblich nach einem stählernen Messer umsahen, um die vorgelegten Speisen zu zerschneiden; die gemeinsten Geräthschaften waren von dem vielbegehrten Gold, aber es fand sich vielleicht kein einziges Trinkglas im ganzen Hause. Von jener Zeit ab datirt auch der Haß zwischen den geborenen Brasilianern und den Portugiesen; denn die Jesuiten herrschten mit harter Tyrannei und erhielten die Eingeborenen in Unmündigkeit, während die reichen Großen auf den Ländereien, die ihnen der König von Portugal verliehen hatte, mit immer steigender Willkür schalteten, und Abenteurer mit Erlaubniß der Regierung die Eroberung unbekannter Landstriche auf eigene Kosten unternahmen, wobei es blutige Kämpfe setzte, unter andern auch mit den wilden Botokuden. Besser gestaltete es sich, als 1760 die Jesuiten von der portugiesischen Regierung vertrieben wurden, worauf der Vicekönig von Bahia seinen Sitz nach Rio de Janeiro verlegte. Noch besser aber ward des Landes Geschick, als im Jahre 1807 die königliche Familie statt in Lissabon in Rio de Janeiro residirte.

Diamantentransport in Brasilien.

Damit trennte sich die Kolonie vom Mutterlande und befreite sich von den Fesseln, in denen sie bisher von diesem gehalten wurde. Vor Allem vortheilhaft wirkte das Gesetz, welches 1808 die Häfen Brasiliens den Schiffen aller Nationen öffnete. Industrie und Handel hob sich, das Nationalbewußtsein begann zu erwachen, neues, frisches Leben regte sich und der Wohlstand nahm sichtlich zu. Im Jahre 1815 wurde Brasilien zu einem Königreiche. In der Zeit des Aufstandes der spanischen Kolonien erhob sich 1821 auch Brasilien, in Folge dessen der König den Kronprinzen Dom Pedro zum Prinzregenten einsetzte. Die Unzufriedenen bewogen aber den Prinzen, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, und so wurde denn Brasilien im Jahre 1822 für ein von Portugal ganz unabhängiges Reich erklärt und Dom Pedro als erster Kaiser desselben gekrönt. Das Land erhielt eine konstitutionelle Verfassung. In Folge eines abermaligen Aufstandes dankte aber der Kaiser 1831 zu Gunsten seines Sohnes, des oben genannten Dom Pedro II., ab, der seit seiner Mündigkeit 1840 die Zügel der Regierung mit geschickter und kräftiger Hand führt. Gegenwärtig mag das Reich an 7 Millionen Bewohner enthalten, von denen fast die Hälfte Negersklaven sind; die übrigen sind theils Weiße, theils Mischlinge, theils Nachkommen der Urbewohner. Einige Stämme der letztern sind bekehrt und angesiedelt, die meisten aber leben noch frei und unabhängig.

Hinsichtlich der Oberflächengestaltung ist Brasilien zum Theil Gebirgs-, zum Theil Tiefland. Letzteres gehört in das Gebiet des größten Stromes der Erde, des Amazonenstromes, dessen Wassermenge der Summe aller euro-

päischen Gewässer gleichkommen möchte, wie er denn auch ein Gebiet von der Größe des Drittels Europa's umfaßt, eine Länge von 730 Meilen und an seiner Hauptmündung zwölf Meilen Breite hat, eine Ausdehnung, die den Seefahrer Pinzon, der im Jahre 1498 zum ersten Male in diesen Strom einfuhr, im Zweifel ließ, ob er einen Meerestheil oder eine Strommündung vor sich habe, weshalb er auch ausrief: mare an non?, aus welchem Wort der Name Marannon entstanden ist. Was dieses Stromgebiet besonders merkwürdig macht, ist sein unermeßlicher Urwald, der von Ost nach West an 600 Meilen und von Nord nach Süd 100 bis 400 Meilen Ausdehnung hat. Denn von den Anden an der Westseite Amerika's beginnend, erstrecken sich diese größten aller Wälder quer herüber bis an die Ostküste. Die Wälder Europa's verschwinden fast gegen diese Riesen; Asien hat auch nichts derartiges aufzuweisen, denn dieser Erdtheil ist hauptsächlich ein Steppenland mit spärlichem Waldwuchs; selbst in Indien scheinen die Wälder keineswegs eine besondere Ausdehnung gehabt zu haben, und die uralte Kultur, welche dort ihren Sitz hat, beschränkt schon seit langer Zeit das Gebiet der Wälder. Afrika besitzt wol bedeutende Waldstrecken, sowol an der Ost- und Westküste, wie auch im Innern; aber selbst alle zusammengenommen, können sie sich bei Weitem nicht mit dem Urwald des Amazonenbeckens messen. Die einzige Stelle, wo annäherungsweise etwas Aehnliches existirt hat, ist Nordamerika, wo der größte Theil östlich vom Mississippi und um die kanadischen Seen bei der Entdeckung mit einem zusammenhängenden Walde bewachsen war, der aber jetzt größtentheils schon verschwunden ist.

So groß und fruchtbar aber auch dieses Gebiet ist, so wohnen in ihm doch kaum eine halbe Million Menschen, worunter die 50,000 Weißen inbegriffen sind, die in den wenigen Ortschaften an der Ostküste ihre Niederlassungen gegründet haben. Das möchte uns um so mehr Wunder nehmen, als die Natur diesem Landgebiete die besten Verkehrswege verliehen hat; denn Tausende von Stunden weit ziehen sich Flüsse ins Land, deren Stromschnellen und Kataraktе erst oben im Gebirge liegen oder durch Kanäle leicht zu umgehen sind. Dabei leiden die Flüsse nie an Wassermangel, fließen ruhig und tief und lassen sich dazu auf Strecken befahren, die denen von Moskau bis Cadix, oder vom Nordkap bis Messina gleich sind. Und doch befahren nur Indianerboote und die kleinen Schiffe der Tauschhändler die Ströme des Landes, indem sie mit grell gefärbten Baumwollenzeugen, rothen und blauen Tüchern, Aexten, Messern, Fischangeln, Pulver und Feuersteinen, Glasperlen, Zwirn und sonstigen Kleinigkeiten beladen werden, welche der Händler gegen Landesprodukte umtauscht und letztere nach Para schafft, von wo sie in den Welthandel kommen. Der Urwald bietet also, trotz seiner hohen Schönheit, seiner Kraft und Fülle, in seinem ursprünglichen Zustande nur die dürftigsten Bedingungen für eine ärmliche Lebensweise der Menschen. Während wir daheim bei jedem Schritte unsere Herrschaft über die bezwungene Natur fühlen, wird dagegen der Mensch im Urwalde von einem Gefühl der Ohnmacht ergriffen.

Von der erhabenen Einsamkeit in jener wundersamen Gegend können wir uns schwerlich eine Vorstellung machen, selbst treue Reiseberichte lassen sich kaum

völlig nachempfinden. Wenn man ein Hundert Meilen nach dem andern den Riesenstrom hinabfährt, nichts als Himmel, Wald und Wasser über, neben und unter sich, so überkommen den Einsamen wol die seltsamsten Gefühle. Ein breiter Strom, der bald in zahlreiche Arme gespalten, zwischen sandigen, aber dennoch bewaldeten Inseln dahin fließt, oder ungetrennt in ein seegleiches Becken sich ausdehnt, ein dunkelgrüner Waldrand, von tausend Schlingpflanzen übersponnen, das sind die einzigen Bestandtheile dieser landschaftlichen Ansichten. Keine Stadt und nur höchst selten ein ärmliches Dorf, aus Rohrhütten bestehend und von halbwilden Menschen bewohnt, läßt sich blicken. Allein über das Ganze spannt sich ein reiner, tiefblauer Himmel und die Tropensonne bescheint eine Natur von unendlichem Reichthum und großer Lebenskraft, daß den Reisenden doch keine Langeweile beschleicht. Früh am Morgen, wo die Luft kühl ist, und die Pflanzen von Thau triefen, ist höchst selten ein Luftzug zu empfinden; spiegelglatt ziehen die Fluten dahin. Mit Aufgang der Sonne beginnt das Regen der Thiere; doch lassen sich die meisten von ihnen erst später blicken, wenn es noch wärmer geworden ist. Große Familien von Affen nehmen die höchsten Baumgipfel ein; besonders sitzen die Brüllaffen behaglich der Morgensonne zugewendet, die sie in rauhen Tönen begrüßen. Auch die Vögel heben sich in die luftigsten Kronen, weil es hier wärmer ist, als unten im Schatten. Die Paupi's, eine große, schöne Hühnerart, flattern von Ast zu Ast; auf blattlosen Aesten eines Riesenstammes sitzen Schaaren der gesellig schlafenden, schwarzen Geier. Selten steht ein kolossaler Storch schon zeitig am Ufer; dagegen sitzen Schaaren ruhender, schneeweißer Reiher in den Baumkronen. Die Fische schwimmen sorglos an der Oberfläche, während der Delphin in plumpen Sprüngen auch hier auf Beute ausgeht. Mit zunehmender Wärme entwickeln die Bewohner dieser Wildniß eine immer größere Thätigkeit. Zahllose Entenschaaren treiben furchtlos auf den flachen Wellen; Wolken von schwarzköpfigen Möven sind mit dem Fischfange beschäftigt; am Ufer erscheinen Rehe; auf den Bäumen gaukelt eine Heerde Affen, bald von größern Arten, denen nur die Onze oder der Jaguar furchtbar ist, bald von den kleinen Sagrinchen, die von gefräßigen Raubvögeln umschwärmt werden. Unübersehbare Flüge grüner Papageien aller Arten haben sich auf fruchttragenden Waldbäumen niedergelassen, und das Herabfallen der Kapseln und Beeren bringt auf den harten Blättern der Helikonien des Ufers das Geräusch eines Schloßenwetters hervor. Da ist der gelbe Ara beschäftigt, das Innere eines Spechtloches mit seinem starken Schnabel zum Nestloche zu erweitern, aus welchem jedoch der ellenlange Schweif auch bei dem Brüten hervorhängt. Die Spechte selbst erfüllen den Wald mit ihren pochenden Tönen, denn nur eine einzige Art, die strohgelbe, zieht es vor, die Termitenbaue zu zerstören. Zahlreiche Heerden wilder Pekaris traben einher. Nicht immer fliehen sie vor dem Jäger, und alte Eber treiben selbst die Onze auf die furchtbar stacheligen Palmen hinauf. —

Inzwischen naht der Mittag. Alles eilt nun dem Schatten zu, denn die Hitze mehrt sich; viele Geschöpfe, besonders die Vögel, verfallen in tiefen Schlaf, und eine allgemeine Ruhe tritt ein. Näher am Boden läßt sich höchstens ein farbenprangender Schmetterling oder Kolibri sehen. Fische und Wasservögel sind ver-

schwunden; nur an den Mündungen der Nebenflüsse, da, wo große Schlammbänke sich angesetzt haben, liegen schaarenweise die gräulichen Krokodile ausgestreckt, um sich zu sonnen. Wenn aber die Sonne dem Untergange sich naht, dann entwickelt sich dieselbe Scene, wie am Morgen; denn zum zweiten Male eilen die vielen Bewohner der Wildniß zu der Tafel, die eine allgütige Hand für sie besetzt hält. Bisweilen wird freilich der Friede auch durch orkanartige Stürme unterbrochen, doch nur auf kurze Zeit. Schon um Mitternacht wird die Ruhe der Nacht zum ersten Male gestört, verschiedene Thierstimmen werden laut; sie verkünden, wie die Indianer sagen, die Stunde, und lassen sich von da an in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen hören. Der Ruf wiederholt sich häufiger, je näher der Morgen rückt.

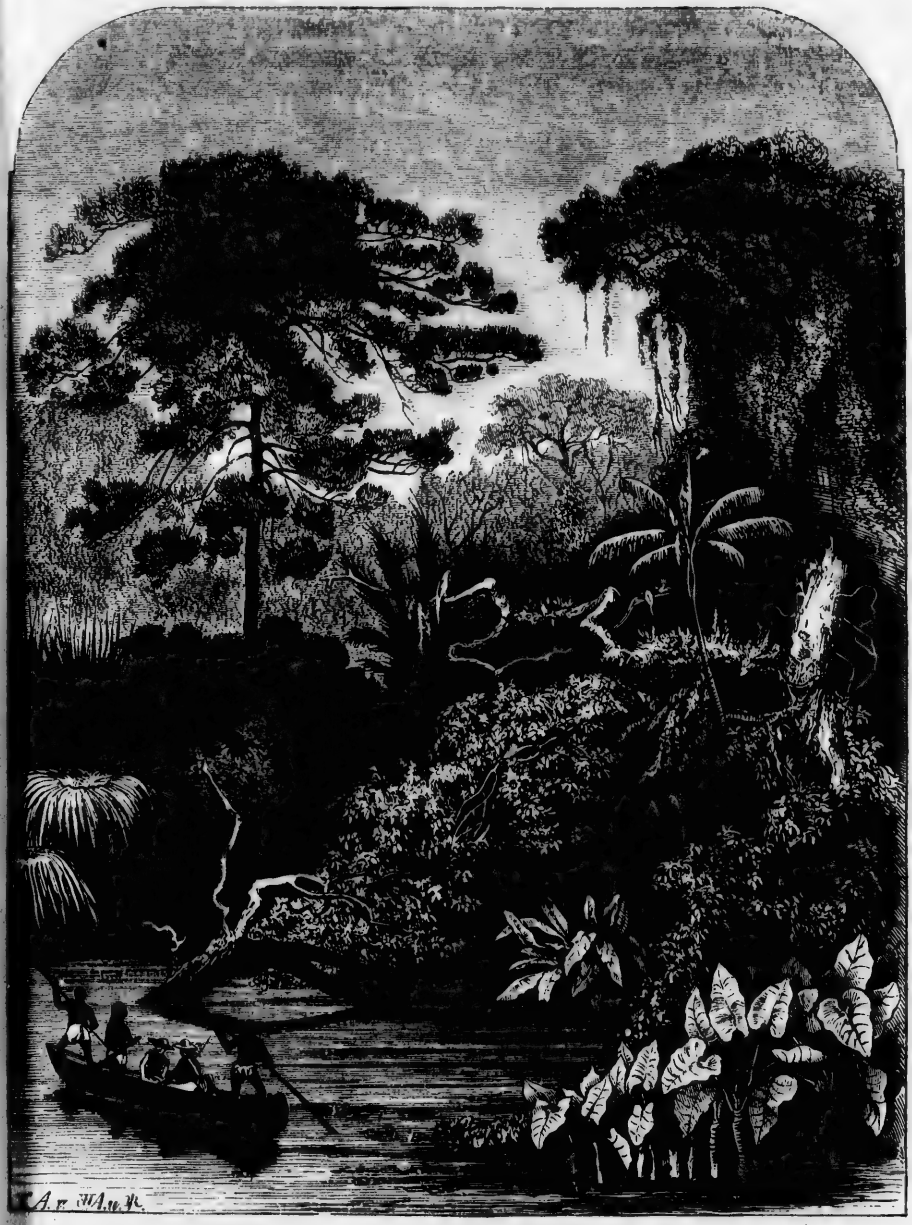
So das Naturleben am Marannon. Indessen besitzt Brasilien auch noch andere Urwälder; so z. B. breitet sich ein solcher Wald im Innern des Gebirgslandes aus; er heißt Mato grosso, d. i. der große Wald, und erstreckt sich in einer Breite von 9 Meilen zwischen den Städten Meiaponto und Goyaz von den Quellen des Tocantinesflusses längs des Corumba und andern Nebenflüssen Paranna's in die von Cayapo-Indianern bewohnten Gegenden hinab. — Aber auch im Osten Brasiliens, unweit der Küste anfangend, erhebt sich ein großer Urwald auf dem Gebirgslande. Längs der östlichen Küste eines großen Theiles des Landes läuft, bald in einer Entfernung ganz weniger Meilen, bald zwanzig oder mehr Meilen von der See entfernt, eine Bergkette, welche im Allgemeinen den Namen Serra do mar, an andern Stellen besondere Benennungen trägt. Der interessanteste Theil jenes Gebirgszugs unweit der Küste ist die Serra dos orgaos oder das Orgelgebirge, dessen Gipfel sich bis zu 7000 Fuß erheben mögen, während die übrigen Theile der Serra do mar höchstens bis auf 4000 Fuß steigen. Die Felsbildung dieses originellen Gebirges ist höchst bizarr und wunderbar; von ferne gesehen, glaubt man wirklich eine Reihe absteigender Orgelpfeifen zu sehen. Dr. Kane machte auf die Sierra do mar einen Ausflug und zeichnete über die Natur des Landes Vieles auf, was wir wol am liebsten mit seinen eigenen Worten wiedergeben möchten, da er die Gewohnheit hatte, immer gleich an Ort und Stelle unter dem Eindrucke der ihn umgebenden Scenerie seine Beobachtungen und Empfindungen niederzuschreiben, was seiner Darstellung jenen hohen Reiz der Unmittelbarkeit, der Frische und Lebendigkeit verleiht; allein wir müssen darauf verzichten, indem die Notizen über diese Reise später auf einer Nilfahrt in Afrika verloren gegangen sind. Wir verfolgen im Geiste den Weg, den unser Reisender nach dem Gebirge einschlug, und wandern von Rio aus, setzen über die Bai, und nehmen dann in nördlicher Richtung unsern Lauf. Gleich zu Anfang unserer Reise machen wir wieder Entdeckungen, die uns überraschen. Ein Ameisenzug, der von einem Hause zum andern reicht, fesselt unsern Blick; in schnurgrader Richtung laufen kleine braune Ameisen quer über den Weg, eine Straße von einem Zoll Breite bildend. Was für ein geschäftiges Gewühl, was für eine rastlose Thätigkeit ist das! Die schwer beladenen Thierchen bilden verschiedene Ströme, die in entgegengesetzter Richtung neben einander herlaufen. Ein jedes Thierchen schleppt etwas, keins ist müßig, und so geht's immer grad aus, durch Alles hin-

durch, was ihnen gerade vorkommt. Schlimmer als diese braunen Wanderer sind indessen die kleinen weißen Ameisen oder Termiten, in Brasilien Cupim genannt; die finden ihren Weg auch in die Wohnungen, dort in die Kommoden, in die Wäsche und zerstören Alles. Bald darauf erregen seltsame Baumgestalten unsre Verwunderung, Bäume mit in die Höhe starrenden Aesten und Kronen aus gelben Blüten, während wir daneben die ersten Orchideen begrüßen, sowie die ersten ananasartigen Tillandsien, die hoch oben auf den Aesten der großen Bäume sitzen, oder aus ihrem Stamme hervorzusprießen scheinen. Weiterhin tritt eine andere sonderbare Gestalt in unsern Gesichtskreis, ein langzottig behaarter Stamm, der seine mächtigen Aeste über einen Bach ausstreckt, von denen eine andere Art Tillandsien herabhängt wie Pferdeschweife. Eine andere neue Erscheinung sind dort jene Männer, die aus dem Innern des Landes kommen und nach Rio reisen. Sie stecken in sogenannten „Minas-Stiefeln", das sind Stiefeln von braunem ungewichsten Hirschleder, die sich bis zur halben Lende heraufziehen, und auch beliebig herunterklappen lassen; an ihnen trägt der Reiter schwere Rittersporen. Ebenso auffallend ist uns der Poncho, ein sehr einfacher Mantel, der aus einem großen, viereckigen Stück blauem Tuch, einer Decke, besteht, die in der Mitte mit einem runden Loch versehen ist, um den Kopf durchzustecken. Der Brasilianer versteht es trefflich, sich mit diesem einfachen Kleidungsstück zu drapiren; bald wirft er es malerisch über die Schulter, bald schlägt er es so über der Brust zusammen, daß die Arme völlig unbedeckt sind und das rothe Futter nach außen kommt, was sehr hübsch und eigenthümlich aussieht. Dieser Mantel ist leicht, luftig und schützt gegen den Regen, ist daher für das tropische Klima sehr zweckmäßig; er läßt sich bequem verpacken und transportiren, dient auch als Mantelsack, wenn man seine Habe darin einschlägt, und ist selbst als Decke und weiches Kissen nicht zu verachten. Wir treten in ein kleines Dickicht, wo uns die Manchfaltigkeit der Schlingpflanzen ergötzt, desgleichen mehrere gefiederte Sänger und Nichtsänger. Da wiegt sich der schwarze, papageiartige Anu, und dort ruft der kleine, gelbe Bemtevi unaufhörlich seinen Namen: Bem-te-vi, d. h. „ich sah dich wol". Mit dem Zwitschern der Vögel mischt sich das Zirpen der Cicaden, während prachtvoll gefärbte Schmetterlinge mit buntfarbigen Vögeln an Schönheit und Glanz wetteifern. Von Zeit zu Zeit treffen wir kleine Häuschen, meist mit einem Gärtchen, zuweilen kommen wir auch an Stellen, wo das Dickicht oben abgebrannt worden ist. Wenn nämlich hier ein Stück Land urbar gemacht wird, so fällt man zuerst den Wald und brennt ihn nieder; hierauf wird der Boden, je nach der Frucht, die man aussät, längere oder kürzere Zeit zum Ackerbau benutzt. Dann läßt man ihn meist eine Weile unbebaut liegen, um ihn nicht zu sehr zu erschöpfen. In dieser Zeit der Ruhe nun, wo das Land sich selbst überlassen ist, sproßt Buschwerk und neues junges Holz auf; so entsteht die „Capueira", der junge Wald, im Gegensatze zu dem Urwalde, dem „Mato virgem". Dasselbe Verfahren wiederholt sich, und so findet man denn in einem gewissen Umkreise um Rio viel solches Gesträuch und solche Wälder, die schon einmal und öfters niedergebrannt worden sind.

Auf unsrer Weiterreise begegnen wir auch mehreren von Negern getriebenen

Maulthierzügen, jenen „Tropas", welche die Waaren aus dem Innern nach den Küsten bringen, wir sehen, wie die „Mulas" (Maulthiere) mit „Capim" (eine Art Gras) und „Milho" (Mais) gefüttert werden. Auf dem hügeligen Terrain erhebt sich weiterhin der erste größere Wald, dem wir hier begegnen; linker Hand zeigt sich uns zuweilen die Serra dos orgaos (das Orgelgebirge) wie ein schwacher Schimmer. Der Fahrweg ist damit zu Ende und die Reisenden haben nur noch schmale Fußstege zur Benutzung, die sehr ungerade fortlaufen, was sich leicht durch die Geschichte ihrer Entstehung erklärt. Die Wege in Brasilien haben sich nämlich meist dadurch gebildet, daß derjenige, der eine neue „Fazenda" (Landbesitzung) anlegt, sie durch einen Fußsteig (Picada) mit der seines Nachbarn verbindet; aus einer Kette solcher einzelner Verbindungsfußsteige entsteht zuletzt eine Landstraße, die allerdings meist nichts Anderes als ein schmaler Fußpfad ist, obgleich sie den hochtrabenden Namen „Estrada" führt. Häufig werden diese Wege noch durch sogenannte „Ricks" durchschnitten, das sind Zäune, womit man die Straße auf beiden Seiten abschließt, wenn man auf derselben bivouakirt, damit die Thiere nicht fortlaufen. Bei solchen Bivouaks werden die Maulthiere meist leicht an hohe Pfähle angebunden, während die Tropeiras die Bastkörbe, welche die Handelsartikel enthalten, und die Sättel in Haufen zusammenstellen. Darüber sind Felle ausgebreitet, die auf der einen Seite überstehend und durch Pfähle gestützt, die Hütte für die halb nackten Leute abgeben, während sie auf der Reise dazu dienen, über die Waaren gebunden zu werden. Daneben haben die Tropeiros drei Stangen, in der Art wie man die Gewehre zusammensetzt, aufgerichtet, zwischen denen der Kochkessel über dem Feuer hängt. Mehr Bequemlichkeit bedürfen diese Leute, meist Sklaven und zwar Neger oder Mulatten, nicht.

Weiter führt uns unser Weg in eine „Brejo"; so nennt der Brasilianer eine waldige Niederung mit Moraspflanzen zum Unterschiede von der Capueira und dem Urwalde. Bäume mit schönen Blumen ziehen uns mit magischer Gewalt an; ein Gewirr von Schlingpflanzen hängt von ihnen herab; hier und da verhüllen große, schildförmige (Pothos- oder Caladium-) Blätter, gleich einem glänzend grünen Schuppenpanzer, den Stamm. Wilde Bananen (Helikonien) entsprießen dem sumpfigen Boden und geben dem Gehölz einen eigenthümlichen Reiz. Wir treten aus dem Wäldchen heraus und befinden uns bald darauf an einem Flusse, dem Macacu, der in die Bai von Nitherohy mündet. Mit der eintretenden Nacht bereiten uns die Leuchtkäfer mit ihrem bläulichen Licht eine neue Ueberraschung. Der am meisten vorkommende Leuchtkäfer (Pyrophorus noctilucus) ist dunkelbraun, überall mit kurzen, lichtbraunen, wimperartigen Härchen bedeckt. Wenn er läuft oder ruht, entströmt das Licht nur aus zwei gelben Warzen auf seinem Körper; wenn er aber die Schwingen zum Fluge entfaltet, dann öffnet sich am hintern Theil des Brustschildes noch ein dritter, leuchtender Fleck. Die ausströmende phosphorartige Lichtmasse ist so beträchtlich, daß der Käfer zur künstlichen Beleuchtung benutzt werden kann. Die Indianer gebrauchten ihn vor Zeiten als Fackel bei ihren nächtlichen Jagden und Fischfängen; auf ihren nächtlichen Reisen befestigen sie noch heute diese Laternen an ihre Hände und Füße. In manchen Tropengegenden schmücken die Damen ihre Locken und Gewänder mit



Urwald im Orgelgebirge.

diesen in ein Netzwerk eingeschlossenen Käfern. Sie kommen nämlich auch in Westindien und in Meriko häufig vor. Bei der Eroberung Meriko's im Jahre 1520 jagten sie sogar den Spaniern großen Schrecken ein. Ein Augenzeuge, der alte Bernal Diaz, berichtet: „Die Luft war mit Cocuyos (Johanneswürmchen), einer Art großer Käfer, angefüllt, die ein so kräftiges phosphorisches Licht aus ihrem Körper ausströmen, daß man dabei recht gut lesen kann. Diese wandernden Flammen, im Dunkel der Nacht erblickt, erschienen den Belagerten wie ein mit Luntengewehren bewaffnetes Heer."

Wir reisen noch einige Stunden weiter und vor uns erhebt sich ein Urwald; der Totaleindruck desselben ist so eigenthümlich, daß wir, auch ohne zu fragen, sofort fühlen: das ist ein Wald, der seit Jahrtausenden ohne die geringste Störung von Seiten des Menschen wuchert; die Kraft und Fülle, die wechselnden und überraschenden Formen, der seltsame Blattschmuck und die prachtvollen Farben, das wunderbare Durcheinander von Gestalt, Form und Farbe — das Alles verkündigt uns die Majestät des vor uns ausgebreiteten Vegetationsmeeres. Mit unsern europäischen Wäldern hat der Urwald wenig gemein; denn er ist nicht eine Stammgemeinde, wie unsre Wälder, er ist vielmehr eine höchst bunte Gesellschaft sehr verschiedenartiger Gewächse, welche die Stämme überwuchern und den größten Theil derselben dem Auge des Wanderers unsichtbar machen. Da ist auch nicht von einem parkartigen Ausdruck die Rede, den unsre Wälder mit ihren künstlich hervorgebrachten Aussichten und Lichtungen haben, nicht von der Abwechselung zwischen Wald, Saatfeldern und Dörfern; auch vermißt man das vertrauliche, freundliche Gepräge, das in unsern Landschaften das Gemüth mit ruhigen Gefühlen erfüllt; der Urwald bietet nichts von Zeichen einer gewerblichen und nützlichen Thätigkeit und macht auf das Gemüth des Menschen einen fast unheimlich erregenden Eindruck. Die manchfachste Mischung der verschiedenartigsten Gewächse zu einem bunten Gewirr verräth der Urwald schon in der Ferne, man erkennt sie an den Umrissen und noch mehr am Kolorit der Kronen. In letzterer Hinsicht sieht man allerlei Farben bunt durch einander gemischt, hier stehen gelbe, dort rothe Bäume zwischen grünen; die eine Krone ist dunkelschwarzgrün, die andere grau, eine dritte blendend weiß, eine vierte hellgrün, eine fünfte gelb, eine sechste roth. Klare gelbe oder rothe Farben rühren aber nicht von Blättern her, sondern von Blumen, die in dichten Trauben aus den Blättern hervorragen und somit alles Laub nach außen hin überwuchern. Die Ast- und Blattbildung und Stellung bringt noch mehr Verschiedenheit in das Bild; der eine Baum hat gefiederte, der andere große, gelappte Blätter; hier stehen sie einzelner, sind spiegelglatt und strotzen von Säften in ihren dicken Rippen; dort hängen sie dürr und glanzlos, wie mit einem feinen Haarkleide bedeckt, wie abgestorben an den Zweigen. Eine andere Eigenthümlichkeit des Urwaldes ist eine gewisse Gleichförmigkeit in der Richtung; die dünnsten, wie die dicksten Bäume streben beinahe zu gleicher Höhe empor; das Gedränge der Stämme ist die Ursache davon; alle streben wegen Mangel an Raum zu seitlicher Ausbreitung nach oben, nach der äußersten Waldgrenze, wo ihnen allein noch Licht und Freiheit geboten wird, ihren Blätterschmuck zu entfalten. Diese Gleichartigkeit hat zur Folge, daß die Bäume nicht so hoch erscheinen, als

sie wirklich sind. Es geht Einem im Urwalde wie auf einem Schiffe, wo alle einzelnen Theile in einem gewissen harmonischen Verhältnisse zu einander stehen; eben so wie Masten und Raaen uns dünn und schmächtig erscheinen, bis wir sie ganz in der Nähe einzeln betrachten, so bekommt man auch erst einen richtigen Blick bei einer nähern Betrachtung und Vergleichung für die Größe der Bäume des Urwaldes. Das Strecken nach oben hat zur Folge, daß die Stämme schlank und schnurgerade bis zu einer sehr bedeutenden Höhe emporschießen, bevor sie sich verzweigen und eine Krone bilden, die verhältnißmäßig viel kleiner entwickelt ist, als bei unsern Waldbäumen. In der Regel nehmen die Stämme nach oben zu nur sehr wenig an Dicke ab und theilen sich zuletzt in drei bis vier dicke Zweige, die sich ein Stück mehr oder weniger schräge in die Höhe heben, bis sie sich wiederum theilen, um die Krone zu bilden, die in den meisten Fällen gegen ein Dritttheil des ganzen Baumes ausmacht. Eine weitere Eigenthümlichkeit mancher Bäume im Urwalde sind der Stelzenstand und die Mauerwurzeln. Die Mauerwurzeln befinden sich am Grunde des Stammes und umgeben diesen wie Strebepfeiler, als ob sie zu seiner Stütze angelegt wären; der Stelzenstand aber besteht darin, daß der Baum mit seinem untern Stammende den Boden nicht erreicht, sondern schwebend über dem Erdreich auf kräftigen Wurzeln steht, welche ihn allmälig aus der Erde emporheben, wenn sie länger und stärker werden. Die strahlenförmig gestellten Steifer der Mauerwurzeln, die der Brasilianer die „Beine" des Baumes nennt, sind zuweilen so groß, daß die Zwischenräume derselben förmliche Hürden bilden, die geräumig genug sind, dem müden Reisenden ein sicheres Nachtquartier zu bieten. Die größte Entwickelung erlangen dieselben bei den gigantischen Feigenbäumen, Gamelleiras genannt, und bei einem Baume, den die Brasilianer nach dem Geruch seiner Blätter den „Knoblauchsbaum" nennen.

Man kennt an 300 verschiedene Arten von Bäumen des Urwaldes, die entweder Nutzholz liefern oder einen andern Stoff bieten, welcher Anwendung in der Medizin oder Industrie findet, und zwar stehen sie, wie oben bemerkt, sehr zerstreut, niemals treten sie gesellig auf. Es macht daher immerhin Mühe genug, die für den Handel bestimmten Produkte im Urwalde zu sammeln, als da sind Kautschuk, d. i. der geronnene Milchsaft eines zur Familie der Wolfsmilchgewächse gehörigen Baumes (Siphonia elastica), die Sassaparille, die Wurzel mehrerer Smilax- (Stechwinden-) Arten, die Brechwurzel (Cephaëlis und Jonidium ipecacuanha) zu Medizinen häufig verwendet, Brasilnüsse oder Juvianüsse, die Kerne von Bertholletia excelsa. Die Ernte dieser Nüsse ist bei den Eingeborenen ein Fest, wie bei uns die Weinlese und keineswegs ohne Gefahr. Wenn die reife Frucht von ihrem bis 120 Fuß hohen Baume mit großem Geräusche poltert, dann eilen Menschen und Thiere herbei und streiten um ihren Besitz. Die Frucht hat die Größe eines Kinderkopfes; in zwei Monaten erreicht die Schale eine Dicke von ½ Zoll und ist mit den schärfsten Werkzeugen nicht zu öffnen. Im Innern dieser Umhüllung liegen die Samennüsse, 5 bis 8 an der Zahl, ungefähr dreimal so groß, wie unsere Haselnüsse, nur weit zarter und saftiger. Diese dreieckigen Nüsse sind in deutschen Handelsstädten billig zu kaufen.

Unsre nordischen Wälder bestehen entweder aus Nadelhölzern oder aus kätz-

chentragenden Bäumen, zu welchen unsere allermeisten Laubbäume gehören. Im brasilianischen Urwalde ist diese Familie nur sehr spärlich vertreten, und die Nadelbäume kommen nur in einer Form vor, in der Araucaria brasiliana, die außer wenigen Palmen der einzige Baum ist, der gesellig auftritt. Statt jener Baumarten enthält der Urwald Bäume aus der Myrten- und Lorbeerfamilie, ferner aus der Familie der Hülsenpflanzen oder Leguminosen, ferner aus der Familie der Gurken (Cucurbitaceen) und Nesselpflanzen (Urticaceen). Dazu treten noch die Bignoniaceen, Bombaceen, Terebinthaceen, Cedrelen und Rubiaceen. — Doch betrachten wir nun auch einzelne Formen derselben.

Da erregt unsre Aufmerksamkeit die Sapucaja oder der Topfbaum, zu den Deckelmyrten oder Lecythideen gehörig, ein riesiger Baum mit mittelgroßen, ovalen, glatten Blättern, dessen gewichtiger Stamm vorzügliches Nutzholz liefert, während seine dicke, zerrissene Rinde in Brasilien als Werg (estopa) zum Kalfatern der Schiffe angewendet wird. Die Früchte dieses Riesen haben ganz das Aussehen von runden, grauen Krügen mit zolldicken, knochenharten Wänden, von 6—7 Zoll Höhe und 16—17 Zoll im Umfange. Am obersten Ende sind sie mit einer etwa dreizölligen Oeffnung versehen; aber so lange die Frucht unreif ist, ist diese Oeffnung so genau durch einen flachen, gewölbten Deckel geschlossen, daß man schwerlich das Vorhandensein desselben ahnt. Wenn im Laufe eines Jahres die Krugfrüchte ihre volle Reife erreicht haben, löst sich der Deckel und fällt ab, und die in dem Kruge enthaltenen Samen fallen auf die Erde. Dieselben haben einen angenehmen Nußgeschmack und werden von den Eingeborenen gern genossen, während die leeren Krugfrüchte bei ihnen eine Anwendung als natürliche Mörser finden. Unter den Bignoniaceen, welche das Unterholz bilden, ist besonders der Flaschenbaum (Crescentia) merkwürdig, denn seine melonenartigen Früchte dienen den Indianern und Schwarzen als Flaschen, Büchsen, Näpfe und Schalen. Jeder Sklave führt eine solche halbe Fruchthülle, Cuje genannt, bei sich, gewöhnlich an die Hose geknüpft, und hält sie, wenn die Essenszeit kommt, zum Füllen hin. Der Cederbaum (Cedrela), ein naher Verwandter des Mahagonibaumes, wird wegen seines angenehm riechenden Holzes, das zu Cigarrenkistchen verarbeitet wird, sehr geschätzt. Unter den Nesselbäumen zeichnet sich besonders der Armleuchterbaum (Cecropia) aus; ein arm- bis schenkelsdicker Stamm mit glatter, grauer Rinde steigt 40 bis 50 Fuß schnurgerade in die Höhe und theilt sich oben in eine sehr offene, sperrig ästige Krone, woran wenige Gruppen großer, den Kastanienblättern ähnlicher Blätter hängen. Die Aeste der Krone stehen in gleicher Höhe um den Stamm; ältere Bäume haben bis fünf solcher Astquirle über einander. Das unterste Stammende schwebt auf einfachen, dünnen, stelzenförmigen Wurzeln, 2—3 Fuß hoch über der Erde. Der Stamm ist von unten bis oben hohl und bildet ein ununterbrochenes natürliches Rohr, dessen Wand nur 1—2 Zoll Dicke hat, und das von den Brasilianern zu Wasserleitungen benutzt wird. Das merkwürdige Faulthier nährt sich besonders von dem Laube dieses Baumes. — Von seltener Härte und Dauerhaftigkeit ist das Holz der Arenira, einer Terebinthacee; ob man ihren Stamm über oder unter dem Wasser anbringt, oder ob er in das Wasser hineingerammt wird, kurz unter allen Verhältnissen

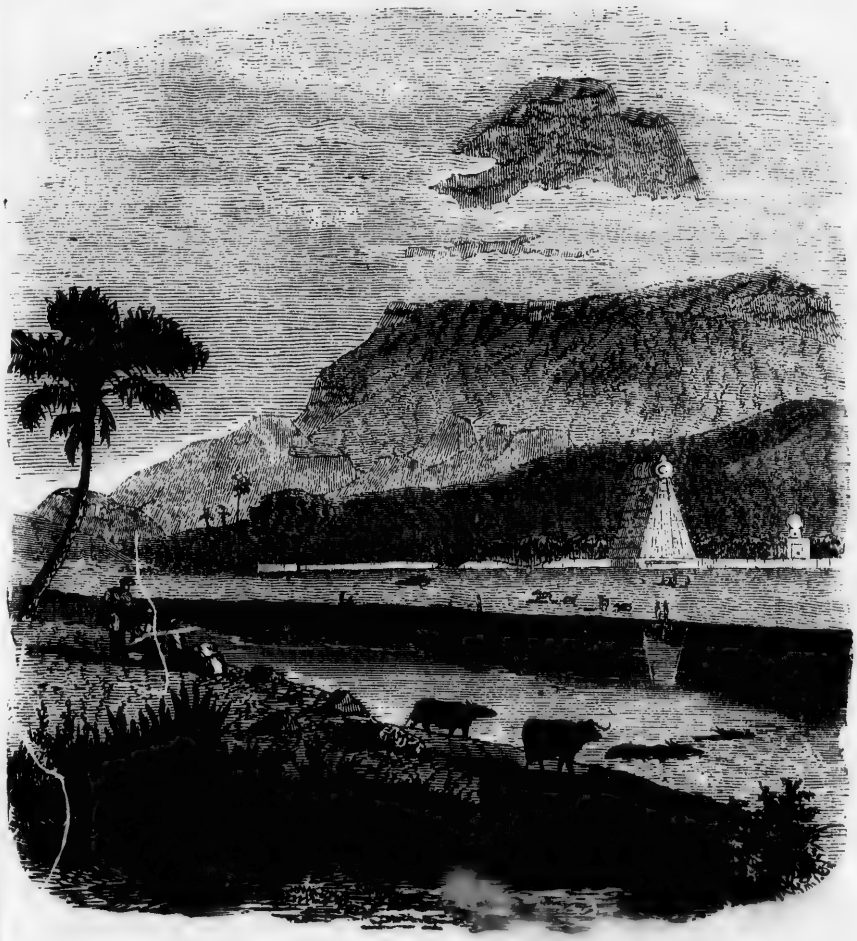
widersteht das Holz unverändert der zerstörenden Einwirkung des tropischen Klima's, und wenn man den Baum in Stücke gespalten zu Einzäunungen und Hecken benutzt, so zeigt er sich so dauerhaft, wie Mauerwerk.

An die Baumriesen knüpfen sich die Lianen oder Schlinggewächse, deren Stengel nicht grün, saftreich und einjährig, sondern holzig, kräftig und mindestens rohr- und fingersdick, mitunter sogar armsdick sind. Sie hängen überall wie Bindfaden, Reife und Taue frei von den Aesten der Baumkronen herab, wickeln sich vielfach umeinander, aber bekleiden selten den eigentlichen festen Baumstamm. Zuweilen braucht der Cipo, wie die Brasilianer die Liane nennen, nur sich längs eines einzigen hinaufzuschlängeln, um seine Krone oben am Tageslicht auszubreiten und sie mit der des Baumes zusammenzuflechten; aber in den allermeisten Fällen ist sein Weg bei Weitem beschwerlicher und nur, indem er mit seinen Windungen viele dünnern Bäume, den einen nach dem andern, umwickelt, arbeitet er sich höher hinauf, bis er endlich die Kronen der großen Riesenbäume erreicht. Während seines Wachsens sind indessen andere Cipo's hinzugekommen und schlingen sich nun in allen Richtungen um den ersten und auf dieselbe Weise gemeinschaftlich um einander, wie jener um die Baumstämme, welche er auf seinem Wege antraf, bis das Ganze ein verworrenes, dichtes Geflecht bildet, wo das Auge vergebens die einzelnen zusammengeschnürten Stämme zu verfolgen sucht. Die Zähigkeit der Cipo's ist außerordentlich, und finden daher die dünneren derselben überall im Innern Brasiliens eine große Anwendung anstatt der Stricke und Nägel; auch benutzt man sie zur Verfertigung von verschiedenem Hausgeräth und zur Aufführung von Zäunen; selbst das Sparrwerk und in kleinern Häusern sogar sehr oft das Gebälk wird mit Hülfe der Cipo's befestigt. Schön können die Cipo's nicht genannt werden; aber ihre außerordentlichen Zusammenflechtungen bieten jedenfalls einen höchst überraschenden und barocken Anblick; wenngleich sie bei einem geringen Stoße hin und her schaukeln, so wird man doch vergebens versuchen, selbst die dünnsten derselben von der Baumkrone, in welcher sie sich verzweigen, herabzuziehen, und zuweilen binden sie durch ihre von Baum zu Baum gehenden Verkettungen die Baumstämme so fest aneinander, daß der umgehauene Baum im Urwalde durchaus nicht fallen will; ja man findet auch wol Baumriesen, die über der Wurzel querüber vermodert sind und trotzdem nicht fallen, sondern von den sie umschlingenden Cipo's in der Schwebe gehalten werden.

Außer diesen Gewächsen charakterisiren den Urwald noch eine Unzahl Pflanzen, welche sich an die Bäume anschließen und am besten im Schatten der Baumkronen gedeihen, wo sie ihre Nahrung aus der feuchten, dunsterfüllten Atmosphäre aufsaugen; man nennt sie Halb-Parasiten oder Schmarotzer. Zu ihnen gehören besonders Kakteen, Aroideen, Bromeliaceen und Orchideen. Die Kakteen sind uns hinreichend bekannt; die Aroideen können wir uns durch die bei uns in Treibhäusern gezogenen südafrikanischen Calla's versinnlichen; wie diese, so sind die Aroideen im Allgemeinen weiche, schwammige und zerbrechliche Gewächse, mit großen Blättern. Manche von ihnen stehen auf der Erde, andere wohnen hoch oben auf den Aesten und lassen armdicke, geschwungene Stämme herabhängen; durch einen dichten Knäuel von Faserwurzeln haften sie an irgend

einer Stelle des Astes. Die Bromeliaceen oder Ananasgewächse ruhen mit ihren Blättern unbeweglich an den Stämmen und Aesten der Bäume auf einer hohen Unterlage brauner verschrumpfter Blätter. Ihre großen Blütentrauben entfalten eine unendliche Farbenpracht. Die Orchideen endlich haben durch ihre Farbenpracht, durch ihren beinahe betäubenden Wohlgeruch und durch ihre phantastische Form, welche ihre Blätter oft besitzen, sich die meisten Freunde erworben; sie sitzen auf Aesten und in Astwinkeln, sind stammlos und werden nur durch ein paar bindfadenartige Wurzeln, welche an dem birnförmigen Körper hängen, aus dem die Blätter hervorbrechen, an den Ast gebunden.

Doch wie vermöchten wir hier auch nur die hervortretendsten Gewächse des Urwaldes alle zu nennen und zu beschreiben! Es möge mit dem Vorstehenden genug sein, um noch mit einigen Worten des Thier- und Menschenlebens im „Mato virgem" gedenken zu können. Im Allgemeinen ist der brasilianische Urwald nicht arm an thierischen Bewohnern, aber es fehlt ihm sehr an höhern Thieren. Es umfängt uns daher eine fast beängstigende Stille im Urwalde. Kein dem Klang der Nachtigall oder auch nur dem Pfeifen der Meisen ähnlicher Ton berührt unser Ohr; entweder ist es still, oder der Wald hallt wieder vor dem lauten Gekreisch der Papageien, dem weithin schallenden Geschrei des Hufschmieds oder von dem noch unangenehmeren Geheul der Affen. Der „Hufschmied" ist ein einsamer, ganz weißer Vogel, nicht größer als eine Drossel, der tief im Dunkel des Urwaldes sich aufhält und von da aus seine laute, fast polternde Stimme erschallen läßt, deren Töne, wenn sie lang gezogen sind, wie Glockenklang klingen, wenn sie aber in kurzen Pausen schnell hinter einander ausgestoßen werden, dem Geklapper eines Schmiedes gleichen, der mit dem Hammer auf den Ambos schlägt. Mitunter spektakelt auch der „Blechschläger", ein großer Laubfrosch, dessen klappernde Stimme man Abends aus Sümpfen hört. Wol hört man sonst noch hier und da einsame Vogelstimmen, aber nie sind sie melodisch, meist sogar widerlich; sehr unangenehm sind die Töne des Tukans, oder die kollernden des Pavons, oder auch das gelle Gegakel des Rebhuhnes. Am tollsten treiben es die Brüllaffen, die man meist in den untern Regionen des dichten Waldes antrifft. Der Eingeborne aber, der südamerikanische Urmensch, streift nackt und bloß, ohne Hütte, ohne ein anderes Dach, als die Krone der Blätter, im Walde, gleich dem Thier der Wildniß einher, verfolgt dessen Fährte, kämpft mit ihm mehr zum Vergnügen als aus Noth und denkt an Nichts als an Essen, Trinken und Schlafen. Er ist klein, hat einen breiten, dicken Kopf, langes, schlichtes, schwarzes Haar, wenig Bart, röthlich bräunlich von Farbe und lebt nur von der Jagd und von Früchten. Stumpfsinnigkeit und Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht die Bequemlichkeit des körperlichen Daseins befördert, gehören zu seinen hervorragenden Eigenschaften. Seltsam: Wo die Pflanzenwelt in ihrer größten Ueppigkeit wuchert, hat der Mensch das geringste Maß geistiger Befähigung erhalten.



Kap Komorin.

IV. Ostindien.

Kap der guten Hoffnung. — Die Kapstadt. — Die Ostindienfahrer. — Ankunft an der Küste Ostindiens. — Die Banianenfeige. — Kokos, Banane, Palmyra. — Bombay. — Die Bevölkerung. — Wohnungen der Eingeborenen. — Ein Parsi-Tempel. — Leichenbestattung. — Umgebung Bombay's. Malabar-Hill. — Hindu-Tempel. — Entsündigungsgebräuche. — Die Munba Dewi, Schutzgöttin Bombay's. — Ostindische Plagen. — Ausflug nach Elephanta. — Götterbilder. — Indischer Wald. — Art zu reisen. — Die Festung Daulatabad. — Felsentempel von Ellorah. Tempel von Keilas und Karli. — Charakter der Hindu. — Fakirs. — Tempel zu Ramisseram. — Indische Götterlehre. — Kasten. — Die Würger. — Sitten. — Die Muhamedaner. — Die Sikhs.

Noch in demselben Jahre setzte die Fregatte „Brandywine" ihre Reise weiter fort, und zwar war nun Ostindien ihr nächstes Reiseziel, wo man, wie wir wissen, den nach China bestimmten Commissionär Cushing, der die Ueberlandstour

machte, in Bombay anzutreffen hoffte. Auf dieser Fahrt beschäftigte sich Kane sehr fleißig mit dem Studium der Geometrie, der Algebra, der Schiffahrtskunde und der neuern Sprachen. Außerdem unterrichtete er einen jungen Seemann, Namens Weaver, zu dem er eine große Zuneigung gefaßt hatte, in verschiedenen Dingen; insbesondere waren die Bibel und Shakspeare's Werke der Gegenstand der Auslegung, und Kane entwickelte bei dieser Arbeit, die Kopf und Herz zugleich pflegte, eine Kenntniß, wie sie bei Laien selten gefunden wird.

Die Reise ging um die Südspitze Afrika's, das Kap der guten Hoffnung, an der Kapstadt vorüber, die auf einer Landzunge zwischen zwei kleinen Meerbusen, der Tafel-Bai und der False-(falschen) oder Simras-Bai am Fuße des Tafelberges liegt, der seinen Namen davon hat, daß er oben ganz platt abgeschnitten ist, wie ein Tisch. Die Stadt ist von den Holländern erbaut und hat daher ein sehr freundliches, reinliches Ansehen; die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln und die Kanäle in ihrem Gebiet sind mit schattigen Alleen von Eichen und Tannen bepflanzt. Weithin leuchten die weißangestrichenen zweistöckigen Häuser mit ihren platten Dächern, die öfter mit Statuen geziert sind, und betritt man den Ort, so sieht man sich von allen Seiten von neuen fremdartigen Erscheinungen umgeben, die das Interesse erregen. Was für ein wunderliches Gefährt ist z. B. so ein Hottentottenfuhrwerk! Da sind nicht weniger denn 10 bis 20 Ochsen vor einen langen Wagen gespannt, die von einem Führer mit einer an 20 Fuß langen Peitsche regiert werden, während ein kleiner Knabe das erste Paar der edlen „Hornisten" auf den rechten Weg leitet. Doch wir können uns hier nicht aufhalten, die Zeit drängt, und weiter fort nach Osten geht unsere Reise nach dem alten Wunderlande Indien, das wie kaum ein anderes Land von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart eine bewegende Kraft auf die Völker des Westens der Reihe nach ausgeübt hat.

Schon die alten Phönizier zog es immer und immer nach den Mündungen des Indus; sie ließen sich durch die langwierige Dauer von drei Jahren nicht abschrecken, von Eziongeber am Rothen Meere aus die Ophir-Fahrt zu wagen, denn Gold und Silber, Edelstein, Sandelholz und Elfenbein, Affen und Pfauen waren gar zu köstliche Handelsartikel. Dann kam der große Weltstürmer Alexander; der sah den Reichthum „an barbarischem Gold und Perlen", den Indien auf die von ihm bezwungene Meeresfürstin Tyrus „hingeschauert" hatte, und kaum lag Aegypten zu seinen Füßen, so beschloß er, den Goldstrom des indischen Handels unmittelbar durch das Land der Pharaonen zu leiten. Und als nun auch das gesammte Perserreich in seine Hände gefallen war, flog er, von dem indischen Magnet immer stärker angezogen, wie ein Adler über den Hindukusch dem Fünfstromlande (Pendschab) zu, und ein solches Gewicht legte er auf seinen Zug nach Indien, daß, als nach langem, ängstlichen Warten die Kunde von der Unversehrtheit seiner Indus-Flotte einging, er unter Thränen ausrief: „Beim libyschen Ammon und beim griechischen Jupiter, ich schwöre dir, daß mich diese Kunde glücklicher macht als das Bewußtsein, der Eroberer Asiens zu sein!" Die Kunde aber, die von Indien bis Griechenland drang, war voll der abenteuerlichsten Dinge. Da sollte es Thiere geben, welche die Mauern der Städte umzureißen und

Palmbäume zu entwurzeln vermöchten, und Schilfrohr sollte dort wachsen, von einer Dicke, daß zwei Männer nicht im Stande wären, seinen Schaft zu umspannen; an Höhe kommt es Masten gleich, fabelte man. Weiter berichtete man von Vögeln mit rothem Gesicht, schwarzem Bart und dunkelblauem Halse, die indisch reden könnten, aber auch griechisch reden lernten, wenn man sie darin unterrichte. Solche und ähnliche Märchen und Uebertreibungen reizten den wundersüchtigen Menschen immer mehr, und so blieb denn Indien auch in spätern Zeiten das Ziel der wiß- und forschbegierigen Menschheit. — Noch mehr aber, als alle Völker des Alterthums sind die Völker der Neuzeit von dem starren Indien erregt und bewegt worden. Als der Koloß des muhamedanischen Reiches, der bis zur Meerenge Gibraltars und bis zum indischen Archipel seinen Schatten warf, allmälig zerbröckelte, und neben dem neuauflebenden Alexandrien Akka und Konstantinopel sich als die Stapelplätze des morgenländischen Handels aufthaten, da geriethen die Seestädte Italiens in eine wahrhaft fieberhafte Bewegung: jede wollte sich zu dem ausschließlichen Kanale machen für die dort zusammenströmenden Erzeugnisse des Ostens, als Juwelen, Seidenstoffe und Spezereien, deren Werth die überalpinischen Barbaren auf den Kreuzzügen nach dem heiligen Lande hatten kennen, schätzen und begehren lernen. Das königliche Venedig siegte zuletzt in dem langen Wettlauf. — Allein die indische Bewegung zog sich noch weiter westlich, ja so recht ans Ende des westlichen Europa's, als der uns schon bekannte ritterliche Prinz Heinrich von Portugal die Auffindung eines Seeweges zu seiner und seines Volkes Lebensaufgabe machte. Vasco de Gama endlich gelang es, den Weg (1498) um das Kap der guten Hoffnung zu finden, das Land mit den „balsamischen Ebenen, würzigen Hainen und Perlen-Ufern" zu erreichen, und siehe da — das marmorne Venedig, an dessen Fundamenten die Eroberungen der Türken im Mittelalter bereits gerüttelt hatten, mußte sich in den Staub legen. Denn kaum hatte die märchenhafte Kunde von der glücklichen Beendigung der portugiesischen Expedition, die „gewillt war, auf Wunder zu stoßen", die Einbildungskraft der Bewohner von Lissabon zu heller Lohe entzündet, so war man dort auch gewillt, die erste Handels- und Seemacht in der Welt zu werden. Das gelang, bis die indische Bewegung selbst den phlegmatischen Holländer ergriff, und dieser im Jahre 1595 vier Handelsschiffe auf dem Wege, den die Portugiesen für sich allein beanspruchten, gar keck nach dem Lande der Sonne entsandte. — Das indische Fieber hatte aber schon längst noch weiter nördlich gegriffen. Die glänzenden Erfolge der Portugiesen machten dem Engländer mit seinem zwar noch schlummernden, aber entschiedenen See- und Handelstriebe jede Fiber beben; er geberdete sich, wie Jemand, der, in ein Gefängniß eingeschlossen, zur Gewinnung des Ausganges den Kopf gegen die vier Mauern stößt. Um jeden Preis wollte er sich einer zweiten von den portugiesischen Kanonen freien Weg nach Ostindien bahnen, und versuchte dies zuerst in Nordwesten. Das Polareis ließ ihn nicht durch nach dem Land der Sonne. Er wandte sich nach Nordosten. Das Polareis ließ ihn nicht durch nach dem Land der Sonne. Er hatte schon vorher an die Anlegung einer Heerstraße durch Rußland über das kaspische Meer gedacht; aber die große Wüste hatte ihm ein schauerliches „Nein" ins Ohr geschrieen. Er wandte

sich nun in seiner Verzweiflung nach dem Südwesten. Vergebens! So sah er sich denn endlich genöthigt, es wie der kühne Holländer zu machen. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts segelte die Flotte der ostindischen Kompagnie um das Kap der guten Hoffnung nach Ostindien, und im Jahre 1837 ließ der erste, für Ostindien bestimmte englische Dampfer seine schwarze Rauchsäule über das Rothe Meer hin steigen. So hatte denn das Volk, dem ganz Indien zu Füßen fallen sollte, den uralten Weg nach Ostindien aufs neue betreten. Und es hat sich daselbst eine Macht gegründet, die es an die Spitze der Staaten stellt.

Das Schiff begrüßt nach langer Fahrt das ersehnte Ziel Ostindien, an dessen Südspitze das Kap Komorin den Fluten des Oceans sich entgegenstellt, jenes hochragende Vorgebirge, welches die Wunderwelt Indiens auf so großartige Weise abschließt. Wie der Hindu überall mit Mythen und Sagen bei der Hand, so hat er auch diese grotesken Felsmassen mit dem Dufte phantastischer Mär umwoben. Eine Königstochter wurde durch das lange Ausbleiben ihres Bräutigams verstimmt, und verfluchte daher den Reis, der in ungeheuren Massen herbeigeschafft worden war, und verwandelte ihn in den körnigen Granit des Kaps.

Das Schiff hat bei Bombay den Anker werfen lassen.

Mit Sehnsucht harren wir der Sonne entgegen, die den Schleier der Nacht über dem Wunderlande lüften soll. Noch ehe sie im Osten auftaucht, kommen Barken vom Ufer her den neu angekommenen Schiffen zugeschossen. Wir lassen uns durch ein solches Fahrzeug ans Land setzen und bald erschauen wir dasselbe im tropischen Sonnenglanze. Obwol noch von den Bildern der brasilianischen Natur erfüllt, macht dennoch die indische Pracht und Herrlichkeit einen fast berauschenden Eindruck auf uns und es überkommt uns beim ersten Anblick dieser Wunderwelt eine Ahnung von der Möglichkeit, daß hier der Mensch mehr denn irgendwo der Gefahr, das Geschöpf über den Schöpfer zu erheben, und von der Anbetung des höchsten Wesens in Naturdienst herabzusinken, ausgesetzt war. Es ist, als wenn hier die ganze Natur allenthalben Schlingen und Bande nach dem Menschengeiste auswürfe, ein Gedanke, den die Schlingpflanzen, welche manchen gewaltigen Stamm wie zum Ersticken umstricken, oft genug in uns erwecken. Es ist, als wenn sich der Geist nur deshalb so hoch emporgeschwungen hätte, um recht tief in die Welt hinabsinken zu können, wie uns als Symbol Indiens der Banianen- oder Bo-Baum (Ficus religiosa) mahnt. Er ist der König der indischen Bäume, der aus ungeheurer Höhe herab seine Luftwurzeln in die Erde senkt, um sich aufs Neue zu erheben und dann wiederum der Erde sich zuzuneigen, jener wunderbare Baum, der vom Indus bis zum Ganges, ja bis China hin, den Orientalen heilig ist. Schau ihn an, diesen Riesen, die größte unter allen Herrlichkeiten und Seltsamkeiten der indischen Pflanzenwelt. In seinem Wachsthum unterscheidet man kaum Anfang und Ende. Er bildet einen förmlichen Wald um sich her, indem er bis zu mehr als hundert Fuß Höhe gewaltige Aeste treibt, von denen sich Luftwurzeln herabsenken, die wieder von Neuem Riesenstämme werden und so den Urstamm beständig verjüngen, stützen und seinen Umfang vergrößern. Es ist gar nichts Seltenes, daß dieser über 100 Fuß erreicht; ja ein sehr berühmter Bobaum am Nerbudda, der von 350 größern und

Indischer Riesen-Banianen-Feigenbaum.

über 3000 kleinern Säulenwurzeln gestützt wird, ist von solcher Größe, daß einmal eine ganze Armee von 7000 Reitern unter seinem Schatten Platz fand. Solch eine riesige Ausdehnung läßt allerdings auf ein hohes Alter schließen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir in diesem Baume noch einen Zeitgenossen Alexanders des Großen vor uns haben. Andrerseits wird es uns auch erklärlich, daß kindliche, phantasiereiche Völker solche Denkmale organischer Zeugungskraft zu Denkmalen religiöser Verehrung gemacht haben. Noch begreiflicher wird uns dies, wenn wir die Fülle des saftig-grünen Laubes, die Bogengänge der silberfarbenen Schößlinge, den hellbraunen Mutterstamm, die schönen rothen Früchte betrachten, wenn wir eintreten in die hohen Laubhallen, die den Gewölben gothischer Kirchen gleichen und uns süße Kühlung spenden inmitten der Gluthitze der Tropensonne. Wir verstehen den Hindu, wenn er diesen Dom heilig hält, wenn er seine Heiligenbilder auf die schattenreichen Zweige des Baumes stellt, und wenn er unter demselben Altäre und neben ihm Tempel errichtet. „Das unvergängliche Wesen", heißt es in einem indischen Gedicht, „ist gleich dem Baum Asvattha (d. ist dem Bobaum), dessen Wurzel in der Höhe ist, und dessen Zweige nach unten gehen." Dem Brahmadiener ist er der Baum der Verjüngung, und er hält den Aufenthalt unter ihm für den gesegnetsten; dem Buddhisten aber ist er das Bild der Gottheit selbst, und wir werden ihn in dieser Eigenschaft später auf Ceylon wieder finden. Beiden Religionsparteien aber gilt die Zerstörung eines solchen Heiligthums als ein todeswürdiges Verbrechen. Hat doch selbst ein englischer Dichter (Milton) den seltsamen Baum würdig befunden, ihn zu besingen. „Töchter wachsen", spricht er, „um den Mutterstamm, eine Schattenhalle, von hohen, grünen Bogen überspannt, mit Gängen, wo sogar das Echo weilt und wo oft der Hirt, den heißen Sonnenbrand zu meiden, im Schatten seine ganze Heerde weidet."

Die scharlachrothen Feigen des Banianen-Baumes werden von Schaaren bunter Papageien, grünen Tauben und zahlreichen andern glänzend befiederten Vögeln aufgesucht, die oft zu Hunderten unter den weit erstreckten Aesten flattern, kreischen und plappern. Eichhörnchen springen von Zweig zu Zweig, lustig einander hinauf- und hinunterjagend an dem glatten Stamme, oft in Sprüngen von 60 Fuß Weite und Höhe. Affen sitzen auf den höchsten Zweigen und verzehren die Früchte — oder die Jungen hüpfen und spielen umher, während die alten graubärtigen Affenpatriarchen und die bedächtigen Affenmatronen gravitätisch den tollen Streichen der naseweisen Jugend zuschauen. In den Sonnenstrahlen, welche durch die dichte Blätterhülle hindurchdringen, schwirren kleine Vögel umher, deren Federschmuck in metallischem Glanze blitzt, mitten unter Schwärmen von bunten Käfern und Fliegen und unter Wolken von Moskito's, während in der Nacht Feuerfliegen da leuchten, die oft zu Millionen, gleich funkelnden Smaragden, Saphiren und Diamanten, an *einem* solchen Baume hängen und ihn zu einer wahrhaft feenhaften Erscheinung machen.

Freilich wimmelt es auch in den alten Stämmen, die meist hohl sind, von giftigen Schlangen, Skorpionen und anderem Ungeziefer, so daß sich nahe an dieselben nicht so leicht Jemand wagt. Unter den schattigen Zweigen aber sieht

man fast immer Bilder des indischen Lebens: Kinder jagen daselbst spielend die Affen und Eichhörnchen, oder suchen die prachtvollen Schmetterlinge zu fangen, die sich gern in diesem Schatten aufhalten; weißgekleidete Hindumädchen, Töpfe mit Wasser auf dem Kopf, eilen anmuthig dahin oder sitzen plaudernd neben einander; ernste Brahminen schreiten einher, halbnackte Diener tragen Lasten; Reiter jagen vorbei; müde Wanderer ruhen aus; Elephanten tappen schwerfällig vorüber; Buckelochsen und Büffel weiden; aus der Ferne schimmern weiße Paläste und Tempel, und über das Alles spannt sich der tiefblaue, klare Himmel Indiens.

Neben dem Bo fesseln uns die Kokospalme, die Banane und die Palmyra, — Gewächse, die das Schöne mit dem Nützlichen verbinden. Die Kokospalme säumt am liebsten den salzigen Meeresstrand, die Palmyra krönt gern die luftigen Bergeshöhen und die Banane wuchert fast in jedem Garten.

Die Kokospalme ist einer der stattlichsten Bäume, und wenn sich Gott in der Natur irgendwo „Tempel und Säulen" erbaut hat, so läßt sich das von einem Kokoswalde sagen. Da reiht sich Schaft an Schaft, schlank, hoch, luftig! Und darüber wölbt sich eine so dichte Decke, daß nur hier und da ein Sonnenstrahl in das heilige Dunkel hereinfällt, während die in Form riesiger Federn anmuthig herabhängenden Blätter, vom Windhauch gewiegt, sich gleichsam vor der gegenwärtigen Gottheit neigen. Aber auch an lieblich einfach ländlichen Scenen fehlt es nicht, wo dieser Baum heimisch ist; es ist eine wahre Lust, die Palmweinsammler am Morgen oder am Abend an dem schlanken Stamme so geschmeidig wie Affen und so geräuschlos wie Katzen hinanklimmen zu sehen. Abends und Morgens begegnen wir fort und fort Leuten mit Gefäßen auf dem Kopfe, voll des köstlichen Palmensaftes. Aus demselben bereiten die Eingeborenen Zucker und Arak, und außerdem gewährt diese Palme so viel Brauchbares, daß man sie unstreitig eine der nutzbarsten und segensreichsten Palmen der Welt nennen kann. Ihre kopfgroßen Früchte dienen bald als nahrhafte Speise, bald zur Bereitung eines kühlenden Labetrankes, oder auch zu Kokosnußöl; die Schale der Nüsse braucht man als Trinkgefäß; der Saft der jungen, mehrere Fuß langen Blütenkolben giebt den erwähnten guten Wein, Toddy genannt; das 20 bis 30 Pfund schwere Herz der Blätterkrone liefert wohlschmeckenden Palmkohl; die Wurzel dient zum Flechten von Körben und Wannen, das Holz des Stammes zum Bau von Wohnhäusern und Schiffen; die 12 bis 16 Fuß langen Blätter werden zum Dachdecken, zu Sonnenschirmen, zu Papier und zu Fackeln benutzt, und die Fasern der Rinde, der Blätter und der Nußschale zu den dauerhaftesten Schiffstauen und Stricken, zu Decken und Teppichen verarbeitet. Was kann man mehr von ein und demselben Gewächs verlangen?

Die treue Gefährtin der Kokospalme ist die Banane, die in minder reichen Ländern als Indien die Stelle des Brotes vertritt. Wol sieht sie herrlich aus, die riesige Traube von oft mehr als 200 drei Finger starken und fast handlangen Fruchtzapfen, die aus der dunkel-lilafarbigen Krone, quirlförmig gestellt, in mehrern Reihen herauswachsen, und durch ihren schweren Segen den schmächtigen Schaft mit zehn bis zwölf saftgrünen und sammetweichen Riesenblättern gegen die Erde neigen. Ein wunderbares Gewächs, vielleicht das dankbarste auf

der ganzen Erde! Es verlangt von dem Menschen weiter nichts, als von Zeit zu Zeit Bewässerung und ein paar Male im Jahre Behackung, und dafür spendet es 30 bis 40 Pfund des köstlichsten Nahrungsstoffes, der von der Kartoffel das Mehlige, von der Birne das Saftige und vom Zuckerrohr das Süße hat, und überdies mit dem feinsten Aroma durchwürzt ist. Darum feiert auch ein indischer Dichter dieses Gewächs mit den Worten: „Sieh nur die Banane, wie sie sich demuthsvoll der Mutter Erde zuneigt, um darzubringen als liebe Opfergabe die strotzende, in schönen Farben glänzende Fruchttraube, sprechend: Hat uns nicht unsre Mutter Erde von klein auf mit Küssen aufgezogen, geduldig tragend der Hacke Schlag?" —

Die Palmyra (s. S. 65) bezeichneten die alten Inder als die Palmenkönigin, und es ist wahr, keine andere Palme prangt so königlich prächtig und zugleich so königlich vornehm wie sie in ihrer Fächerkrone, deren Blätter, gefingerten Händen ähnlich, wenn ein plötzlicher Windhauch darein fährt, so gewaltig zu rauschen anfangen, daß wir uns erschrocken umsehen. Sie liefert, jung gefällt, einen wohlschmeckenden Kohl, den erfrischenden Wein aber erst nach 30 bis 40 Jahren. Daher das Sprichwort der Bewohner Sumatra's sagt: „An der Küste pflanze ich die Kokos für mich, auf der Höhe die Palmyra für Kindes-Kinder!" Die Kokos nämlich bringt schon nach etwa 10 Jahren ihre volle Ernte.

Doch richten wir unsern Blick nun auch auf die Stadt Bombay, welche auf einer kleinen Insel gleiches Namens vor uns liegt inmitten von dunkelgrünen Gärten und domartigen Laubgängen. Fast noch bunter als die Natur ist die Menschenwelt in dieser gegen 566,000 Einwohner zählenden Hauptstadt der Präsidentschaft gleiches Namens. Begeben wir uns mitten hinein auf eine der vielen Straßen; welch ein Gewimmel von Menschen der verschiedensten Nationen, Trachten, Sprachen! Hier ein Engländer, der nicht blos seine ganze heimatliche Bequemlichkeit mitgebracht hat, sondern auch dem indischen Klima zum Trotz an der gesammten heimatlichen Unbequemlichkeit festhält, bis auf den steifen Hut, daher denn auch die Eingeborenen den Engländer als einen tapiwala, d. i. Hutmann, zu bezeichnen pflegen. Dort ein Hindu-Brite, der seine Abstammung von einer Hindu-Mutter auch durch den allerenglischsten Schnitt seiner Tracht nicht verbergen kann; die minder edeln Züge und die schmutzige Farbe des Gesichtes verrathen die Mischung. Hier ein noch schwärzerer Hindu-Portugiese, der auch gern für einen vollen Europäer gelten möchte und noch weniger das Zeug dazu besitzt. Dort der eingeborene Jude, der trotz seines vielleicht fast zweitausendjährigen Aufenthaltes in Indien und trotz seiner vollkommenen Hindu-Tracht sich auch hier durch seine Gesichtsbildung sogleich als einen Sohn Abrahams ausweist. Hier ein Muslim, dessen strafferem Wesen und gemessenerem Schritt wir es gleich anmerken können, daß Indien einst zu seinen Füßen gelegen hat. Dort eine Gruppe schlanker Hindu's, die noch immer den eigentlichen Stock der Bevölkerung ausmachen, von der verschiedenartigsten Farbe und Tracht; auf der einen Seite der überladenste Putz, auf der andern die völlige Blöße; auf der einen Seite fast europäische Weiße, auf der andern fast Neger-Schwärze, und dazwischen hin alle Schattirungen der Farbe und alle Stufen der Bekleidung. Hier

kommt Einer mit bloßem Gürtel am nackten Leib, dort ein Anderer mit leicht über eine Schulter geworfenem Stück Baumwollenzeug, hier wieder ein Anderer im langen, weißen, rothen oder blauen Gewand. Des Einen Kopf ist ganz kahl geschoren, ein Zweiter hat einen Büschel auf dem Wirbel stehen lassen, dem Dritten hängt ein langer Zopf vom kahlen Haupte, der Vierte ist ein schöner, schwarzer Lockenkopf. Bunt ist die Livrée des Morgenlandes im Allgemeinen, aber hier in Bombay erreicht die Manchfaltigkeit des Menschenlebens ihren Gipfel. Doch fällt uns ein Element in dem vielfarbigen Menschenstrom, der sich alltäglich durch die Straßen der großen Inselfestung wälzt, besonders auf, und wir schließen daraus mit Recht, daß es hier eine Hauptrolle spielt. Sieh dort den Mann mit langen, weiten, gelbseidenen Beinkleidern, mit enganliegendem und bis zum Knie reichendem Gewand von weißer Baumwolle, mit tschakoähnlichem und stets ein wenig rückwärtsliegenden Hut. Die auffallend weiße Gesichtsfarbe, sowie die einen gewissen Charakter verrathenden Gesichtszüge machen uns bald sicher, daß wir es nicht mit einem Hindu zu thun haben; sein eiliger Schritt und seine berechnende Miene aber zeigen uns bald den Geschäftsmann, auch wenn wir das Stückchen Papier, das er etwa in einer Falte des Hutes trägt, nicht bemerken sollten. Es ist ein Parsi oder Feueranbeter. — Weiterhin begegnet unser Blick dem zierlichen Afghanen von entschieden semitischer Gesichtsbildung, in langem, schwarzem Gewand, mit schwarzem, spitzzulaufendem Hut; dem gelblichen, langbezopften Chinesen in englischer Matrosentracht; dem freien Sohn der arabischen Wüste, der in seiner geränderten, wollenen Decke und mit seinem buntfarbigen Kopftuch gravitätisch durch den Bazar schreitet und das Thun und Treiben der Städter neugierig beäugelt; endlich dem armen Geschlecht der afrikanischen Neger, unter denen der kohlschwarze, aber rüstige Suahili von der Ostküste Afrika's die Aufmerksamkeit besonders auf sich zieht.

Doch wir möchten gern auch sehen, wie die Eingeborenen wohnen. Wohlan, begeben wir uns in ihr Quartier, das südlich von dem europäischen Stadttheil — Mazagaum — liegt. Da sehen wir denn wol auch recht stattliche Wohnungen, drei- bis vierstöckige Häuser mit zierlichen Gallerien; aber die Behausung des gemeinen Hindu ist dagegen sehr bescheiden, fast jämmerlich: denn der gewöhnliche Hindu baut sich nur eine Erdhütte, so niedrig, daß man darin kaum aufrecht stehen kann, und mit einer so kleinen Oeffnung, daß man halb hineinkriechen muß. Da indeß eine solche Hütte mehr nur zur Schlafstätte dient und meist ein hochstämmiger Mango, eine breitblättrige Banane, oder irgend ein anderer schattiger Baum sich darüber herbreitet, so mag sie für ein indisches Klima und für den an patriarchalische Einfachheit gewöhnten Hindu immer noch wohnlich genug sein. Was den bloßen Anblick betrifft, so ist derselbe äußerst malerisch. Nur in der Regenzeit, wo sich die armen Leute in ihre Hütten förmlich einspinnen, kann der Aufenthalt darin weder angenehm, noch gesund sein, selbst nicht für einen Hindu. Sollte aber eine solche Behausung von den Regenströmen gar hinweggespült werden, so läßt sich um einen oder zwei Gulden, freilich immer keine Kleinigkeit für den armen Hindu, recht wol eine neue herstellen.

Unsere Wanderung führt uns zu einem Parsi-Tempel. Ein Herr steht vor

demselben, den wir unschwer als einen Parsi-Priester erkennen, denn das äußere Priesterthum, der Schmerbauch, ist zu hervorstechend. Wir lassen uns mit ihm in ein Gespräch über seinen Gottesdienst ein; er lächelt, als wäre er der Meinung, es sei sein ganzer Beruf nichts als Hokuspokus, und blinzelt dabei auf seinen Schmerbauch nieder. Ohne Weiteres erlaubt er uns, in die Tempelhalle einzutreten. Da sehen wir denn gleich einen großen Theil der feueranbetenden Welt. Mehrere Hochzeitspaare haben sich der religiösen Weihe wegen mit Musik eingefunden. In den mit dem Tempel verbundenen Gebäuden werden sie nachher das Hochzeitsgelag halten.

Weiterhin machen wir Bekanntschaft mit einem Parsi-Mäkler; wir treten in seine im anglo-indischen Styl gebaute Sommerwohnung ein. Kaum hat uns der Herr erblickt, so richtet er die Frage an uns: ob wir Champagner oder englisches Bier mit ihm zu trinken wünschen. Wir wählen. Als Feueranbeter darf unser Herr Wirth weder Porzellan, noch Glas berühren, weil beides im Feuer bereitet ist. Was thut der schlaue Fuchs? Er faßt das gefüllte Glas mit einem seidenen Tuche und gießt den Inhalt mit wunderbarer Geschicklichkeit frei hinunter. Damit meint er seine europäische Ebenbürtigkeit besiegelt zu haben. Er macht's ähnlich, wie manche Brahminen. Ihnen ist Fleisch, auch der Fisch verboten; trotzdem erlauben sie sich die Fische, und beschwichtigen ihr Gewissen dadurch, daß sie dieselben „Seegemüse" nennen. Wir merken nun wol schon, daß wir es hier mit sophistisch gebildeten Leuten zu thun haben, denen schwer beizukommen ist, am schwersten mit christlichen Ideen. — Wir betrachten die häusliche Einrichtung unsers feueranbetenden Handelsherrn. Da sehen wir denn schon in der geräumigen Empfangshalle nicht weniger als funfzehn Kronleuchter und zwanzig Sophas. Der Mann philosophirt nämlich so: „Jeder Engländer hat einen bis zwei Kronleuchter und zwei bis drei Sophas in seiner Halle. Wenn ich das mit fünf multiplicire, so komme ich fünfmal über denselben." Die Wände sind mit Kupferstichen, lauter Schlacht- und Jagdscenen, dicht bedeckt, und zwar ist jedes Stück in zwei nebeneinander hängenden Exemplaren vorhanden. Also offenbart sich die von außen angeklebte Kultur am Parsi.

Mit ihren Todten gehen die Hindu's und Parsi's eigenthümlich um. Wenn ein Hindu gestorben ist, so wird die Leiche auf eine Trage gelegt und an das Meer oder den Fluß gebracht, wo man bereits den Scheiterhaufen errichtete. Das Gesicht bleibt unverhüllt; über den Körper aber wird ein weißes Tuch gebreitet, auf das man viele Blumen streut. Ehe der Körper den Flammen übergeben wird, bestreicht man ihn mit Schi oder geklärter Butter. Den Scheiterhaufen zündet der nächste Verwandte an. Die Asche wird später in den Fluß oder in das Meer gestreut, worauf Ceremonien für die Ruhe der Seele folgen, die ziemlich theuer sind, indem die Priester bedeutende Geschenke erhalten müssen. Die Parsen dagegen verbrennen ihre Todten nicht; auch begraben sie dieselben nicht. Sie wollen, sagen sie, die Erde, von der sie so schöne Gaben erhalten, dadurch nicht beflecken, daß sie Todte in ihren Schooß legen, aber auch das reine Element des Feuers nicht schänden. In einem abgelegenen Theile des Malabarberges stehen zwei Tempel des Schweigens, von Mauern umgeben. Außer Parsen darf Nie-

mand hinein. Es sind ganz gewöhnliche runde Steinthürme ohne Dach. In diese Tempel werden die Leichen der Parsen gebracht, damit sie von Geiern und andern Raubvögeln verzehrt werden. Es ist ein schauerlicher Ort; kein Gebäude steht in der Nähe; man hört Nichts als das Anschlagen der Wogen an die Felsen, oder das Rauschen des Windes in den Blättern der Palmen, und man sieht Nichts als Geier, die von einer Palme zur andern fliegen. In den großen, runden, dachlosen Thürmen befinden sich Stufen oder Stockwerke, die abschüssig zu einer kreisrunden Oeffnung gleich einem Brunnen führen, die mit einem Gitter bedeckt ist, und in welche die Knochen geworfen werden, nachdem die Vögel ihre Pflicht gethan haben. Die Geier sitzen immer auf der Lauer und der Instinkt scheint ihnen zu sagen, wenn sich eine Leichenprozession nähert. Kaum ist der tode Körper in den Thurm gebracht, so fallen die Vögel darüber her.

Sehen wir uns nun noch einen Augenblick auf der Insel Bombay um. Ganz im Süden derselben erstreckt sich vor ihr ein Inselchen wie ein dünnes Fühlhorn ins Meer hinaus, es ist die Insel Kobalah, mit ihrem hohen, stundenweit in die See hineinscheinenden Leuchtthurm; durch einen schmalen Damm ist sie mit der Insel Bombay verbunden. Ihr gegenüber im Westen sendet die Bombay-Insel ein langgestrecktes, felsiges, grünbewachsenes Vorgebirge ins Meer; das ist Malabar-Hill, von wo das Auge weit hin über die offene See schaut, während der kühle Hauch vom Meere die erschlafften Nerven stärkt. Der Gouverneur hat daher auch hier seine Sommerwohnung errichtet. Einen prächtigen Anblick aber bietet von hier die Stadt, die sich zu unsern Füßen ausbreitet, sowie die anstoßende Umgebung. Zahllose Fruchtgärten, in denen der dunkelgrüne Mangobaum neben der breitblätterigen Banane prangt, die weitgedehnten, kronenreichen, tiefschattigen Haine der schlanken Kokospalme, in denen europäische Lusthäuser mit den schlichten Hütten der Eingeborenen wechseln, das vielfarbige Meer mit seinen masten- und wimpelreichen Häfen und Buchten, das durch seine Ebbe und Flut große Strecken der Insel bald trocken legt, bald überflutet, und selbst benachbarte Eilande jetzt mit Bombay verbindet, jetzt wieder trennt, dann diese Eilande selbst, die wie ungeheuere schwimmende Felsenburgen Bombay von mehreren Seiten her umlagern, und endlich der über alle diese Herrlichkeiten ausgespannte Rahmen, der schöne, durchsichtige, tropische Himmel, — welch ein entzückendes, erhebendes Bild!

Am äußersten Ende von Malabar-Hill aber winkt uns ein anderer Anblick; da haben die Brahminen einen Haupttempel zu Malukeschwar, wo alljährlich zahlreiche Toden- und Entsündigungsbräuche verrichtet werden, die von gutem Essen und schönem Gelde begleitet sind, so daß das brahminische Fleisch hier ganz sanft dahin lebt. So eben vernehmen wir von dem Tempel her ein lautes Getümmel, wir treten näher hinzu; was sehen wir? Bei dem Haupttempel sind etwa sechzig Brahminen am Rande des heiligen Teiches versammelt. Daneben steht ein armer Sünder, dem eine Verunreinigung passirt ist, wozu eben nicht viel gehört, denn schon der Athem eines Mitgliedes einer niedrigen Kaste verunreinigt die „Erdengötter" oder „Zweigeborenen", wie die Priesterklasse ihre Angehörigen auch nennt. Der Verunreinigte muß sich baden und dann halb nackt unter einer

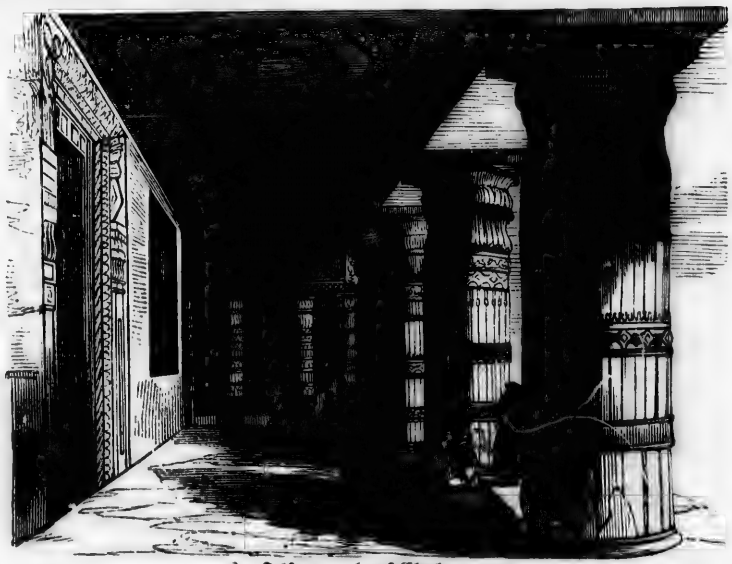
Pippal niedersetzen. Dann wird ihm dreimal das „Pantschagavja" gereicht, das sind die fünf Erzeugnisse der Kuh, als: Milch, Lab, Butter, Urin und Dünger; darauf scheeren sie ihm das Haupt kahl. Dann muß der arme Schlucker ein Feuer anzünden und Reis, Schi und andere Opfergaben hineinwerfen. Das Beste kommt aber immer zuletzt. Sieh nur, wie sie den Unglücklichen mit Kuhdünger über und über einreiben; jetzt wäscht er sich wieder; nun schmieren sie ihn wieder mit Erde ein, und darauf muß er sich wieder baden. Und so geht's noch eine Weile fort, bis sie endlich die Entsündigung richtig fertig gekriegt haben. — Wahrlich, ein wundersames Volk, diese Hindu's!

Doch das geht immer noch an; viel trübseliger sieht es um die Gottesdienste aus, die einem bösen Wesen gelten. Fast jeder Ort Indiens hat seine besondere Ortsgottheit, und diese ist in der Regel ein mit dem Hauptgotte Siwa (dem Zerstörer) verbundener Teufel. Der Teufelsdienst stammt offenbar von den Urbewohnern Indiens, und ist nach der Unterwerfung derselben durch die Hindu's in deren Religion übergegangen. Die reine brahminische Religion kennt keinen Dämonendienst. Die Bombay'sche Ortsgöttin ist die Munba Dewi, deren Tempel indessen nicht von Brahminen, sondern von besonderen Laienpriestern bedient werden. Das Volk aus den niedern und mittlern Klassen stattet der Göttin in allen Fällen Besuche ab, wo es gilt, ein Geheimniß zu entdecken; durch Betelnüsse, die der pfiffige Priester dem mit Oel beschmierten Götzenbilde in die Hand giebt, wird der erwünschte Aufschluß gewährt. Außerdem nennt man uns noch viele andere theils gute, theils böse Gottheiten, denen man allen eifrig dient, den erstern, um ihr Wohlgefallen zu verdienen, den andern, um sich vor ihrem Zorn zu schützen. Zahllos ist die Menge der Tempel in Bombay und die gräulichen Götzenbilder schauen überall von ihren Höhen herab. Die meiste Pracht entfalten die Brahminentempel, während die Tempel anderer Sekten sich mehr oder minder unter den zahllosen Gebäuden der Stadt verlieren.

Der Aufenthalt in Bombay ist angenehm, aber es fehlt auch nicht an allerlei Plagen. Im Mai ist es in der Nacht geradezu unmöglich, bei geschlossenen Fenstern zu schlafen und fast unmöglich bei offenen. Die wilden Thiere, die Insekten, die Reptile scheinen sich zu einem allgemeinen Tumulte zu vereinigen und selbst menschliche Wesen kaum zu ruhen. In einem Tempel in der Nähe schlägt ein Priester auf eine Trommel, wahrscheinlich um einen Gott oder eine Göttin anzurufen. Schweigt endlich die Trommel, so sinkt man vielleicht in einen süßen Schlummer, aber nur, um geweckt zu werden durch das Geheul der Schakale, die ihre Beute über die Ebene hin verfolgen, durch das Gesrei von Eulen, die laute, tiefe Stimme eines Riesenfrosches und das Zirpen von Millionen Heuschrecken, während gegen Morgen die Stimmen aller Vögel laut werden und jede Hoffnung auf Ruhe vernichten. Wenn endlich der Morgen tagt, sieht man an der Außenseite der Bettvorhänge die blutgierigen Moskito's hängen. Die Insekten gehören in Indien überhaupt zu den Plagen. Von den Lichtern angezogen, fliegen sie in zahllosen Schaaren und von allen Arten ins Zimmer. Die lange, zierliche, grüne Mantis setzt sich auf den Tisch und fängt an, ihre Glieder wie flehentlich auszustrecken. Myriaden von Motten kommen, mit Flügeln, die aus

dem zarteſten Gold- und Silbergewebe geformt zu ſein ſcheinen. Dann giebt es ein langes, dunkelgelbes, horniſſenartiges Inſekt mit zahlloſen Gelenken, bei deſſen Anblick man unwillkürlich ſchaudert, ferner Fliegen mit rubinrothem oder ſmaragdgrünem Körper; große Käfer, „bis an die Zähne“ in ſchwarzer, feſter, glänzender Rüſtung und mit Fühlhörnern, gleich furchtbaren Spießen. Dieſe Käfer ſind ſo ſtark, daß ſie ein Weinglas, unter das man ſie gebracht hat, mit ſich herumſchieben.

Wol gäbe es des Intereſſanten noch Vieles in Bombay zu beobachten, doch folgen wir unſerm Kane weiter nach dem Innern des Landes. Denn unſer Doctor benutzte den Umſtand, daß der Commiſſionär Cuſhing noch nicht in Bombay angekommen, weil das Schiff Miſſouri, das ihn nach Gibraltar gebracht hatte, durchs Feuer vernichtet worden war, zu einem Beſuch der merkwürdigen Felſentempel zu Elephanta und der zu Ellorah bei Daulatabad, durchforſchte die Höhlentempel zu Karli und kehrte dann nach Bombay zurück.



Im Felſentempel auf Elephanta.

Wir richten, ihm folgend, zunächſt unſern Blick nach Oſten, nach der Inſel Elephanta. Zu Mazagaum-Bander, d. i. Hafen, beſteigen wir ein ſegelbeſchwingtes Boot und fliegen mit dem weißen muhamedaniſchen Veli gerade auf die Inſel Elephanta los. Von der linken Seite ſchauen uns die kahlhäuptigen, ſcharfkantigen Gipfel der Ghats wie drohend an. Schon nach zwei Stunden ſteigen wir, — nicht ans Land, ſondern zunächſt auf die Schultern von je zwei Hindu's, die uns durch die ſeichte Flut ans Ufer tragen, und eilen dann den Berg hinan, freilich mit Weile, denn die Sonne brennt heiß hernieder und der Aufſtieg iſt auch zu romantiſch. Nach etwa 15 Minuten halten wir ſchon vor der Haupt-

grotte der merkwürdigen Felsentempel zu Elephanta. Dieser Haupttempel sowol, als seine Nebenanlagen sind ganz aus dem Felsen ausgehauen; ohne diese Nebenkammern hat er eine Länge von 120 Fuß und eine gleiche Breite. Vor dem Haupteingange nach der Nordseite, also gegen die Sonne gesichert, ist eine durch Kunst gemachte Esplanade, von der wir eine großartige Aussicht auf das Meer genießen. Zwei Seitengänge lassen es nie an frischer Luft fehlen. Der über der Felsengrotte liegende Felsenberg wird von vier Reihen gleichgestalteter und in gleicher Entfernung von einander stehenden Pfeilern, acht in jeder Reihe, getragen, welche der Baumeister von dem Felsen hat stehen lassen, so daß sie dadurch prachtvolle Gänge aus dem einen Haupteingange bilden, und hinten bietet sich, gerade in der Mitte, als Haupt- und Endpunkt, dem Auge ein kolossales Brustbild von 13 Fuß Höhe dar. Es besteht aus drei Köpfen mit vier Armen und soll nach Einigen die indische Götterdreiheit (Trimurti) Brahma, den Schöpfer, Wischnu, den Erhalter, und Siwa, den Zerstörer, symbolisiren, während Andere darin nur den Siwa erblicken. Der Halbmond, die Schlange und die Schädelkette sind die Abzeichen Siwa's und diese finden sich hier an der Büste, die demnach den Siwa als den oberherrlichen Inhaber des sogenannten Dreigeschäfts, d. i. als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer, vorstellen würden. Das Bild in der Mitte, den Schöpfer darstellend, ist reich mit Schmuck besetzt; seine Gesichtszüge sind mild; das Bild zur Rechten, das Symbol der Erhaltung, hat ebenfalls ein mildes Aussehen und ist mit einer Schlange versehen; das Bild zur Linken aber, die Zerstörung versinnlichend, zeigt eine strenge Miene, hält in der einen Hand eine Natter und in der andern Früchte und Blumen, insbesondere die heilige Lotus, eine Wasserpflanze, zu dem Geschlechte der Seerosen gehörig und von den Bewohnern Indiens hoch verehrt, wie einst auch in Aegypten. Die Brahminen sagen, die aus den Seen emportauchende Lotus sei der Typus der aus dem Zeitocean hervorgehenden Welt, und die Hindu's, Parsi's, Brahmadiener wie Buddhisten erweisen ihr religiöse Ehre. Sogar die chinesischen Dichter besingen die „geheiligte Bohne" Indiens, aus welcher sich ihre Göttin Amida und ihr Kind in der Mitte eines Sees erhob. Die Buddhistenpriester pflanzen sie in kostbare Gefäße und stellen sie in ihre Tempel, und jeder fromme Buddhist, der sich andächtigen Betrachtungen hingiebt, wiederholt, so oft er kann, die Worte: »Om ma ni bat me klom.« Wenn viele Andächtige auf dem Boden knieen und diese Worte hersagen, so ist die Wirkung wie das Summen der Bienen, und tiefe Seufzer mischen sich unter die Worte. Die mongolischen Priester aber behaupten, jene Worte seien mit geheimnißvollen und übernatürlichen Kräften begabt. Fordert man von ihnen eine Erklärung, so sagen sie, es würden Bände erforderlich sein, um all' ihre Bedeutungen zu erläutern. Und doch soll es weiter nichts damit sein als die Verstümmelung einer Rede, welche bedeutet: „O, kostbarer Lotus!" — Dem Hauptbilde zur Seite erblicken wir noch eine Anzahl männliche und weibliche Gestalten, Riesen und Zwerge, gleichsam ein Gefolge oder eine Dienerschaft. Die Seiten des Tempels sind mit ähnlichen Gruppen besetzt, welche, in bestimmter Entfernung von einander stehend, den Eingängen der oben erwähnten Säulenreihen gegenübertreten, so daß wir so lange immer nur eine

Gruppe auf einmal sehen, bis wir nahe hinzukommen. Ordnung, Regelmäßigkeit und das Ebenmaß des Ganzen ist bewundernswerth. Der Eindruck, den wir beim Eintritt in diesen wunderbaren Bau empfangen, ist ein überwältigender. Es dauert wol einige Zeit, ehe wir uns, aus dem Glanze der tropischen Sonne kommend, an das Halbdunkel dieser unterirdischen Gemächer gewöhnen; hat sich aber unser Auge dem Licht angepaßt, dann versetzen uns diese außerordentlichen Kunstwerke in hohes Erstaunen und Entzücken. Nehmen wir nun noch hinzu, daß wir von diesen Felsentempeln aus die entzückendste Aussicht über Meer und Inseln genießen, sie selbst aber von der romantisch wildesten Natur unmittelbar umschlossen sind, so still und so feierlich, als wenn die Natur einen großen Festtag beginge, — so können wir uns wol eine Vorstellung machen von der Gewalt, den diese Kunstwerke auf die zum Staunen und Beschauen und Träumen so sehr aufgelegte Natur des Hindu üben müssen.

Erfüllt von dem bezaubernden Eindrucke, den Kunst und Natur dieses Eilandes auf uns machen, besteigen wir das Boot abermals und segeln der Küste des Festlandes zu. In kurzer Zeit sind wir am Ziele und wir können nun auch die Großartigkeit und Pracht der indischen Festlandsnatur mit eigenen Augen schauen. Mit jedem Schritt, den wir vorwärts thun, bieten sich uns neue Eindrücke dar, und kaum vermögen wir uns von einer Verwunderung zur andern zu erholen, in welche uns das aus unerschöpflicher Fülle quellende Leben versetzt. Wir richten unsern Lauf den Ghats zu, die sich in einer Entfernung von 6 bis 12 Meilen von Norden nach Süden hinziehen und das Küstenland vom Hochlande von Dekhan trennen. Während am Meeresstrande armselige Fischerhütten unter Kokosgruppen und Hainen malerisch versteckt liegen, begegnet uns bald darauf die schmächtige, rohrschlanke Arekapalme mit der den Eingeborenen so unentbehrlich gewordenen Arekanuß, die sie zum Betelkauen benützen, ferner der hochstämmige, umfangreiche Tschackabaum (Jackbaum) mit seinen eichelförmigen, aber riesigen, aus dem Stamme schwammartig herauswachsenden Brotfrüchten. An den leichtern Zimmerhölzern rankt die epheuartige, dunkelblätterige Pfefferrebe üppig hinauf, deren Blatt von den Eingeborenen mit der Arekanuß leidenschaftlich gekaut wird; hie und da schließt auch ein Bambusstrauch, der so vielfach das Holz ersetzen muß, seine geringelten, armstarken Schäfte in die Höhe. Dazu kommen Bananen aller Art mit gewaltigem Blätterwerk, während dort am Saume eines Wäldchens ein Teich seinen Spiegel ausbreitet, in welchem die heilige Lotus ihre prächtige Blume von rosenrother Farbe bewundert. Gebüsche mit zauberischem Farbenglanz verbreiten berauschenden Duft und über die Bäume mit schwarzgrünen, glänzenden, dicken Blättern ragen kühn die zierlichen Kronen der Palmen hinweg, in denen es im geheimnißvollen Geflüster rauscht. Prächtige Papageien, aber freilich auch krächzende Raben durchschwärmen die Laubdome, und Affenschaaren treiben ihr neckisches Wesen in den Gipfeln der Waldbäume, die immer zahlreicher werden, je mehr wir uns den Ghats nähern; denn diese 2000 bis 3000 Fuß hohe Gebirgskette ist bis auf den Scheitel mit Tikbäumen, Mimosen, Ebenholz, Zimmtbäumen, Cardamomen und andern fremdartigen Pflanzen bekleidet.

Durch die tropische Hitze ward Dr. Kane die Fußwanderung sehr erschwert, er reiste deshalb nach Landesgebrauch im Palankin. Der Palankin-Transport ist ein sicheres, sogar schnelles Beförderungsmittel. In einem Palankin geborgen, von vier Eingeborenen getragen, die von vier oder acht andern begleitet sind, um erstere in kurzen Zwischenräumen abzulösen, wird man mit einer Geschwindigkeit von etwa drei englischen Meilen in der Stunde weiter gebracht. Von Kisten unterstützt, liegt man im Palankin auf schön gepolsterten Matratzen, die mit Seide oder Saffian überzogen sind; am obern Ende befindet sich im Innern des Palankins ein Regal, ein Fach, sowie ein Flechtwerk, mit Büchern, einem Fernrohr, Schreibmaterialien, Backwerk und einer Flasche schwachen Brandy's mit Wasser, so daß man auf ganz angenehme Weise viele Meilen zurücklegen kann. Wenn der Palankin zu kostspielig ist, so reist man im Mandschil, dies ist nichts weiter als eine an einer langen Stange aufgehängte Matte mit einem Dach von Leinwand, das man vermittelst einer Leine nach der jeweiligen Sonnenseite fallen läßt. Vier Träger nehmen die Stange auf die Schulter und rennen unter einförmigem Gesange überraschend schnell davon. Man hält an, wenn es Einem beliebt, und in Zwischenräumen, die man selbst bestimmt, bleibt man an einem Bungalow oder kleinen Rasthause halten, das nur ein Erdgeschoß hat und welches die englische Regierung zur Bequemlichkeit der Reisenden in einem Lande errichtet hat, in welchem nirgends an der Straße ein Gasthof vorhanden ist, der dem Wanderer Obdach böte. Hier bereitet ein geschäftiger Diener ein Frühstück oder einfaches Mittagsessen, indessen ein Mussalchen dem Reisenden die Mittel verschafft, in einem zu solchen Zwecken bestimmten Zimmer ein erfrischendes Bad zu nehmen. — Zieht man es vor, so kann man einen ganzen Tag lang für den Preis einer Rupie (=ca. 1 Fl.) in dem Bungalow bleiben; die Mahlzeiten werden natürlich besonders bezahlt. Da das Gepäck des Reisenden in zinnernen, mit wasserdichtem Stoff überzogenen, quer über die Schultern der Träger gehangenen Büchsen stets mitgeführt wird, so ist derselbe im Stande, die Wäsche zu wechseln, Briefe zu schreiben und irgendwo sich eine Stunde aufzuhalten. Die Reise kann bei Tag und Nacht fortgesetzt werden. Bei Nacht läuft ein Mussalchen neben dem Palankin mit einer brennenden Fackel, um den Trägern den Weg zu weisen. Diese Fackel nährt er aus einem an seinem Gürtel hängenden Oelfläschchen. Um wilde Thiere und Schlangen zu verscheuchen und sich selbst den Weg zu verkürzen und angenehmer zu machen, stimmen die Träger einen murmelnden Gesang an, in denen sie gern den Bungalow einflechten.

Dr. Kane reiste zunächst nach Daulatabad, einer der berühmtesten Bergfestungen Indiens, die in ganz Asien für ein Wunder der alten Befestigungskunst betrachtet wird. Es ist ein fast tausend Jahre altes Werk der Hindu's. Ein Berg, der einem runden Dom mit hoher Kuppel nicht unähnlich sieht, erhebt sich einsiedlerisch aus einer fruchtbaren und reizenden Ebene, und auf seinem Scheitel thürmt sich die Feste auf, in schwindelnder Höhe über der Stadt, welche am Fuße sich lagert. Den Berg von halbstündigem Umfang und 700 Fuß Höhe umziehen in zweistündiger Entfernung starke Außenwerke: hohe Mauern und tiefe Grä-

ben, über welche Zugbrücken führen. Kommt man näher, so erstaunt man, den Berg selbst in seiner ganzen Runde und bis auf eine Höhe von 160 Fuß senkrecht behauen zu finden. Nur an einer einzigen Stelle ist er zugänglich mittelst eines unterirdischen Felsenwegs, dessen befestigter Eingang nur einen Menschen auf einmal zuläßt. Er führt im Zickzack über mit Fallthüren belegte Abgründe und geht unter mehreren engen Pforten hin, über welche man mit Grauen breite, scharfe Messer, wie Guillotinen, blinken sieht, welche nur des Winkes harren, um auf den Durchgehenden herab zu stürzen. An andern Stellen bewegen sich Sensen und andere Schneide-Instrumente — an schweren Eisenwellen im Kreise, Jedem, der bis zu ihnen dringen möchte, mit sicherem Zerschneiden drohend. 600 Klafter lang ist dieser grauenvolle Weg, auf dem mit jedem Schritte der Eindringenden neue Todesschrecken harren, und von ihm verzweigen sich noch andere Felsengallerien nach den Vorrathshäusern, Kasematten und Batterien in die Tiefe des Berges. Jener Aufgang endigt an der zweiten Felsmauer, die 60 Fuß hoch, rundum senkrecht und glatt abgearbeitet ist. Von da aus geht ein schwindeliger Pfad durch mehrere starke Thore, immer im Zickzack und dem Feuer der unsichtbaren Batterien ausgesetzt, hinauf zur dritten, abermals 60 Fuß hohen, senkrechten Felswand, auf deren Höhe die bombenfesten Gebäude der Festung selbst emporsteigen.

Unweit dieses Schlosses von Dekhan liegt Ellorah mit seinen Felsgrotten. Staunt der Reisende mit Recht über das großartige Bauwerk zu Elephanta, so traut er seinen Augen kaum, wenn er die Felsentempel zu Ellorah vor sich erblickt. Denn hier ist nicht blos ein einzelner Felsenberg, sondern vielmehr ein ganzes Felsengebirge in Gestalt eines Hufeisens, dessen Enden über eine halbe Meile von einander entfernt sind, zu Tempelgrotten ausgearbeitet worden. Diese Grotten befinden sich in Reihen, oft zwei bis drei Stockwerke über einander; bald sind sie von einander getrennt, bald stehen sie mit einander in Verbindung, immer aber sind sie mit vielen kleinern Nebengrotten versehen. Wo der Haupttempel ist, läßt sich schwer unterscheiden. Der Tempel von Keilas, dessen Grundriß gezeichnet und bekannt ist, hat 61 Fuß Breite, 103 Fuß Länge, 142 Fuß Höhe, einen Vorplatz von 88 Fuß Tiefe und 138 Fuß Breite. Alles, was die Baukunst an Größe, Pracht und Verzierungen über der Erde kennt, sehen wir hier unter der Erde: Vorhöfe, Treppen, Brücken, Kapellen, Säulengänge, Kolosse, Obelisken u. s. w., und fast auf allen Wänden Reliefs, welche sich auf die Götterlehre beziehen. Vorzüglich aber ist es der Gott der arischen Indier, der Gott des Himmelskreises, Indra, der Tausendäugige, welcher mit seiner Gattin Indrani seine Wohnung im Paradiese hat: er ist im Tempel auf einem liegenden Elephanten, sie auf einem Löwen sitzend, dargestellt. Ein Göttergeschlecht ist in ihrem Gefolge, meist Fußgänger, einige auf Elephanten reitend, andere auf Wagen sitzend, mit Bogen, Keulen, Schwertern u. s. w. Auf dem freien Platze, zu welchem wir durch einen großen Eingang gelangen, steht ein zweiter Tempel, indem ein ganzes Stück Felsen, das man stehen ließ, in Pyramidenform als Pagode behauen ward, deren Reichthum, Sorgfalt, Abwechselung und wundervoller Bau alle Beschreibung übertrifft.

Als Kane dieses Wunderwerk besucht hatte, wendete er sich südwestlich nach Bombay zurück und nahm auf dieser Tour auch noch die berühmte Tempelgrotte zu Karli, zwischen Bombay und Puni gelegen, in Augenschein. Folgen wir ihm auch dahin. Dieser Bau steht zwar hinsichtlich des Umfanges der Anlage den eben betrachteten Riesenwerken nach, dagegen möchte er in Rücksicht der künstlerischen Vollendung die erste unter allen Grotten Indiens sein. Der Haupttempel hat 126 Fuß Länge und 64 Fuß Breite. Die Decke ist gewölbt, durch Pfeiler unterstützt und endet in einer Rundung, in welcher eine Kapelle mit einer Kuppel steht. Die Mauer des Vorhofes ist mit Reliefs bedeckt, welche theils Elephanten, theils menschliche Gestalten darstellen, nebst vielen unbekannten Inschriften. Die Brahminen geben übrigens diesen Tempel für ein Werk der bösen Dämonen aus und dulden keinen Kultus darin, wahrscheinlich, weil er von den später vertriebenen Buddhisten benutzt worden ist.

Von Karli reiste Kane, wie erwähnt, nach Bombay zurück, von wo er sich nach Ceylon begab. Ehe wir ihm dahin folgen, werfen wir im Anschluß an die Tempelbauten noch einen Blick auf das Religionswesen der Hindu.

Aus der Zahl und Pracht der Tempel Indiens spricht unverkennbar tiefe Religiosität als ein Grundzug im Charakter der Hindu. Kaum möchte es noch ein Volk geben, bei dem das Gefühl der Andacht und des Vertrauens auf eine höhere Macht so sehr entwickelt ist, als bei den Indern. Bei jedem Wechsel des Lebens sucht der Hindu in den Tempeln, zu den Füßen eines verehrten Götzen seinen Trost, seine Stärke. Wir wissen, daß sich die Mönche und die Heiligen der christlichen Kirche gern strengen Bußübungen unterwarfen, daß sie sich absonderten von der Gesellschaft ihres Gleichen, daß sie sich zu grausamen Fasten verdammten, daß sie Tag und Nacht ausgestreckt liegen blieben auf der kalten und nackten Steinplatte ihrer Zellen, daß sie auf ihrem Leibe rauhe Büßergewänder trugen, und sich die Schultern mit Riemen zerfleischten, an welche sie eiserne Spitzen befestigt hatten. Allein alle diese über die Weichlichkeit des Fleisches davongetragenen Siege sind nichts im Vergleich mit den Bußen, die sich die Bewohner Indiens auferlegen. Dort kann man die Asketen oder Selbstpeiniger zu Tausenden zählen. Diese sonderbaren Leute durchwandern die Städte und Landschaften und betteln. Da sah man welche, die ihre beiden Arme so lange über den Kopf erhoben hielten, bis die Muskeln steif wurden und sie diese Gliedmaßen nicht mehr rühren konnten. Andere schlossen ihre Hände so lange, bis ihre Nägel das Fleisch durchbohrten; ja es gab Menschen unter ihnen, die sich mit abwärts gerichtetem Kopfe beerdigen ließen. Da setzt sich einer auf Eisenspitzen, welche ihm in die Muskeln eindringen; dort legt sich ein Anderer, mit heißer Asche auf der Brust, zu Boden. Man hat sogar Menschen gesehen, die, auf dem Boden ausgestreckt, ihr Gesicht unter einer Larve von feuchter Erde verbargen, in die sie zuvor einige Senfkörner gesät hatten, und ohne Speise und Trank, ausgesetzt der Hitze des Tages und der Kühle der Nächte, so lange in dieser Stellung verharrten, bis die Senfkörner aufgegangen waren, was gewöhnlich am vierten Tage geschah. Am meisten zeichnen sich durch strenge Askese die indischen Mönche oder Fakire aus, eigentlich „Sadu" genannt, d. h.

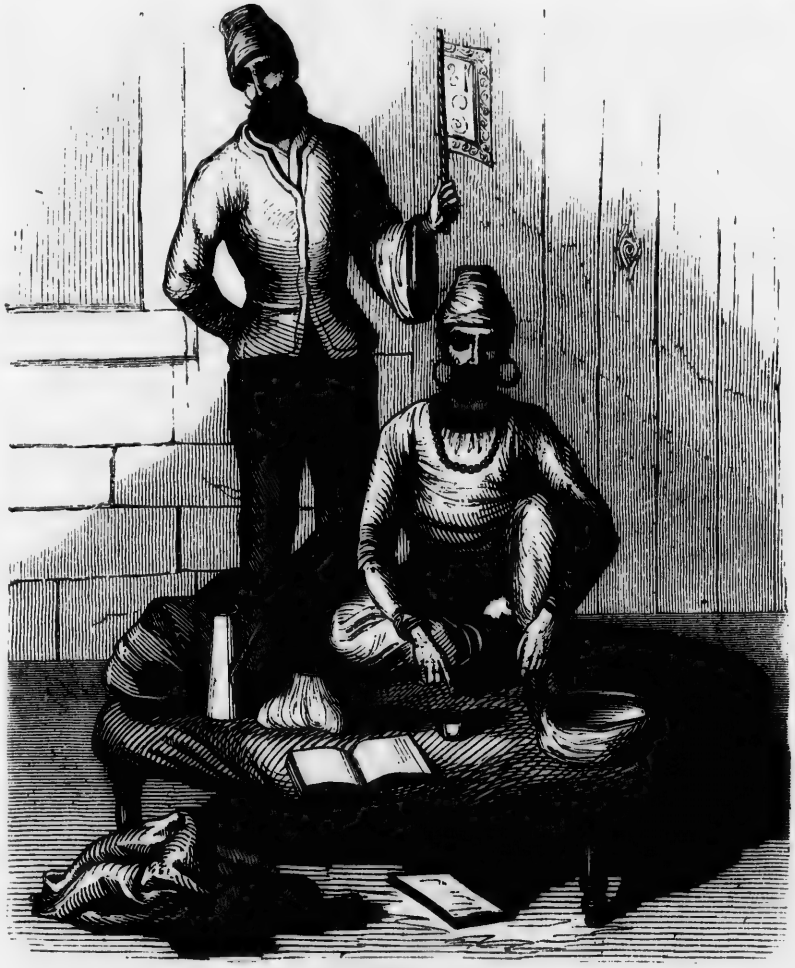
Felsentempel zu Karli.

heilige Menschen, während das Wort Fakir streng genommen nur auf muhamedanische, religiöse und andere Bettler sich bezieht. Diese Leute überschwemmen in zahlreichen mönchischen Brüderschaften ganz Indien und theilen sich in viele Sekten, von denen jede ihren besondern Namen führt, wie Bairagi, Gosain, Jogi, Sanguſi, Naga ꝛc. Jede Sekte hat ihre besondern Lehren und Gesetze. So lehren z. B. die Bairagi: Der Körper ist der Sitz und die Ursache alles Uebels; die körperlichen Gelüste, die Thätigkeit der körperlichen Organe unterdrücken, heißt sich vom Uebel reinigen, die Seele von den irdischen Fesseln befreien, sie einer rein geistigen Existenz, dem Zustande von „Bairag", d. h. ohne Leidenschaft, entgegenführen. Demnach unterwerfen sie sich auch den größten Entbehrungen, Prüfungen und Kasteiungen; sie verschmähen jede Kleidung bis auf ein schmales

Stück Zeug, das sie um die Hüfte schürzen; ihr Haar hängt lang und wild über die Schultern oder wird in langen Flechten wie ein Turban um den Kopf gewunden; den Körper beschmieren sie mit Asche und Kuhmist, und unterwerfen sich noch andern Peinigungen. Indessen finden sich unter dieser Menschensorte auch viele Gauner und Betrüger; auch Faulheit, Habgier, Eitelkeit, kurz Laster jeder Art nehmen in Vielen die Maske religiöser Schwärmerei an, um ihren selbstsüchtigen Zwecken förderlich zu sein.

Die Neigung zu frommer Religionsübung offenbart sich auch in andern Stücken sehr bemerkbar; stets drängt sich eine begeisterte Volksmenge in den Tempeln. Der Schall eines Gong deutet die Stunden an, in denen die Priester die gottesdienstlichen Verrichtungen vornehmen. Während sie inmitten des Rauschens der Musik und der Weihrauchwolken heilige Gesänge anstimmen, verrichten die Gläubigen in den Höfen und Corridoren ihre Abwaschungen. Am offenkundigsten tritt jedoch der religiöse Geist bei großen Festen zu Tage, die manchmal 8 bis 10 Tage dauern. Bei diesen Gelegenheiten sieht man oft hunderttausend Menschen auf einem und demselben Punkt sich im Festgewande versammeln, um ihre religiösen Pflichten zu erfüllen. Am meisten tritt das natürlich an besonders heiligen Orten hervor. Kommt man Nachts in einer Stadt an, wo ein religiöses Fest gefeiert wird, so sieht man die Straße von Feuergewinden beleuchtet, welche sich von einem Baum zum andern schlängeln, und längs der ganzen Straße eine Menge Männer, Weiber, Kinder, theils zu Fuß, theils zu Wagen. Die Häuser sind frisch übertüncht und mit Blumengewinden geziert, und Festbogen erheben sich in den Straßen. Die Frauen tragen Jasminzweige in den Haaren, und bedecken Arme, Hals und untern Theil der Beine mit Juwelen. Die Männer prunken überall in den reichen morgenländischen Trachten. Man zieht mit den Götzen in feierlichen Prozessionen umher, und führt sie durch die Straßen in vergoldeten Wagen, denen Bajaderen (Tanzmädchen), Spielleute und Brahmanen, mit entblößtem Haupte und Loblieder zu Ehren des Gottes singend, vorausgehen. Die heiligen Elephanten sind mit reichen Decken aufgeputzt, und selbst ihre Rüssel mit Schmuck überladen. Von Zeit zu Zeit ertönen Kanonenschüsse. Auf dem ganzen Wege, welchen der Zug nimmt, schlägt das Volk die Hände zusammen, und wirft sich in langen Reihen vor dem Götzen zu Boden; junge Mädchen streuen Blumen; als Tiger verkleidete Kinder springen bald auf diese, bald auf jene Seite; barfüßige Fakire singen, tanzen, und löschen an ihrer Brust brennende Fackeln aus; Bettler mit wirklichen oder erheuchelten Wunden bedeckt, flehen das Mitleid der frommen Zuschauer an. Abends aber brechen Feuerwerke von allen Seiten los, Raketen fliegen in die Luft, die Sinnbilder des Gottes funkeln im hellsten Lichterglanze an der Vorderseite des Tempels, und der fromme Zug wandelt um die schimmernden Gewässer. Der Glanz der Fackeln und der in allen Farben prangenden, bengalischen Feuer verwandelt die Finsterniß in eine fast unerträgliche Helle.

Religiöse Schwärmerei treibt die Hindu's zu den mühseligsten Wallfahrten, die oft ganze Monate in Anspruch nehmen. Um die Bestreitung der großen Kosten möglich zu machen, nimmt der Hindu Anlehen auf, manchmal zu sehr hohen



Ein indischer Fakir.

Zinsen, verpfändet seine Juwelen und verarmt dann für seine übrige Lebenszeit. Tausende von Personen kommen von diesen langen, zum Theil lebensgefährlichen Reisen nie mehr zurück; sie gehen unterwegs zu Grunde, und ihre Leichname werden die Beute der Geier und Schakale. Allein diese traurige Aussicht, unterwegs zu sterben, schreckt und hält den wahren Andächtigen nicht ab, so ruhmvoll ist für ihn der Empfang, der ihn bei der Rückkehr in sein Vaterland erwartet. Der Pilger, dem es gelungen, all diesen Reisegefahren zu entgehen, wird im Triumph in der ganzen Stadt umgeführt, Spielleute begleiten ihn, eine begeisterte Menge folgt ihm, bietet ihm Geschenke und Weihrauch an, richtet Gebete an ihn und

verehrt ihn gleich einem höhern Wesen. Die heiligsten Orte sind Benares am Ganges, Ramisseram, eine Insel zwischen Ceylon und dem Festlande, Allahabad und Hurdwar am Ganges, letzteres da gelegen, wo sich der Ganges von den Himalayagebirgen herab in die hindostanische Tiefebene stürzt, und endlich Gangotri und Keddernath, im gebirgigsten Theil Oberindiens, sowie Badrinath, dessen vergoldete Tempelspitze sich inmitten der Schneeflächen des Himalaya erhebt.

Der Tempel von Ramisseram ist der heiligste in ganz Südindien; denn der Gott Rama hat ihn selbst gestiftet zur Sühne für vergossenes Blut unweit der Stelle, wo eine Reihe von Klippen nach Manar bei Ceylon hinüberläuft, — nach der Meinung der Hindu's Ueberbleibsel jener Felsenbrücke, die einst Rama zur Hinüberschaffung seines Heeres nach dem barbarischen Ceylon über den Golf von Manar baute, aus einem Felsen, den sein Gehülfe, der Affengott Hanuman, vom Himalaya herbeigeschleppt hatte. Die acht englische Meilen lange Pilgerstraße zu dem Tempel ist mit großen Quadern gepflastert; Tulpenbäume und Tamarinden beschatten sie. Diese Straße ist stets von Zureisenden und Abziehenden reich belebt, die ein Bündel auf dem Kopfe oder eine Bambusstange auf den Schultern mit Matten, Töpfen und andern Reisegeräthschaften tragen; am Wege lagern bunte Gruppen — waschend, kochend, essend, singend, schlafend. Dicht vor der Stadt befindet sich ein prächtiger Teich, wo die Pilger baden und sich dann scheeren lassen. Das Schönste am Heiligthume zu Ramisseram sind aber die 230 Schritt langen Hallen, die das Tempel-Viereck umgeben.

Die Religion der Hindu's sucht in Buntscheckigkeit ihres Gleichen. Dem Anschein nach ist die Zahl ihrer Gottheiten sehr groß, allein die meisten unter ihnen haben mehrere Namen, indem die untern Gottheiten Incarnationen oder Verwandelungen der höhern Gottheiten sind. Nach den Veda's, den heiligen Büchern der Hindu's, giebt es allerdings ein höchstes Wesen, Bromho; aber dasselbe ist aus dem Bewußtsein der Menge längst geschwunden. Im Volksglauben ist Brahma die erste Person der Dreifaltigkeit, Wischnu die zweite und Siwa (Schiwa) die dritte. Brahma ist der Schöpfer der Welt, Wischnu und Siwa sind die Werkzeuge, mit denen er das Weltall regiert. Da das Werk Brahma's schon seit langer Zeit vollbracht ist, während Wischnu und Siwa in der Welt noch gegenwärtig und thätig sind, so nimmt Brahma in der Einbildungskraft des Volks nur einen untergeordneten Rang ein; er hat fast gar keinen Tempel, während Wischnu und Siwa deren überall haben. Merkwürdig ist der Umstand, daß, während die religiösen Gebäude Indiens sich durch ihren Glanz auszeichnen, die hinduischen Götzenbilder die häßlichsten und groteskesten sind, die man sehen kann. Der Hindu versinnbildlicht die verschiedenen Kräfte seiner Gottheiten durch die Vielfältigkeit der Arme, nicht durch den Ausdruck der Gestalt. Brahma, Wischnu, Siwa und Kali (Parbatti, Durga), die Gemahlin Siwa's, haben je vier Arme. Brahma, der auch vier Gesichter hat, wird allgemein auf einem Schwane reitend dargestellt; er hält in der Hand eine Abschrift der Veda's, und ist roth bemalt, ohne Zweifel, weil sein Sinnbild die Sonne ist. Wischnu

Die Palmyrapalme, von einer Banianenfeige umschlungen.

dagegen ist schwarz bemalt; er hat als Zierrathen Juwelen und Guirlanden, und reitet auf einem phantastischen, halb adler-, halb menschenartigen Thiere. Er soll sich bereits 10 bis 24 mal inkarnirt haben — in einer dieser Fleischwerdungen heißt er Rama — und wird demnach eben so vielfach verschieden dargestellt. Schiwa hat offenbar die scheußlichste Gestalt. Sein Gesicht ist drohend, in der Hand hält er einen Dreizack, sein Kleid ist ein Tigerfell, sein Halsgeschmeide besteht aus Todtenköpfen, seine Armbänder und sonstigen Zierrathen sind Brillenschlangen. Als er auf Erden wandelte, war der Zebu oder Buckelochs sein Roß, weshalb dieses Thier heilig ist und hoch verehrt wird. In den bildlichen Darstellungen reitet er auf einem weißen Stiere. — Je nachdem der Hindu entweder den Wischnu oder den Schiwa besonders anbetet, trägt er ein bestimmtes Erkennungszeichen an der Stirn. Die Anhänger des Wischnu haben einen Dreizack mit gelbem Griff; die des Schiwa haben drei weiße horizontale Streifen, mit einem schwarzen Kreise in der Mitte. Außerdem giebt es noch eine Unzahl Sekten, die alle mit dem Brahmaismus zusammenhängen. Da giebt es Philosophen, die weder Tempel noch Sinnbilder haben, aber denen Zurückgezogenheit von der Welt, Vermeidung des Fleischessens, Enthaltung von jeder Verletzung lebendiger Wesen geboten ist, und denen die Verehrung des höchsten Wesens als das Wichtigste gilt. Eine andere Sekte fordert weder Ehelosigkeit, noch Enthaltung von der Arbeit, sie sendet aber ihre Todetn, auf den Rücken eines vierfüßigen Thieres gebunden, in die Wüste, damit sie den Bestien zur Speise dienen. Die meisten Sekten verehren jedoch irgend einen sichtbaren Gegenstand und suchen ihr Heil entweder in gläubiger Hingabe oder in der Verrichtung frommer Werke. So giebt es Sonnendiener, welche die Sonne, die nach ihrer Meinung Seele und Verstand hat, als das Haupt und den Regenten aller Gottheiten, außer dem unsichtbaren höchsten Geiste, und als dessen Stellvertreter betrachten. Andere beten die Sonne selbst als den höchsten Herrn an. Wieder Andere verehren den Mond als den Regenten der niedern Welt, und weil er sein Licht von der Sonne empfängt, so glauben sie durch seine Vermittelung zur Sonne gelangen zu können. Einige finden das Wesen Gottes im Feuer, Andere im Winde, Andere im Wasser, Andere in der Erde, und wieder Andere sehen es überall und beten jeden Gegenstand an.

Im Allgemeinen ist das gegenwärtige Brahmanenthum eine Mischung der brahmanischen Religion der arischen Hindu's und der Religionsanschauungen der Urbevölkerung. Das reine Brahmanenthum, wie es die Hindu's nach Indien mitbrachten, verabscheut das Blutvergießen, und seine Opfergaben an die Götter bestehen aus Früchten, Blumen und Pflanzen. Die Ureinwohner dagegen dienten Dämonen oder Teufeln und versöhnten sie durch blutige Opfer. Durch Verbindung der Eroberer mit den Besiegten gingen die Anschauungen der letztern zum Theil auf jene über, und so verehrt denn der Hindu auch noch eine große Zahl böser Gottheiten, die allesammt mit Schiwa verwandt sind, wie es denn überhaupt sehr wahrscheinlich ist, daß Schiwa selbst erst durch jene Urbewohner in die Brahmareligion hineingekommen ist. Wo in Indien die reine arische Rasse herrscht, da hat sie in ihren Lehrsätzen Erhabenheit und in ihren Gebräuchen wohlthuende Milde. Wo das ureinheimische Element vorherrscht (besonders in

dem Bergland Orissa), da hat die Religion eine düstere Physiognomie. In dem Bereich tamulischer Rasse dagegen (im Südosten Dekhans von Madras südlich bis Kap Komorin) zeigt die Religion ein pompöses und überaus heiteres Aeußere.

Dies führt uns auf eine nähere Betrachtung der indischen Bevölkerung. Wenn man noch heute „Affenmenschen" mit lang herabhängenden Armen, platten Nasen und mit bogenförmigen Runzeln im Gesicht, wie Maultaschen anzusehen, in Nothzeiten von den Gebirgen und aus den Dschungeln (Sumpfwildnissen) hervorkommen sieht, so hat man wol Reste der ältesten Ureinwohner vor sich. Die Tamulen- oder Drawidastämme dagegen scheinen die ersten iranischen oder turanischen Eroberer zu sein, die den Weg durch die einzige Pforte im äußersten Nordwesten, durch das Thal des Kabul, der sich in den Indus ergießt, gefunden haben. Die eigentlichen Hindu's rückten später nach; sie ließen sich zuerst im Norden Hindostans nieder und rotteten hier mit der Wuth fanatischer Eroberer die Ureinwohner aus. Im weitern Vordringen in Hindostan begnügten sie sich aber damit, die ersten Besitzer des Landes zu unterjochen und zu ihren Hörigen zu machen. So drangen sie auch durch das Windhyagebirge (das „Zerrissene") vor und besetzten dort das große Gebiet der „Mahratten". Außerhalb dieses Gebietes findet man die Hindu's in der Regel nur an der Küste und im Tieflande. In den Gebirgen und wo sonst die Bodenbildung Schutz gewährte, haben sich die Tamulen behauptet und bilden zahlreiche Stämme und Genossenschaften, welche die Hindusprache wegwerfend als Lastträger, Fremde, Kastenlose, Diebe u. s. w. bezeichnet. Eins der beiden indischen Heldengedichte, das Ramayana, besingt den Zug der Hindu durch das zerrissene Gebirge gegen Süden.

Brahma, Wischnu, Schiwa.

Als die Hindu's sich nach siegreich bestandenen Kämpfen in Indien niederließen, theilten sie sich, wie die Völker des grauesten Alterthums, in drei vollkommen abgesonderte Klassen: die Priester, die Krieger und die Ackerbauer. Nach und nach kam die Rasse der Besiegten, der Sudras, hinzu, welche für die Hindu's das waren, was die Knechte und Sklaven im Mittelalter für die freien Barone. Um ihrer Obermacht Festigkeit und Dauer zu verschaffen, gaben die Brahminen dieser Klasseneintheilung eine göttliche Weihe, indem sie den Wortlaut der heiligen Bücher fälschten und Fabeln erfanden. Sie gaben vor, Brahma habe vier abgesonderte Menschenarten erschaffen: die erste, die der Brahminen, sei aus seinem Munde hervorgegangen; die zweite, die der Krieger, aus seinen Armen; die dritte, die der Ackerbauer, aus seinem Leibe; die vierte, die der Handwerker, aus seinen Füßen. Zwei dieser ursprünglichen Kasten oder Erbstände, nämlich die der Krieger und Ackerbauer, sind verschwunden und die ganze hinduische Volksmasse wird nur noch in zwei große Klassen abgetheilt, die der Brahminen und die der Sudras. Die Klasse der Brahminen hat, obwol sie ungefähr 40 Unterabtheilungen in sich faßt, ihre Einheit bewahrt; die der Su-

dras dagegen ist in eine unendliche Anzahl von Abtheilungen, auch Kasten genannt, zerstückelt, deren jede ihre Einrichtung als eine göttliche betrachtet, und die andern Kasten als ketzerische ansieht. Damit hängt die unendliche Verschiedenheit der Kastengebote Indiens zusammen. Den Brahminen ist verboten, das Fleisch der Thiere anzurühren, und dennoch essen sie in gewissen Theilen des Landes Fleisch, vorausgesetzt, daß sie das Thier nicht mit eigenen Händen getödtet haben. In Südindien trinken sie auch geistige Getränke, obwol diese insgemein nur den kastenlosen Paria's, der verachtetsten Menschenklasse Indiens, überlassen sind. Die meisten Hindu's betrachten die Berührung der Federn als eine Befleckung; allein unter den am Fuße des Himalayagebirges wohnenden Stämmen besteht dieses Vorurtheil nicht. Eine große Anzahl Kasten unterscheiden sich durch die Form und Farbe der Kleider, durch die Einrichtung und Ordnung der kleinen Toilettegegenstände. Die Radschputen essen Schaffleisch, Wildpret und Fische, haben aber einen Abscheu vor Rindfleisch und Schweinefleisch, sowie vor Geflügel. Die Rohilla's lassen das Schweinefleisch zu, weisen aber das Rindfleisch zurück. Dieselben Rohilla's lassen sich geduldig mit einem ledernen Riemen peitschen; wollte man es aber einmal versuchen, sie mit einer Reitpeitsche oder einem spanischen Rohr zu schlagen, so würde die Antwort mit einem Dolch oder einer Pistole nicht lange auf sich warten lassen. Die Kuli's tragen unbedenklich jede Last, welche es auch sei, auf dem Kopfe; verlangte man aber, sie sollten einen Menschen nur einige Schritte weit tragen, so würden sie dies, selbst wenn es sich um Leben oder Tod für sie handelte, ablehnen, und sagen, dies sei Sache einer andern Kaste. Ein eingeborener Zimmermann darf sich keines Fettes für seine Säge bedienen, ein eingeborener Schmied darf nur in einer besondern Stellung arbeiten, ein Bretschneider nur das Holz von einer gewissen Form sägen, und alle diese Leute dürfen auch nur von einer besondern, auf eine besondere Weise, in besonderer Stunde und in besonderem Geräth zubereiteten Nahrungsart essen. Das der untersten Kaste angehörende Individuum darf keinem seiner Kameraden erlauben, ihm beim Essen zuzusehen; keiner darf Wasser aus dem Gefäß eines andern trinken, und jeder muß seinen kleinen zinnernen Becher bei sich tragen. Ein Mann von unterer Kaste darf sich einem Mann aus höherer Kaste nur auf eine gewisse Anzahl Schritte nähern. Seine Kleider müssen nach einem gewissen Schnitt verfertigt sein, und er darf von keinem andern Religionsgenossen eine Erfrischung annehmen, selbst wenn er durch das Bedürfniß derselben in die äußerste Noth versetzt würde. Der Mann von hoher Kaste darf keinem Mann niedriger Kaste erlauben, aus einem und demselben Brunnen, wie er, Wasser zu schöpfen. Er darf an einem öffentlichen Brunnen kein Wasser trinken, keinen todten Körper und keinen Knochen eines Thieres anrühren, noch auch Salz, Essig oder geistiges Getränk in seinen Mund nehmen; er darf nichts essen von dem, was Leben gehabt hat.

In einem grauenerregenden Lichte erscheint uns die Kaste der Thags, bei denen der Mord Religionspflicht ist. Diese Menschen dienen der entsetzlichen Kali, und je mehr sie Menschen erwürgen, desto wohlgefälliger werden sie dem Unhold von Göttin. Sie beten zu ihr, ehe sie morden, sie danken und opfern ihr, wenn sie ihr Werk vollbracht haben. Sie haben ihre Priester, ihre Kasten der Aufspü-

Ein indisches Hochzeitsfest.

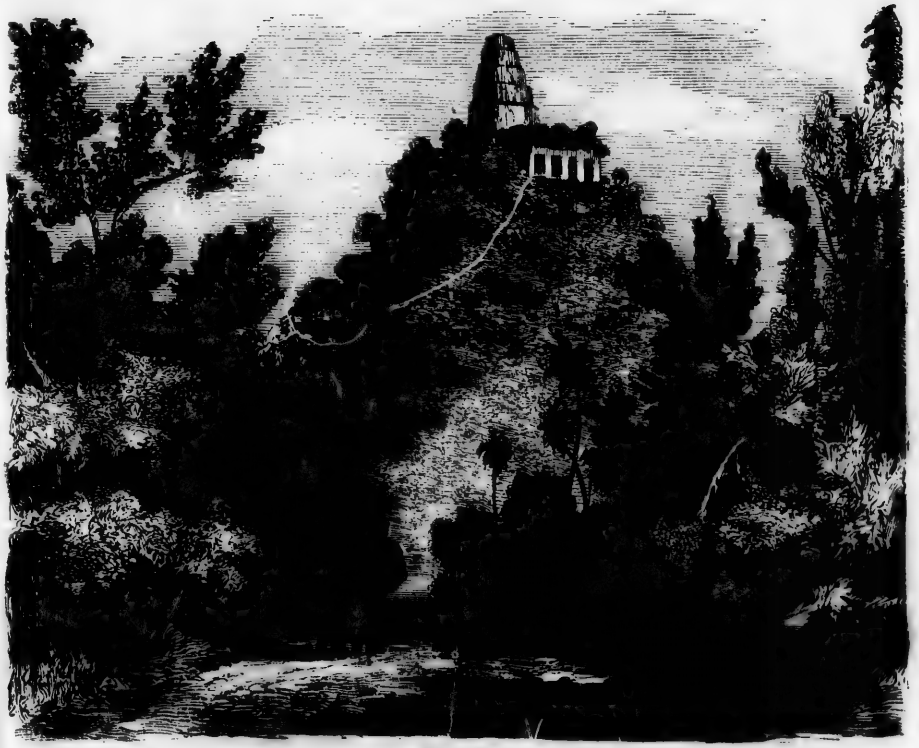
rer, Mörder und Todtengräber, ihre festen Regeln des Mordens und Begrabens, von denen abzuweichen eine Gottlosigkeit wäre. Sie schließen sich arglosen Reisenden an und werfen ihre Schlinge, die ihre einzige Todeswaffe ist, wenn sie des Erfolges ganz sicher sind, während ihre Opfer beten, essen oder schlafen. In den Jahren 1830 bis 1837 wurden nicht weniger als 3266 Thags den Gerichten überliefert und dennoch ist es der englischen Regierung noch nicht gelungen, diese Mörder auszurotten. Eine andere gefährliche Gesellschaft, wenn auch keine Kaste, sind die Datturea's oder Giftmischer. Deren giebt es zu Hunderten; wie die Thags haben auch sie ein festes System und heilig gehaltene Satzungen. Zu zahlreichen Banden vereinigen sich, namentlich in den nordwestlichen Provinzen, die Dakoits oder Räuber. Die Grausamkeiten, welche sie begehen, sind entsetzlich, und in welchen Massen sie auftreten, beweist die Thatsache, daß in den Jahren 1833 bis 1836 nicht weniger als 14,168 Dakoits vor Gericht standen.

Dies nöthigt uns, endlich auch noch einen Blick auf den Charakter und die Persönlichkeit der Hindu's zu werfen. Der Hindu ist körperlich wohlgestaltet, mehr zierlich, schlank und geschmeidig, als stark und muskulös. Das Gesicht ist oval, das Auge in der Regel dunkelbraun, das Haar lang, schwarz und schlicht. Gegen Süden wird die bräunlich gelbe Gesichtsfarbe immer dunkler. Trotz ihres großen passiven Muthes sind die Bewohner des ebenen Hindostans ein weibisches Geschlecht. Sie ertragen Qualen und den Tod mit merkwürdiger Hingebung, aber den aktiven Muth, der sich kühn auf den Feind wirft und in der

Vertheidigung ausharrt, so lange Muskeln und Sehnen zusammenhalten, besitzen sie nicht. Nur einige Stämme in den Bergen machen eine Ausnahme hiervon. Von Charakter sind die Hindu's ernst, zurückhaltend, nicht übereilt, genau überlegend, ehe sie handeln, auch fehlt es ihnen nicht an Weichheit des Herzens, Gutmüthigkeit und Milde. Trotzdem aber ist kalte Grausamkeit ein Zug ihres Charakters; der weibische Hindu am untern Ganges ist furchtbarer Wuthausbrüche fähig und verhängt über seine Kinder, über seine Diener Strafen, die wirkliche Martern sind und die Gesundheit gefährden. Es giebt Stämme unter ihnen, welche Menschenopfer darbringen, ja eine Kaste, die der Panwa's, ernährte sich, bis die Engländer dem Unwesen ein Ende machten, dadurch, daß sie Kinder aus den Ebenen in die Berge führte, damit es dort in den Zeiten der Aussaat nie an Opfern für die Gottheit fehle. Die Wittwenverbrennungen oder Sutti's sind wol auch durch die Engländer streng verboten worden, sollen aber im Geheimen noch immer vorkommen; desgleichen geschieht es in den unabhängigen Staaten noch immerfort, daß die Eltern ihre Kinder, welche Mädchen sind, tödten. Gewöhnlich ist es der Stolz des Vaters, der dieses Verbrechen hervorruft. Nicht im Stande, für mehrere Töchter die kostspieligen Hochzeitsfeste zu veranstalten, tödtet er sie lieber, ehe er die Schande erlebte, sie Männer niedern Ranges wählen oder gar unverheirathet bleiben zu sehen. Dies Verbrechen muß in ausgedehntem Maße begangen werden, denn es giebt im mittlern und östlichen Indien Bezirke, wo die weiblichen Kinder nur den vierten und fünften Theil aller Kinder ausmachen.

Außer den Hindu's und Tamulen sind noch die Muhamedaner als ein Haupttheil der Bevölkerung Indiens zu nennen. Sie sind die Nachkommen der Eroberer, die zu Lande und zu Wasser in Indien eingedrungen sind, also ihrem Ursprung nach Araber, Afghanen, Perser, Türken und Beludschen. Sie sind kriegerisch und gegen die Europäer feindselig. Sie theilen sich in die beiden bekannten Sekten der Sunniten und Schiiten, die sich oft unter einander mit demselben Fanatismus bekämpfen, mit dem sie gemeinschaftlich den Hindu's und den Christen entgegentreten. Barbaren nach mittelalterlicher Art, haben sie ihre Macht, wo sie noch solche besitzen, regelmäßig zu Gewaltthätigkeiten jeder Art benutzt und großes Elend hervorgerufen.

Zwischen den Hindu's, zu denen sie nach ihrer Abstammung zählen, und den Muhamedanern stehen die Sikhs, eine Religionsgenossenschaft im Fünfstromland oder Pendschab, die im 15. Jahrhundert entstanden ist. Sie sind von ihren ursprünglichen Glaubenssätzen und den Geboten ihres Stifters Nanak — nur einen Gott zu verehren, über Religionssachen nie zu streiten und häufig zu baden — später abgewichen, und trotz der Annahme eines Gemisches von Regeln des Korans und der Veda's arge Fanatiker geworden, die nicht anders mehr beteten, als indem sie das Schwert mit beiden Händen umfaßten und Gott gelobten, bis zum Tode für den reinen Glauben kämpfen zu wollen. Seit den vierziger Jahren scheint indeß ihr wilder Unabhängigkeitssinn gebrochen zu sein, indem die Engländer sie sich damals unterworfen haben.



Jata Wana Rana.

V. Ceylon.

Colombo, Hauptstadt von Ceylon. — Die Singhalesen. — Teufelsdienst. — Buddhismus. — Ein buddhistischer Tempel. — Kandy. — Mehentèle. — Anuradhapura. — Jata Wana Rana. — Vegetation auf Ceylon. — Der Weg ins Innere der Insel. — Der heilige Zahn. — Jagden auf Ceylon. — Der Büffel. — Elephantenjagden und Elephantenfang.

Als Kane nach Bombay zurückgekehrt war und den Commissionär Cushing noch nicht angekommen fand, unternahm er noch einen Ausflug nach dem paradiesischen Inselande Ceylon. An der Westküste entlang segelnd und im Süden der Halbinsel nach Osten umbiegend, schaute er das Kap Komorin und steuerte der Haupt- und Hafenstadt Ceylons, Colombo, zu. Nach längerer Fahrt sieht der Reisende einen dunkeln Streifen am Horizont auftauchen; es ist die Zimmetinsel, das liebliche Ceylon. Schon umkreisen Landvögel das Schiff und schwimmende Pflanzen verkünden die Nähe der ersehnten Küste; endlich fliegen die grünen Säume ihres Gewandes an unserm Auge vorbei und aus der Ferne blicken blaue Berge freundlich zu uns herüber. Das Smaragdgrün der Kokos- und anderer

Palmen kontrastirt wundervoll mit den dunkeln Klippen, und frische, balsamische Lüfte, mit köstlichem Aroma erfüllt, fächeln dem Ankommenden die süßeste Kühlung zu. Nur noch kurze Zeit und das Schiff fährt in den Hafen Colombo's ein.

Wir verlassen mit Kane das Schiff und betreten die an 80,000 Einwohner zählende Haupt- und Handelsstadt. Sobald sich unsere Aufmerksamkeit der Menschenwelt des Ortes zuwendet, wird sie zuerst durch den großen Schildpattkamm gefesselt, womit der Singhalese, der Eingeborene Ceylons, sein Haar nach hinten kämmt und zurückhält. Dieser Kamm in den langen schwarzen Haaren giebt dem Singhalesen ein weibisches Ansehen. Dazu kommt, daß er über den Beinkleidern mit einem weiten Faltenrock bekleidet ist, der, wenn größerer Kühle wegen darüber noch eine Jacke getragen wird, fast wie ein Unterrock aussieht. Dies erhöht dann das weibische Ansehen noch um Vieles, und zwar um so mehr, als die Singhalesen bei geringer Größe eine sehr geschmeidige Gestalt, sehr weiche runde Formen und äußerst kleine zierliche Hände und Füße haben. Aber nur hier in der Stadt und in der Nähe der englischen Niederlassungen tragen sie so viel an Kleidungsstücken; im Innern des Landes gehen sie, den weißen Leibschurz abgerechnet, so gut wie nackt. Die Frauen tragen gewöhnlich eine weiße Jacke und einen Rock und putzen sich mit Armspangen, Ohrringen und Halsbändern, während sie die Fingernägel gern roth färben. Im Innern behelfen sie sich ebenfalls mit geringerer Bekleidung und die Kinder gehen bis zum sechsten Jahre ganz nackt; höchstens tragen letztere ein Amulett an einem Faden um den Leib und bei reichen Eltern silberne Arm- und Beinringe. Von Farbe sind sie hellbraun bis schwarz.

Dort jener Mann mit kahlgeschorenem Haupte, der eine brandgelbe Toga leicht umgeworfen hat, ist ein Priester Buddha's. Auf Ceylon giebt es nämlich zahlreiche Buddhisten; daneben hat auch das Brahmanenthum seine Anhänger und endlich huldigt eine Menge auch bösen Dämonen. Wir finden hier somit die drei mächtigsten Gestalten des Heidenthums eben so wie in Indien vereinigt. Der Teufelsdienst war die ursprüngliche Religion der Singhalesen und ist noch heut zu Tage die eigentliche Volksreligion. Nächtliche Orgien sind ein wesentliches Stück derselben. Dieselben bilden gewöhnlich den Schluß der sogenannten Teufelstänze, die wie fast alle Ceremonien des Dämonenthums in der Nacht vorgenommen werden. Man sammelt sich etwa unter den Aesten eines mächtigen Baumes. Die Trommel läßt sich hören; nach dem Schall derselben tanzt der Yakadura oder Teufelspriester, eine Fackel in der Hand und hohle Metallringe am ganzen Leibe. Seine Bewegungen werden immer rascher, seine Geberden gräßlicher, sein langes Haar wilder, seine Augen stierer. Geheimnißvoll nähert er sich der Person, der dieser ganze Hokuspokus frommen soll. Er gebietet ihr vielleicht auch, selbst zu tanzen, niederzuknieen, stehen zu bleiben, aus Leibeskräften zu schreien u. s. w. Ueberhaupt ist das ganze Leben der Singhalesen mit Teufelsceremonien durchwachsen und durchflochten; Krankheiten, besonders solche, deren Ursachen nicht klar zu Tage liegen oder deren Entfernung nicht auf dem gewöhnlichen Wege gelingen will, treiben die Leute zu dem Yakadura mit seinem geheimnißvollen Hokuspokus. Selbst die Brahmadiener und die Buddhisten suchen nach Umständen bei dem Teufel Hülfe. Die

Eingeborene von Ceylon (Singhalesen).

meisten Singhalesen bekennen sich zum **Buddhismus**, jener seltsamen Religion, deren Lehren von der „allgemeinen Leere" anheben und bei dem „Verwehen der Seele" endigen, und welche mehr als ein Drittel der Menschheit auf seiner „dürren Heide im Kreise herum" führt. Denn er herrscht in Indien, seinem Vaterlande, wo er gegen 500 v. Chr. entstand, und außerdem im größten Theile des östlichen und nördlichen Asiens. Hunderte von Millionen, Indier, Birmanen, Chinesen, Tübetaner, die nomadischen Tatarenstämme Sibiriens, suchen ihr Heil im Buddhadienst, einer Religion mit einem glänzenden, meist wohlgeregelten Kultus, zahlreichen Ceremonien, Klosterorden, welche die den christlichen genau entsprechenden Gelübde ablegen, einer Hierarchie mit Scholastik, Synoden u. s. w., endlich mit einer milden, sanftmüthigen Sittenlehre, die selbst christliche Missionäre in Staunen setzt. Und diese Weltreligion, dieser Kultus zahlloser Asketen, Einsiedler und Klosterbrüder, kennt, wie schon angedeutet, keinen Gott, selbst

nicht einmal jenes große, pantheistische Etwas, das man Brahma, Weltseele nennt, sondern nur ein absolutes Nichts im Hintergrunde der wesenlosen Erscheinungen, die wir Welt nennen. Aufzugehen in dieses Nichts, auszulöschen in ihm, wie ein flackerndes Licht, in dem „Nirwana" zu verschwinden, das ist der letzte Zweck, um dessen willen sich der buddhistische Mönch kasteit, Buße übt, beichtet, Werke der Mildthätigkeit verrichtet und endlos grübelt.

Die Entstehung dieser wunderlichen Religion läßt sich nur aus dem Drucke erklären, den die brahmanische Religion mit ihren unzähligen Glaubenssätzen und Vorschriften auf die Gemüther übte. Es war ums Jahr 500 v. Chr. Geburt, als der Stifter der Buddha-Religion predigte, indem er mit seinen Schülern im Gangeslande umherzog und seine Lehre verbreitete, welche die Erlösung von allem Schmerz und Weh, die Erlösung von dem Zwange der Wiedergeburten, an welche der Brahmabekenner glaubt, zum Zweck hatte. Ein Königssohn von Geburt, mit Namen Schakjamuni, war er gewiß einer der edelsten, gefühlvollsten und verständigsten Indier; indessen ist das, was er gebracht hat, nicht viel mehr werth, als das Brahmanenthum. Durch Brechung des indischen Kastenwesens, wodurch er Millionen buchstäblich in den Koth getretener Wesen zu Menschen machte, indem er sie als Brüder in seinen Mönchsorden aufnahm, begründete er allerdings einen Fortschritt zum Bessern; dagegen hat aber auch die Lehre von der schließlichen Verhimmelung aller Seelen ins Nirwana den Geist der asiatischen Völker, die diese Religion bekennen, in einen Opiumtaumel versenkt, aus dem sie schwer zu erwecken sein werden. Der Buddhismus ist ohne Zweifel die Religion der vollkommensten Toleranz, unbefleckt durch blutige Verfolgungen und Kämpfe mit Andersgläubigen; aber auch die Religion der vollkommensten Gleichgültigkeit, der vollendeten Apathie. Die Buddhisten spotten der Mühe der eifrigsten Missionäre. So lange diese Moral predigen, so lange sie Grundsätze der Menschenliebe, der Rechtlichkeit ꝛc. aufstellen, hören sie aufmerksam zu. Kommen sie dagegen auf Glaubenssachen zu sprechen, so rufen ihnen die Buddhisten zu, daß das im Ganzen mit ihrer Religion übereinstimme; denn fast jeder Glaubenssatz des Christenthums hat im Buddhismus sein fabelhaft vergrößertes und verzerrtes Gegenbild. — Man redet zwar von Tugend bei den Buddhisten, aber wo Alles aus dem Nichts entspringt und zu allerletzt in das Nichts verrinnt, da hat die Sittlichkeit selbstverständlich keinen wahren Halt. Das ganze Tugendgeschwätz der Buddhisten schrumpft, genau besehen, in die Maxime zusammen: „Uebe nur Werke der Frömmigkeit an Buddha und an seinen Priestern, so trägt die Tugend Buddha's als Kahn die schweren Steine deiner Sünden sicher über den Strom des Verderbens."

Ein vollständiges buddhistisches Heiligthum besteht auf Ceylon: 1) aus dem Tempel (Wiharé) mit einer oder mehreren Buddhastatuen; 2) dem Lehrhause (Poyagé), worin die Priester sich gegenseitig prüfen und das Volk, hauptsächlich über die im Tempel üblichen Gebräuche, unterrichten; 3) dem Wohnhause der Priester (Pansala); 4) dem Reliquienhause (Dagoba); 5) dem geheiligten Bobaum, von einem Absenker des Baumes zu Anuradhapura gezogen; und um dieses Alles zieht sich eine Mauer mit vielen Nischen zur Aufnahme von Lampen bei fest-

Ein buddhistisches Heiligthum.

lichen Gelegenheiten. Zu jedem Tempel gehören einige bis 30 Priester, die, wie einst die Mönche in Europa, die Hüter der Wissenschaft, aber trotzdem sehr unwissend sind, worüber sie sich einfach damit entschuldigen, daß sich die Welt jetzt in der Periode des Verfalls befinde.

Der Leser erblickt hier das Bild eines der zahlreichen Buddhisten-Heiligthümer Ceylons, das sich im Norden von Kandy, der frühern Hauptstadt der Insel, findet, etwa 12 englische Meilen von den Trümmern der alten Stadt Anuradhapura. Letztere war die älteste Hauptstadt Ceylons, wurde zur Zeit, als die Holländer sich in den Besitz der Insel zu setzen suchten, die „Tausend Pfeiler" genannt und von Robert Knox im Jahre 1679 entdeckt. Sie soll schon um 500 Jahre v. Chr. erbaut worden sein, als Buddha oder Schakjamuni Ceylon besuchte, und war von 437 bis 758 die Residenz der Könige. Darauf wurde sie mehrmals von den Malabaren zerstört, aber wieder hergestellt. Seit 600 Jahren ist sie so gut wie verlassen, trotzdem aber noch immer ein Hauptwallfahrtsort der Buddhi-

sten. Ihre weitläufigen, über einen Raum von eilf Quadratmeilen zerstreuten Trümmer sind offenbar die großartigsten antiken Bauwerke der Insel und liegen ganz in Waldung und Dschungel begraben. Der heiligste unter diesen Resten ist der hochberühmte Bogaha (Bobaum), von dem alle übrigen bei den Tempeln Ceylons stehenden Bobäume abstammen. Außerdem sieht man zahlreiche Gruppen zierlicher Säulen, neue schöne Tempel, eine Anzahl kolossaler Dagoba's, deren eine 120, eine andere sogar 158 Ellen hoch war, und endlich begegnet man auch noch acht Kunstseen, Tanks genannt, die zur künstlichen Bewässerung des Landes während der trockenen Jahreszeit angelegt wurden, jetzt aber meist verfallen sind. Der in nebenstehender Abbildung dargestellte Tempel von Mehentèle steht auf einer Anhöhe gleiches Namens. Gegen 52 Säulen, etwa 12 Fuß hoch, achteckig zugehauen und oben mit einem Kapital geziert, umgeben die Dagoba, die circa 1000 Fuß über der umliegenden Ebene auf dem Berggipfel sich erhebt. Der Sage nach ist sie aus einem Haare entstanden, welches dem Buddha über die Stirn am linken Auge gewachsen war. Ein Treppensteig von 100 Stufen führt von unten nach dem Heiligthum hinauf. Unweit desselben erhebt sich ein Felsen, von dessen Gipfel die Wallfahrer mitgebrachte Steine in die Ebene zu werfen pflegen.

Ein anderes in der Nähe von Anuradhapura gelegenes Heiligthum ist die Dagoba Jata Wana Rana, die wir unsern Lesern auf dem Bilde am Anfang dieses Kapitels vorführten. Dieselbe erhebt sich auch auf einem Berge, an dessen Abhang ein schmaler Fußpfad durch die üppigste Vegetation hindurch nach der Plattform führt, die das Heiligthum trägt. Dieses ist 259 Fuß hoch und an den Seiten der Stufen erheben sich Pfeiler von Gneus und Granit, auf welchen Gottheiten dargestellt sind. Die eine derselben stellt einen bösen Geist vor; als ein Engländer sie abzuzeichnen im Begriff war, sagte ein Priester warnend zu ihm, er möge sich wol hüten, den Finger gegen denselben zu erheben, denn sonst würde ihn ein Fieberanfall treffen.

Unser Held Kane drang ins Innere Ceylons bis zur alten Hauptstadt Kandy vor. Eine schöne, von den Engländern angelegte Kunststraße führt von Colombo dahin. Man hat Hügel abgetragen, Thäler gefüllt und den Aufstieg zu dem Hochgebirge des Innern so allmälig gemacht, daß er nur an wenigen Stellen den Pferden beschwerlich wird. Die Oberfläche des ziemlich breiten Kunstweges wetteifert an Härte und Glätte fast mit einer Tenne, denn man hat mehrere Lagen lateritartigen Gesteins in nassem Thon und Kies zerstampft und sie mit grobem Sand überstreut. Es soll aber auch die Strecke von Colombo bis Kandy (8 deutsche Meile) 200,000 Pfund Sterling gekostet haben. — Bald nachdem man Colombo hinter sich hat, überschreitet man die lange Schiffsbrücke, die über die Kalani Ganga führt, und betritt dann die Chaussee. Zu beiden Seiten stehen dicht am Wege oft unterbrochen Fruchthaine, hoch und üppig zwischenhin verstreute Hütten, die sich zuweilen gruppiren oder gar Bazare bilden; Abends kauert dann hie und da eine traulich Gruppe, während der Eine eine Fackel aus Kokosblättern in der Hand hält. Fuhrleute kochen unter den Palmen am Wege ihr einfaches Abendessen und fügen zu dem Bilde häuslicher Behaglichkeit das Gemälde öffentlicher Zwanglosigkeit. Die Lichter in den Häusern und die

Mehentèle, Tempel bei Anuradhapura.

Feuer unter den Bäumen nehmen kein Ende. Die Wohnungen der Eingeborenen sind eigentlich nichts als kleine niedrige Lehmhütten, von einem Gärtchen umgeben und von den Insassen selbst in möglichster Nähe ihrer Reis- und Korakan- (Hirseart) Felder erbaut. Sie bestehen meist nur aus einer Stube ohne Rauchfang, mit hohem und weit vorspringendem, auf Säulen ruhendem Dache, welches von dem in einem Winkel brennenden Feuer geschwärzt wird. Die Stube ist dunkel und hat höchstens ganz schmale Luken statt der Fenster. Die Wände sind mit weißem Thon bestrichen oder auch gleich dem Dache mit Palmen- oder Bananenblättern und Zweigen bedeckt. An denselben entlang läuft eine Bank von Lehm, des Staubes und der Insekten wegen mit weichem Kuhdünger belegt. Das Hausgeräth besteht in einigen irdenen Töpfen, metallenen Schalen, Porzellanschüsseln, Stühlen ohne Lehne, Lagerstätten von Matten, Vorrathskörben, einer Oelpresse, Reisstampfe und Kokosnußraspel. Tische sind nicht vorhanden; auf Matten kauernd, ißt man an der Erde, entweder aus Schüsseln oder von saubern Bananenblättern. Hauptsächlich speist man gesalzenen Reis mit Curry und Früchte, wozu allenfalls noch Backwerk aus Korakanmehl oder Mais kommt. Der Curry ist eine scharfe Kräutersauce, die durch ganz Indien bei keinem Mahle fehlt. Sie wird aus Kokosnußsaft, mit rothem Pfeffer, Kardamonen, Zitronensaft, zerlassener Butter ꝛc. bereitet, durch Kurkume gelb gefärbt und über klein geschnitte-

nes Hühner-, Hammel- oder Kalbfleisch, Krebse, zerhackte Fische, Eier, die weiße innere Schale der Kokosnuß und allerlei andere Gerichte geschüttet.

Wir bewegen uns, unsern Reisenden im Geiste weiter verfolgend, zunächst in der Region der Palmen, die bis zu 3000 Fuß Erhebung reicht und die durch Rosen, Bambus, Mimosen, Zimmt, Tamarinden, Akazien, Aloe, Euphorbien ꝛc. charakterisirt wird. Ungeheure Fruchtwälder umsäumen auf eine Strecke von 40 bis 50 Meilen das Südwestgestade; darunter prangt der größte Kokoswald der Erde, der an 11 Millionen fruchttragender Bäume zählt. Außer diesem nützlichsten der Gewächse gedeihen hier der Jackbaum mit seinen nahrhaften, an 30 Pfund schweren Früchten, die hochstämmige Palmyra oder Fächerpalme, die schlanke Arekapalme mit ihren gelben Nüssen, die zum Betelkauen verwendet werden, die 80 bis 100 Fuß hohe Schirmpalme (Talipot) mit langem und starken, zuweilen schon unten an der Erde angesetzten und den Stamm hinaufreichenden Blattstiel, die nur einmal, wenn sie ihre größte Höhe erreicht hat, das ist nach 50 bis 100 Jahren, blüht, indem ihre Blütenknospen mit einem kräftigen Knall aufbrechen. Nach dem Verblühen stirbt die Palme schnell ab. Ihre 20 bis 30, ja 40 Fuß im Umfang messenden kreisrunden Blätter werden als Sonnen- und Regenschirme, Papier ꝛc. benutzt. Daran reihen sich noch andere nützliche Bäume, als der Brotfruchtbaum, die Banane ꝛc.

In solcher Umgebung wandern wir die Straße weiter, auf der es zu manchen Zeiten von zweirädrigen Karren mit Kaffeesäcken wimmelt, die man aus dem Innern nach der Hafenstadt Colombo transportirt. Die aus Kokoszweigen geflochtene Decke der Fuhrwerke hat fast die Form eines umgestülpten Kahnes. An der Seite sieht man regelmäßig einen Wasserkrug und ein wenig Feuerholz befestigt; obenauf liegt ein Bündel Stroh und unten hängt eine Laterne. Ganz gegen ihre Sittenlehre quälen die buddhistischen Fuhrleute ihre elenden Ochslein bis aufs Blut.

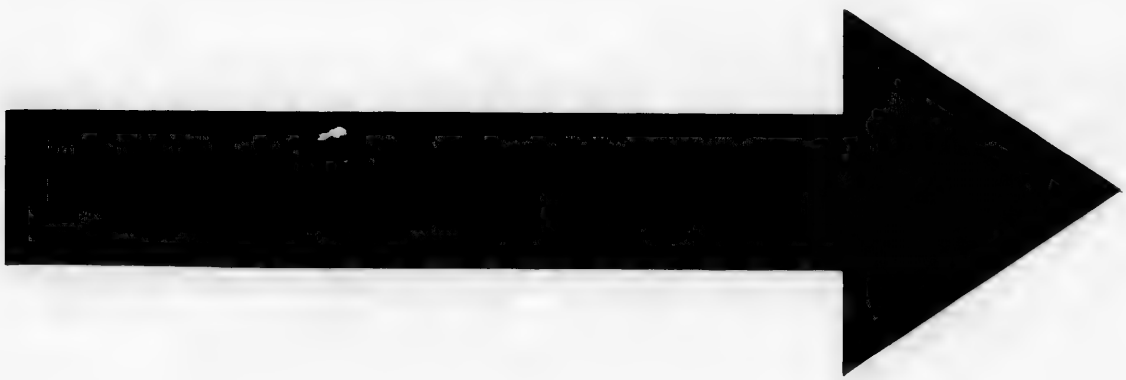
Inmitten der prächtigsten tropischen Vegetation schreiten wir durch die ambrosische Nacht hin und gelangen zur ersten Station, 14—15 englische Meilen von Colombo. Mit Anbruch des Morgens ziehen wir weiter; sobald die Sonne heraufkommt wird uns jedoch selbst auf der schattigen Straße in dem verhältnißmäßig kühlen Ceylon das Marschiren sehr beschwerlich. Da winkt uns eine singhalesische Hütte; der Wasserkrug, der an ihr befestigt ist, kann uns einen Labetrunk gewähren; eine Kokosschale zum Schöpfen liegt daneben. Wir erquicken uns an dem frischen Wasser, das der Buddhist nach den Geboten seiner Religion auf solche Weise zur Benutzung darbieten muß, wenn er „ein gutes Werk" verrichten will. Er gießt uns den Labetrunk ein und hat damit seiner religiösen Pflicht Genüge gethan.

Wir setzen unsern Weg fort. Bald zeigen sich die ersten Hügel von rundlicher Form. Der stets sanft ansteigende Weg läuft allmälig in ein grün beschattetes Thal ein, das fast an die sächsische Schweiz und an den Harz erinnert. Die Ueppigkeit der Fruchtbäume nimmt mit dem Eintritt ins Bergland ab; sie werden durch eine womöglich noch größere Fülle gewaltiger Waldbäume ersetzt. Denn ein großer, mächtiger Urwald, durch den der Wanderer überall, wo die Straße

sich nicht hinzieht, sich seinen Weg Schritt vor Schritt bahnen muß, bekleidet das centrale Bergland bis zu den höchsten Rücken und Gipfeln hinauf. Undurchdringliche Dschungeln schießen in einem Jahre bis zu 12 und mehr Fuß empor, während Bäume der verschiedensten Art, aber meist mit glatter Rinde, Schlingpflanzen, Farnkräuter u. s. w. ein buntes Durcheinander bilden, aus dessen reizender Verwirrung es oft unmöglich ist diejenige Pflanze herauszuerkennen, deren Blätter und Blüten unser Augenmerk auf sich gelenkt haben. So kommen wir zum dritten und vierten Rasthause. Nun wird der Weg immer romantischer. Unter den Waldbäumen paradirt selbst der gelbliche Bambus; an einer Stelle stehen noch Bananen bis an die Berge hinauf. Jetzt senkt sich der Weg tief hinab und jenseits wieder hinauf; wir sind vor dem steilen 1731 Fuß hohen Hauptpaß, der etwa eine deutsche Meile von Utuankande anhebt, und wo man dem Kapitän Dawson, dem Erbauer dieser kunstreichen Straße, ein Denkmal gesetzt hat. Wie eine Schlange windet sich der Weg empor, dort zur Linken hoch aufschießende Berge, zur Rechten ein gähnender Abgrund. Die Nacht bricht herein und lange Reihen von Lastwagen mit brennenden Laternen besetzen den Schlangenweg mit wandelnden Lichtschnüren. Am nächsten Morgen erreichen wir die berühmte Brücke über die Mahawali-Ganga bei Paradinia, die aus einem einzigen Bogen aus Ferole-Holz (Satinwood) von 205 Fuß Spannung besteht, der so künstlich und sinnreich gefügt ist, daß sich jedes Stück herausnehmen und wieder einsetzen läßt, ohne die Sicherheit des Ganzen zu gefährden. Sie schwebt über einem 60 Fuß tiefen Abgrunde. Nicht mehr lange, und wir erblicken Kandy, die Hauptstadt der Centralprovinz und bis zum Jahre 1825 die Hauptstadt eines unabhängigen Königreiches.

Romantischer kann kaum eine Stadt liegen, als Kandy in ihrem Felsenbecken, das ungefähr anderthalb Stunden lang und halb so breit ist. Amphitheatralisch umschließende Berge werfen ihre düstern Schatten über den vom letzten Könige gegrabenen See, dessen Rand von Häusern und Villen angenehm eingefaßt wird. Von einer der östlichen Höhen schweift der Blick über große, wellenförmige Flächen, die, hie und da mit majestätischen Baumgruppen besetzt, beinahe den Eindruck eines englischen Parkes in riesigem Maßstabe machen. Man sieht weder Anbau, noch Wohnungen; rauschend wälzt die Mahawali-Ganga über Klippen und Untiefen ihre Fluten, die weder Schiffe noch Boote tragen. Im Hintergrunde erhebt sich eine wildzerrissene Bergreihe, aus welcher der dunkle Kegel des Honasgiri 4980 Fuß hoch emporstrebt. Der Weg um den eine Viertelmeile langen Kunstteich ist der beliebteste Spaziergang; dort tummelt sich die europäische Welt allabendlich zu Roß und zu Wagen.

Unter den Bauwerken der Stadt ist besonders berühmt der „Dalada Malagawa", d. h. der Palast des Zahnes, d. i. der Tempel, wo der Zahn Buddha's aufbewahrt wird. Wer ihn besucht, tritt über eine Zugbrücke durch einen Thorweg ein. Der Blick wendet sich zuerst einem sechsseitigen Thurme zu. Von dem obersten Stockwerk desselben sah der letzte König von Kandy, „der ceylonesische Caligula", den raffinirtesten Menschenquälereien zu. Er ließ die armen Opfer auf Pfähle spießen, ihnen siedendes Blei in den Mund gießen oder auch das Fleisch mit heißen Zangen Stück für Stück vom Leibe zwicken; ja die



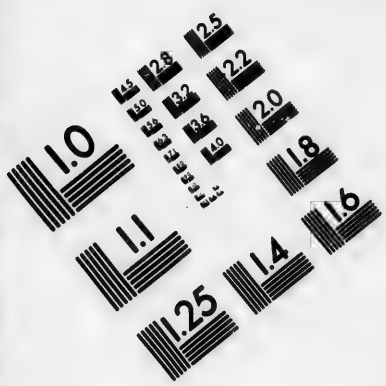
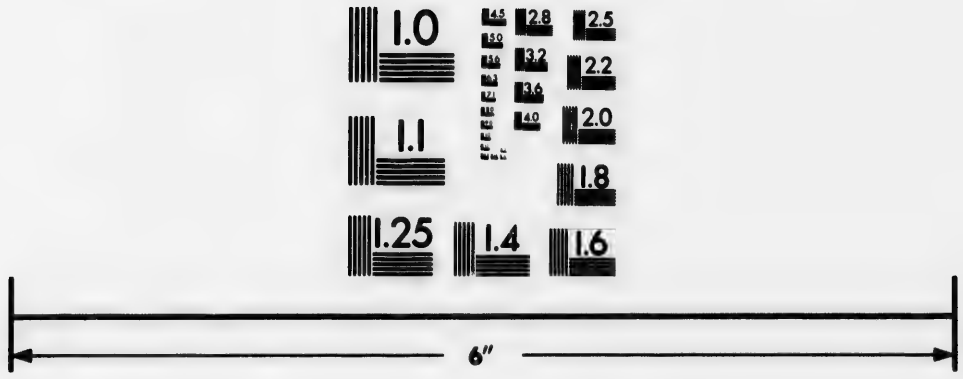
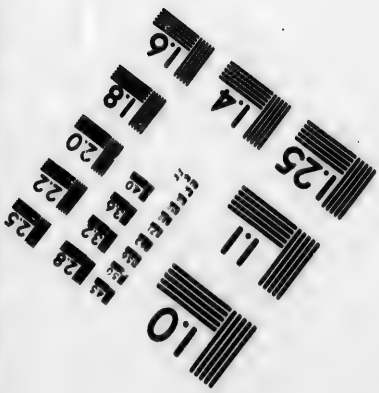
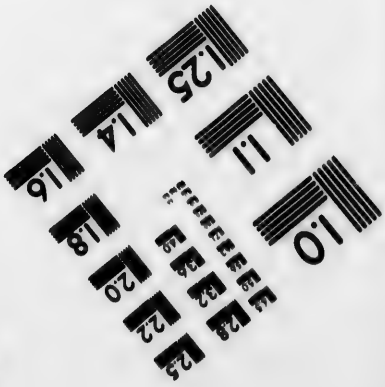


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)







Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

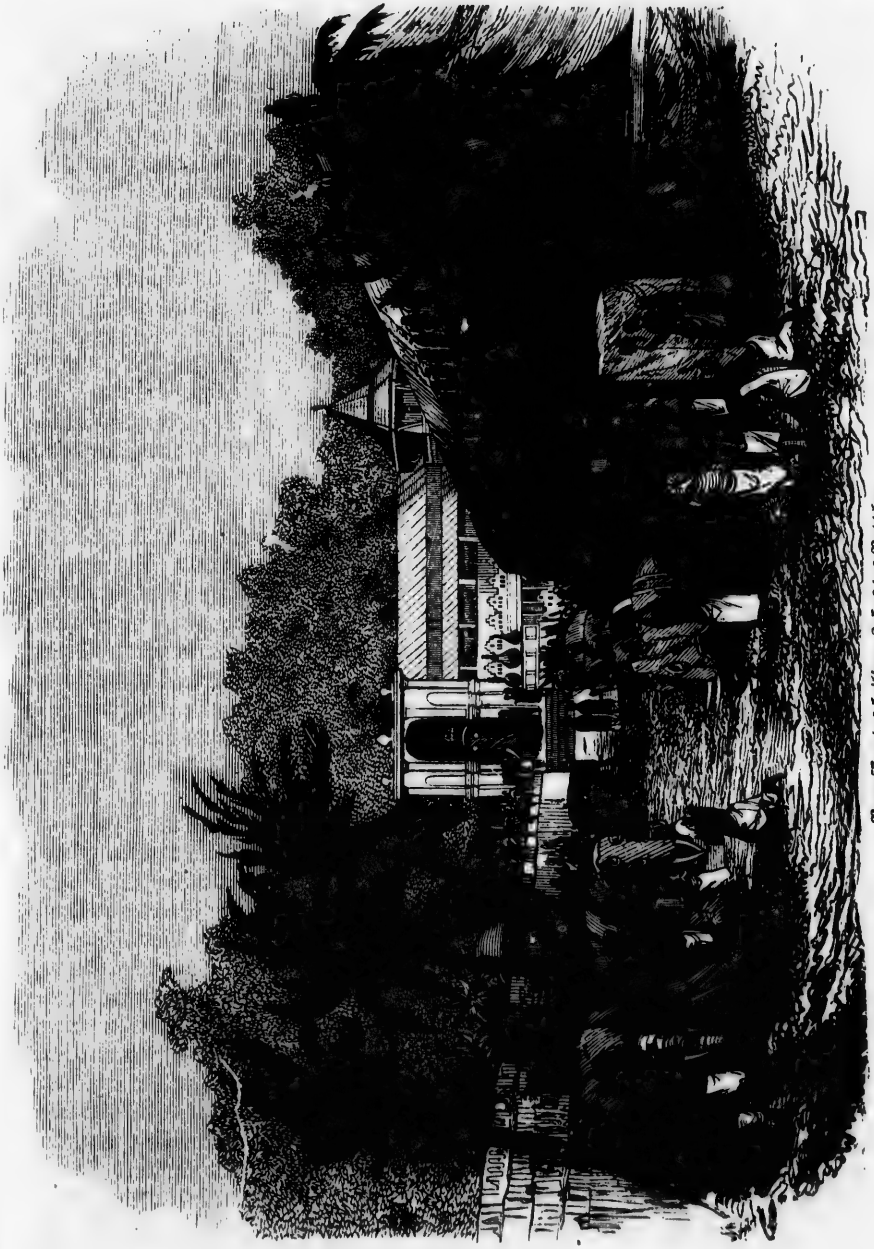
2.8
2.5
3.2
2.2
3.6
2.0
4.0
1.8

1.1
1.0

Frau seines ersten Ministers, die ihn erzürnt hatte, mußte die Köpfe ihrer sieben Kinder, einen nach dem andern, in einem Mörser stoßen. Gut, daß die Engländer solcher tyrannischen Herrschaft eine Ende gemacht haben! Der Menschenschlächter starb vor etwa 25 Jahren als Staatsgefangener in Madras.

Der Dalada-Tempel ist ein kleines hölzernes, in Glockenform erbautes Haus, aus zwei verandahartigen Stockwerken bestehend. Eine bescheidene Thür mit einem Vorbau von Säulen, deren Reliefs Gottheiten in halb thierischer, halb menschlicher Gestalt darstellen, bilden den Eingang. In dem obern Stock des innern Tempels logirt, sechsfach eingehäuft, der heilige Zahn. Eine Treppe gleich einer Hühnersteige führt hinan und durch eine vergoldete Bronzethür tritt man in das Innere des von Kokosöllampen matt erhellten Heiligthumes. Hier liegt auf einem Altar verborgen unter einer drei Fuß hohen mit goldenen Ketten und Edelsteinen geschmückten Glocke der Zahn des Buddha, der aber offenbar aus Elfenbein besteht und also von einem Elephanten herrührt. Er soll dem äußersten Ende eines Elephanten-, nach Andern eines Eberzahnes ähneln, und stammt also wahrscheinlich aus der Zeit, wo Buddha, der den Schmerz alles Lebens als den seinen fühlt, „Löwe, Schakal, Tiger ꝛc. wurde, um allenthalben Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten.“ Um den Altar stehen bei Festlichkeiten die Priester mit geschorenem Haupte und mit der gelben römerartigen Toga, und vor demselben befindet sich, wie in allen Buddhatempeln, ein Opfertisch, bestreut mit herrlich duftenden, stets sorgfältig erneuerten Blumen und aus einem Nebengemach erschallt eine ohrenzerreißende Bärenmusik. Die Wände nebst der Decke des Heiligthums sind mit baumwollenen, reich mit Gold und Silber durchwirkten Tüchern drapirt. An Festtagen entfalten die Buddhisten einen großen Prunk. Die Häuptlinge in ihrem weißen, bauschigen Gewande, mit einem gürtenden Goldreifen und großem altdeutschen Kragen, auf dem Haupte ein viereckiges Barett, mit Goldblumen auf weißem Grunde, nehmen sich dabei gar stattlich aus, eben so die prächtig aufgeputzten Elephanten.

Kane hatte Ceylon vorzugsweise besucht, um an den Vergnügungen der Jagd theilzunehmen. Die schöne Insel ist das Paradies der Jäger. In ihren stillen Wäldern und Dschungeln wimmelt es von Elephanten, Wildschweinen, Hirschen, Büffeln, Leoparden oder Tschita's, und es kann sich ein Jägersmann Jahre lang vergnügen, wenn er die damit verbundenen Unannehmlichkeiten nicht achtet. Zu letztern gehören die Schlangen, Moskito's und Tausendfüße, kleine Ungeheuer von 8 Zoll Länge, die den Leuten unter die Kleider kriechen und wie Wespen stechen, zwar nicht giftig, aber sehr lästig sind. Zecken — Dingerchen nicht größer als ein Sandkorn — sind eine fast eben so schlimme Plage. Ihr Biß giebt etwa die Empfindung, als würde man mit einer rothglühenden Nadel gestochen. In Sümpfen und halb ausgetrockneten Lachen sind die Blutegel sehr zu fürchten; eine kleine springende Art fällt hier, wie auf andern südasiatischen Inseln, häufig die Wanderer an und saugt ihnen Blut aus. Ein anderes lästiges Thier ist die Termite, welche in kurzer Zeit das Innere des stärksten Holzes herausnagt. Die Eingeborenen haben eine eigenthümliche Art, sie los zu werden. Sobald sie ein solches Termitenloch finden, gießen oder streichen sie etwas Süßes daran. Dies lockt die schwarzen



Prozession des heiligen Zahns des Buddha.

Ameisen an, zwischen denen und den Termiten seit unvordenklichen Zeiten Fehde besteht. Die schwarzen Ameisen kommen also und kosten von der Süßigkeit; gleichzeitig aber entdecken sie den Eingang zu der Wohnung ihrer Gegner. Augenblicklich bricht ein Detachement auf, um zu recognosciren. Im Verlauf des Tages kehrt es zurück, um einer Armee von schwarzen Ameisen, die sich viele Ellen weit hinzieht, als Führer zu dienen. Die ganze Streitmacht dringt ein und das Werk der Zerstörung beginnt. Die weiße Ameise ist vertheidigungslos und nach etwa einer Stunde ist keine mehr am Leben. Die schwarzen Sieger aber kehren heim und Jede trägt einen erschlagenen Feind als Beute mit sich. — All dieses Ungeziefer fürchtet der Eingeborene nicht; wenn aber kurz vor Tagesanbruch der Teufelsvogel seine langgezogenen Schmerzenstöne auf einem Baumgipfel hören läßt, bedeckt er sein Gesicht mit den Händen und schaudert vor Angst und Entsetzen; denn wer den Teufelsvogel hört, muß sterben. Zum Glück ist der Teufelsvogel eine Eule, die sich am Tage selten sehen läßt.

Dr. Kane hielt sich einige Zeit in den reichen Jagdrevieren auf; nach eingenommenem Frühstück unter freiem Himmel ging's hinein ins Walddickicht und dann wurde unter Mühen und Anstrengungen dem Wild nachgespürt. Seine Mittagsruhe hielt er ebenfalls gern im Freien unter dem Schatten einer Talipotpalme und dann brach er aufs Neue zur kühnen Jagd auf. Die Büffel- und Elephantenjagd ist offenbar am gefährlichsten. Der Büffel Ceylons hat den Umfang eines großen Ochsen, ist eben so stark, als schnell und gewandt in seinen Bewegungen, und sein fast ganz von Haar entblößtes Fell giebt ihm ein gummiartiges, widerwärtiges Aussehen. Er trägt den Kopf auf eigenthümliche Weise, die Hörner zurückgezogen und die Nase in gleicher Linie mit der Stirn vorgebeugt, so daß er sich dadurch vor einem Frontschuß sichert. Dies macht ihn zu einem gefährlichen Feinde; denn wenn man ihm auch ein paar Kugeln in die Brust und die Kehle sendet, so empfindet er dies kaum. Zum Blattschuß läßt er es selten kommen, weil er seinen Gegner fest im Auge behält. Kann er diesen fassen, so kennt seine Wuth keine Grenzen; dann stampft er ihn nieder und kniet auf ihm, bis er sicher ist, daß kein Leben mehr in ihm weilt. Könnte man ihn im Walde angreifen, so wäre es leicht, sich zu decken; aber man kann nur zum Schuß auf ihn kommen, wenn man ihn in der Ebene von einem einzelnen Baume aus angreift. Dann zieht er sich scheinbar feige zurück, aber er thut es nur, um den Feind zur Verfolgung zu locken, und glückt ihm dies, so wird er der Angreifende.

Das Königswild auf Ceylon aber ist der Elephant, der hier in ungeheurer Menge lebt. Er steht zwar dem afrikanischen an Werth nach, weil er selten lange Zähne hat, indessen ist es immer ein Fest für den Jäger, wenn er auf eine Herde von Elephanten stößt, die ruhig in hohem Grase weiden. „Wir erblickten eine Herde solcher wandelnder Fleischgebirge", berichtet der Engländer Baker über eine solche Jagd. „Eine halbe Stunde hielten wir uns hinter Bäumen versteckt, um den gewaltigen Thieren zuzusehen, die sich namentlich im Wasser sehr zu amüsiren schienen. Dann schickten wir einige Eingeborene auf einem Umwege in die Flanke der Feinde, damit sie dort schrieen, die Thiere erschreckten und nach einer Stelle hintrieben, wo die Jäger schußfertig warteten. Dem Geschrei der Einge-

borenen folgte in der That bald ein gewaltiges Geplansch im Wasser, denn die ganze Herde stürzte sich hinein. Unsere Jäger waren jagdselig, die Eingeborenen aber sahen gar nichts Angenehmes bei der Sache und kletterten vor Angst auf die Bäume; wir dagegen warteten blutdürstig. Die Elephanten kamen näher und näher und spritzten das Wasser in Schaumwolken umher; aber als sie kaum noch zwanzig Schritt von den Jägern entfernt waren, bemerkten sie die Eingeborenen, die in ihrer Angst bis zu den höchsten Gipfeln der Bäume geklettert waren, und kehrten sofort um. Es blieb uns nun weiter nichts übrig als um den Teich herumzugehen, weil wir glaubten, die Thiere würden an einer günstigen Stelle wieder in das Dickicht einzubrechen versuchen. Und so geschah es. Kaum hatte ich Zeit gehabt, mich hinter einem Baume zu verstecken, als die Herde in dem Wasser herantrabte. Ehe ich aber schießen konnte, hatten mich die Elephanten bemerkt und zerstreuten sich nach allen Seiten hin. Aus Verzweiflung sandte ich dem Letzten aus ziemlicher Entfernung eine Kugel nach und zu meiner Freude hörte ich, daß einer der ältesten Führer der Herde gellend trompetete und mit gespitzten Ohren den Kopf hin und her wiegte. Ich wußte, daß dies Kampflust bedeutete, schrie nur um so gewaltiger und lief um so rascher nach. Vierzig Ellen weit war ich noch von meiner zu hoffenden Beute entfernt, das Dickicht aber nahe. Es blieb mir also kaum eine andere Hoffnung, als daß der eine erzürnte Elephant umkehren und mich angreifen werde. Dies geschah aber nicht und die Elephanten erreichten das Dickicht. Ich sollte indeß nicht lange über meine getäuschte Erwartung mich betrüben, denn der mit den gespitzten Ohren hatte offenbar nur die Andern in Sicherheit bringen wollen; als dies geschehen war, kam er kampfbegierig wieder allein heraus. Das ist sehr dumm von ihm, sagte ich und hatte insofern Recht, daß ich ihn auf den ersten Schuß niederstreckte. Fast in demselben Augenblicke hörte ich ein fürchterliches Gebrüll hinter mir. Ich lud so rasch als möglich meine Büchse wieder und eilte an Ort und Stelle. Statt der Herde aber, die ich erwartet hatte, erblickte ich nur einen jungen etwa vier Fuß hohen Elephanten, der mit der Unbedachtsamkeit der Jugend sofort angreifen wollte. Ich legte, zum Entsetzen der zuschauenden Eingeborenen, meine Büchse aus der Hand und als der Elephant in jugendlicher Verblendung heranrannte, sprang ich rasch bei Seite und faßte ihn am Schwanze. Nun folgte eine komische Scene. Der junge Elephant lief weiter und weiter mit mir, ohne mich zu fühlen. Ich rief den Eingeborenen zu, sie möchten rasch Stricke bringen, um sie dem Elephanten um die Beine werfen zu können, aber sie fürchteten sich zu sehr. Nur ein paar Jagdgehülfen sprangen herbei und faßten den Schwanz mit, was aber nichts half, denn der Elephant zog uns alle drei nach, als fühle er uns nicht, und lief mit uns fort wie eine Dampfmaschine mit einem leeren Eisenbahnwagen. Wir mußten ihn endlich laufen lassen, weil uns der Athem ausging. Erzürnt wendete ich mich nun an Einen der Eingeborenen und schalt ihn wegen seiner Feigheit aus; aber das machte den Schaden nicht wieder gut." — Auf Ceylon ist es gewöhnlich, auf den Elephanten aus keiner größern Entfernung als acht bis zehn Schritt zu feuern und zwar stets nach dem Gehirn durch die Augen und Ohrenöffnungen. Der Elephantenjäger Baker überzeugte sich indessen, daß das

Gehirn des Elephanten auch aus größerer Entfernung zu erreichen sei. Eines Tages ging er durch Gebüsch und bemerkte da plötzlich, daß der Wipfel eines jungen Baumes, etwa von der Stärke eines Schenkels, sich stark bewegte. Als er die Sache untersuchte, erblickte er einen Elephanten, der eben die Rinde von dem Baume abschälte, soweit er mit dem Rüssel reichen konnte. Es war keine Zeit zu verlieren, denn im nächsten Augenblicke mußte der Elephant ihn sehen. Er griff also nach seiner Büchse und schoß nach oben zu durch das Maul des Thieres. Die Kugel hatte zwei Fuß weit durch Knochen und zähe Haut zu gehen, aber die Büchse „biß scharf" und der Elephant stürzte todt nieder.

Die Jäger schießen die Elephanten nur zu ihrem Vergnügen oder um der zu großen Vermehrung dieser Thiere Einhalt zu thun. Den Eingeborenen liegt aber oft daran, die Elephanten lebendig zu fangen, und in diesem Falle verfahren sie auf folgende Weise. Wenn sie grasende Elephanten an einer Stelle bemerken, so nähern sie sich ihnen unbemerkt, und legen an einem geeigneten Orte verborgene Schlingen auf solche Weise, daß das darüber hinlaufende Thier sich mit den Füßen darin fangen muß. Sobald die Schlingen gelegt und durch Seile an einem starken Baum befestigt sind, ziehen sich die Eingeborenen zurück. Hat sich ein Elephant gefangen, so beginnt er, mit Aufwendung seiner ganzen Riesenkraft, sich frei zu machen; doch die Schlingen sind dehnbar und zerreißen nicht, und je mehr er nach Befreiung ringt, desto mehr verwickelt er sich in die Seile. Ist er endlich hinreichend ermüdet, dann naht man sich ihm mit andern Schlingen, um damit seinen Rüssel zu umschließen und denselben an die Vorderbeine zu befestigen. (Siehe die Abbildung S. 85.) Ist das gelungen, so ist der Riese seiner Freiheit sicher beraubt; mit Jubelgeschrei wird er ins Dorf getrieben, wenn man es treiben nennen kann, denn das gefangene Thier bewegt sich nur von der Stelle, wenn es gereizt oder erschreckt wird, in welchem Falle es auf den zugeht, der es reizt. Im Dorfe angekommen, wird der arme Gefangene an einen Baum festgebunden, damit nun der Zähmungsprozeß beginne. Den ersten Tag läßt man ihn hungern, den zweiten Tag naht man ihm mit Schmeicheln und Liebkosungen und am dritten Tage läßt er sich gewöhnlich schon von einem Reiter besteigen. Später kann man ihn der Fesseln ganz entledigen, ohne Gefahr vor ihm fürchten zu müssen.

Auf diese Weise fängt man jedoch immer nur einzelne Thiere. Zuweilen stellt man aber auch große Treibjagden an, bei denen man 50 bis 60 Stück auf einmal zu Gefangenen macht. Zu einer solchen Jagd gehören natürlich sehr viel Menschen. Ist sie beschlossen, dann werden zunächst mehrere Männer als Kundschafter in die Wälder gesandt, um einen Ort auszuspähen, wo sich eine Elephantenherde eben aufhält. Ist ein solches Revier gefunden, dann wird der Befehl erlassen, daß alle Einwohner des Distrikts den betreffenden Wald mit Feuern umringen, die auf transportablen Herden brennen und gegen 4 Fuß hoch sind. Diese Feuer brennen so lange, als die Jagd dauert. Sie bilden einen großen Kreis, in welchem sie anfänglich gegen 100 Schritt von einander entfernt sind; bei weiterem Vordringen wird aber der Kreis immer kleiner und die Feuer kommen natürlich näher zusammen, zuletzt bis auf 10 Schritt. Bei einer solchen Jagd, der Mstr. Cordiner beiwohnte, ward die Einschließung gegen 7 deutsche

Elephantenfang auf Ceylon.

Meilen von dem Standquartier der Elephanten begonnen, und gegen 3000 Menschen unterhielten 2 Monate lang die Feuer. Sobald man sich der Mitte sehr genähert hat, beginnen die Elephanten unruhig zu werden, und es bedarf großer Wachsamkeit, um ihre Flucht zu verhindern. Gewöhnlich dringt man täglich gegen 1 Meile vor und dem entsprechend rücken die Feuer näher zu einander.

Doch verlassen wir nun das liebliche Inselland mit unserm Kane, den die inzwischen erfolgte Ankunft des Commissars Cushing wieder auf die Fregatte Brandywine rief, welche ihre Fahrt weiter nach China fortsetzte. Es war im Juli 1844, als sie in die Mündung des Kantons oder Perlflusses, die sich in die Bai Bocca Tigris erweitert, einliefen. Letztere ist mit meist kahlen und unfruchtbaren Inseln besät, die ein Gewirr von Kanälen bilden, in denen, gleichwie in den Buchten, Seeräuber lauern, die mit ihren starken, schnellsegelnden und wohlbemannten Fahrzeugen die ganze Gegend umher unsicher machen. Besonders berüchtigt sind mehrere felsige, von allem Baumwuchs entblößte Inseln, die den Namen der Ladronen führen. An diesen Inseln vorbei führt die Straße, ein enges Fahrwasser, nach Hongkong, der größten Insel der Bai. Ihr gegenüber, auf der andern Seite der Bai liegt die portugiesische Niederlassung Makao und nicht weit davon die goldene Insel. In den Hafen von Makao lief unsere Fregatte ein, denn in Makao sollten die Unterhandlungen zwischen den Nordamerikanern und den Chinesen gepflogen werden.

Ansicht von Manila.

VI. Luzon.

Die Bevölkerung von Luzon. — Manila. — Cigarrenfabrikation. — Sitten der Einwohner. — Wälder und Schlangen. — Hahnenkämpfe. — Prozessionen. — Der Vulkan Taal. — Kane's Abenteuer in demselben. — Der Vulkan Mayon. — Mineralreichthum Luzons. — Klima der Insel. — Das Bambusrohr. — Vegetation. — Die Spanier auf Luzon. — Die Indianer. — Heirathsgebräuche. — Religiöse Ansichten. — Die Tinguianen. — Das Siegesmahl. — Sitten der Tinguianen. — Die Igorroten. — Die Negrito's. — Jagden am Charfreitag.

Während die amerikanische Gesandtschaft mit den Chinesen unterhandelte, führte Kane eine höchst interessante Forscherreise aus. Der langsame Gang der Geschäfte, hervorgerufen durch die Umständlichkeit und Förmlichkeit der Chinesen, nöthigte die Amerikaner, gegen 7 Monate in Makao zu verweilen; diese kostbare Zeit wollte Kane nicht ungenützt vorübergehen lassen und beschloß daher einen Ausflug nach den wenig bekannten Inseln der Philippinen. Da er jetzt nicht mehr als Wundarzt der Fregatte, sondern als Arzt der Gesandtschaft diente, so suchte er bei Cushing Urlaub nach, der ihm auch gegen Besorgung eines Stellvertreters gewährt wurde, und gleich darauf ging er an die Ausführung seines Planes. Daß er sich schon in seiner Heimat mit dem Gedanken beschäftigt hatte, diese Inseln zu erforschen, entnehmen wir leicht aus seinen Vorkehrungen, die er zum Behuf der Realisirung dieses Vorhabens getroffen. Dahin gehören die Em-

pfehlungsbriefe seines Freundes, des Bischofs Kenrick in Philadelphia, und des Erzbischofs Eccleston in Baltimore an den Erzbischof von Manila, ferner die der päpstlichen Gesandten von Spanien, Portugal und Frankreich, sowie auch die Recommandation durch Herrn G. Russel in Boston an seine Geschäftsfreunde in Manila und die Briefe verschiedener Missionsgesellschaften an ihre Boten auf Luzon.

Ohne besondere Fährlichkeiten erreichte Kane Luzon, die größte Insel der Gruppe der Philippinen, und steuerte der Hauptstadt derselben, Manila, zu. Hier landete er (im Jahre 1844) und durchforschte von da aus die Insel, indem er in Begleitung des preußischen Barons Loë quer über dieselbe hin reiste, bis an die Küste der Südsee, an die „Friedensküste". — Ein Meer von Häusern leuchtet aus tropischem Laubwerk hervor, überragt von der Citadelle, welche die eigentliche Stadt und die Vorstadt (Binondoc) beherrscht. Unter den zahlreichen Schiffen im freundlichen Hafen ziehen die kleinen Fahrzeuge der Eingeborenen die Aufmerksamkeit des Ankommenden am meisten auf sich. Siehe da die kleinen bedeckten Boote, Viroguen genannt, und bewundere, wie sie von den Inhabern mittelst der seltsam gestalteten flachen Ruder bewegt werden! Noch sonderbarer sehen die Fischerbarken aus, von denen uns das Anfangsbild dieses Abschnittes eine deutliche Vorstellung verschafft. Erwartungsvoll betreten wir die liebliche Insel, die an Fruchtbarkeit mit Cuba in Central-Amerika wetteifert und auch wie diese unter der Herrschaft der Spanier steht. Wir betreten eine Stadt von bedeutendem Umfange, in welcher an 150,000 Menschen leben, von denen nur der zehnte Theil Spanier und Kreolen sind, während die übrigen Einwohner zu den Tagalen, Mestizen und Chinesen gehören. Schon der erste Blick offenbart uns die Buntscheckigkeit der Bevölkerung, die sich im Laufe der Zeit hier gebildet hat. Nach welchem Rezept? Nun man nehme eine Anzahl Indianer von verschiedener Hautschattirung, vom tiefsten Schwarz bis zu Blaßbraun; vermische sie mit einer Schiffsladung stolzer, denkender Spanier; werfe einige Tausend thätige, schlaue, dürre, berechnende Chinesen darunter, rühre sie ein paar Jahrhunderte lang untereinander, vermische sie wol, würze sie von Zeit zu Zeit mit einigen Franzosen, Engländern und polynesischen Seeräubern, und das Resultat wird die Bevölkerung sein, die man in Manila und auf der ganzen Insel findet. Sieh dort den Stutzer in glänzenden Lackstiefeln stolzieren, im modernen schwarzen Hut und schwarzen Beinkleidern, darüber aber ein weißes Hemd, das meist aus Pinazeug besteht, d. i. ein feines Gewebe aus den glänzend weißen Fasern verschiedener Blätter, das mit Streifen und Blumen bunt ausgeputzt ist. Daneben wandert ein indischer Mestize, auf dem Haupt einen weißen Strohhut oder einen chinesischen Hut (Salacot), am Halse mit einem Rosenkranz von Korallen geschmückt, auf der Schulter ein gesticktes sogenanntes Ananastuch, sowie um den Oberleib mit einem Hemd von sogenanntem Ananasgarn und roher Seide geziert. Wie selbstgefällig blickt er auf seine farbigen seidenen Hosen, die ein gestickter Gürtel von chinesischem rothen Crep festhält! Daß die Füße nackt in Schuhen von europäischer Form stecken, will uns allerdings nicht recht als schön vorkommen. Männer in Jacken, Röcken oder Fracks suchen wir vergebens, dagegen vermissen wir fast an keinem

Menschenhalse den Rosenkranz, entweder aus Korallen oder aus Goldperlen. Unter den Damen sind es wiederum die Mestizen, deren Kostüm uns am fremdartigsten erscheint. Das lange, weiche und glänzende Haar ist von der Stirn zurückgestrichen und wird hinten durch eine goldene Brosche festgehalten. Ueber den Kopf hängt, das Gesicht ausgenommen, ein überaus feines Tuch von sogenanntem Ananaszwirn (aus einer Pandang- und einer Bananen-Art gefertigt), das feiner ist, als unser feinster Battist; den Hals schmückt ein Rosenkranz von rothen Korallen, welchen eine goldene Medaille zusammenhält, während ein glänzendweißes Ananashemdchen (camisa) den Oberkörper umhüllt. Ein prächtiger breiter Gürtel von bunter Seide hält den buntgestreiften und in den glänzendsten Farben strahlenden Rock (saya) fest, während die kleinen nackten Füße in einem paar Pantöffelchen stecken, die nur die Zehen bedecken. Weder Häubchen noch Hut begegnen unsern Blicken, das reiche Haar gewährt ausreichenden Schutz gegen die Ungunst des Wetters. Der Bau des Körpers ist nicht unangenehm; Hände und Füße sind zierlich geformt und die warme dunkle Farbe verleiht ihnen einen ansprechenden Ausdruck. Nur durch Eins verderben sie die ihnen angeborenen Vorzüge, nämlich durch das Tabakrauchen, durch häufiges Ausspucken und durch das im Orient nun einmal unvermeidliche Kauen des Betel. Es macht in der That einen widerlichen Eindruck, wenn wir die an sich nicht unschönen Mädchen und Frauen mit der Cigarre im Munde einherschreiten und große Rauchwolken blasen sehen; noch unangenehmer wirkt das Kauen der Arekanuß, eingehüllt in die Blätter der Betelpfefferrebe, die mit einem Kalküberzuge versehen und hier buyo genannt werden; Zahnfleisch und Mundhöhle erhalten dadurch eine tiefrothe, entzündlich aussehende Färbung.

Trachten der Eingeborenen auf Luzon.

Freilich ist die Versuchung zum Tabakrauchen hier auch stärker, als irgendwo; denn hier werden ja die beliebten Manila-Cigarren verfertigt. Lenken wir unsern Schritt in die Vorstadt, die Stadt der Industriellen, „Binondoc" genannt,

so können wir die große Cigarrenfabrik in Augenschein nehmen, in welcher Jahr aus Jahr ein 15 bis 20 Tausend Menschen weiter Nichts machen, als Cigarren anfertigen. Die Manila-Cigarren haben einen eigenthümlichen Geschmack, der sich von dem aller andern unterscheidet. Der Tabak, den man dazu verwendet, hat eine schwach schlaferregende Eigenschaft, nach welcher Viele vermuthen, es werde Opium zu der Bereitung verwendet. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Wenn wir die Fabrik betreten, so sehen wir eine Unzahl von Mädchen und Frauen eifrig mit Herstellung von Cigarren beschäftigt. Jeder Saal enthält etwa 1000 Arbeiterinnen, die alle in indianischer Weise um Tische her kauern, an deren jedem eine alte Frau den Vorsitz und zugleich die Aufsicht über die Jüngern führt. Eine Jede bekommt eine gewisse Quantität Tabak, welche sie in einer bestimmten Anzahl von Cigarren zurückgeben muß, so daß die Größe derselben immer gleichbleibt. An andern Orten sind sehr viele Männer mit Verfertigung von Cigarrillos (kleinen Cigarren) beschäftigt, die statt des Deckblattes in Papier gehüllt sind. Diese Papiercigarren werden von den Indianern geraucht. — In demselben Stadttheile finden wir auch den chinesischen Bazar, das ist ein großes, weitläufiges Gebäude, abgetheilt in eine große Anzahl kleiner Boutiken, in welchen chinesische Kaufleute allerlei Waaren feil bieten, die sie auf ihren Dschunken von China hereinführen. Den ganzen Tag über strömt hier die feine Welt von Laden zu Laden, um Alles zu besehen und oft nur wenig zu kaufen, wobei die Geduld des Chinamannes auf die härteste Probe gestellt wird, die er denn auch immer besteht. Der Chinese ist ein geborener Handelsmann, und weder die Spanier noch Mestizen können mit ihm im Handel konkurriren. Er füllt sein Verkaufslokal zum Ueberströmen mit allerlei Waaren an, begnügt sich mit unsäglich kleinem Gewinne und schläft sogar Nachts in der kleinen Bude, um Kosten zu sparen. Freilich macht man auch bald die Erfahrung, daß man dem Chinesen nicht weiter trauen darf, als man aufmerksam sieht. Er ist schlau wie ein Fuchs, und darum gilt es für einen Beweis von außerordentlicher Klugheit, einen Chinesen zu überlisten oder zu betrügen.

Trachten auf Luzon.

An den Wohnhäusern und überhaupt allen Gebäuden fällt uns auf, daß sie nur ein Stock hoch sind. Diese allgemeine Sitte hat ihren bestimmten Grund darin, daß die Insel Luzon nicht selten Erdbeben sowie heftigen Stürmen ausgesetzt ist. Ueberhaupt machen die Häuser nach ihrer Außenseite keinen besonderen Eindruck; die an den Wänden entlang laufende Gallerie ist das Schönste und Interessanteste dabei, sowie die großen Schiebefenster, deren Scheiben von dünner Perlmutter gemacht sind, welche wol dem Licht Eingang ins Zimmer ver-

stattet, aber weniger der Hitze. Um so prächtiger ist es im Innern der Wohnungen der wohlhabenden Leute. Da strotzt es von kostbaren chinesischen Vasen, herrlichen japanesischen Geschirren, von Gold und Silber und Seide; es überrascht uns ein blendender Glanz, wenn wir in eine solche Wohnung eintreten. Die schönsten Gebäude ziehen sich am Ufer des Pasigflusses hin, welcher die offene Stadt von der Festung trennt; da besitzt auch jeder Hauseigenthümer noch ein Badehaus, aus Bambus in den Fluß gebaut, worin sich die Einwohner mehrere Male des Tages durch ein erfrischendes Bad erquicken. Der Fluß selbst wimmelt von Gondeln und Piroguen, die theils hinaus nach dem Hafen, theils in andere Stadttheile lustig auf der glatten Fläche dahingleiten. Dort hat sich eine Gesellschaft zu einer „Piroguen-Partie" zusammengethan; sie segelt den Fluß hinauf und läßt die entzückenden Landschaftsbilder der malerischen Ufer an sich vorübergleiten; bald tauchen dichte Gruppen von Bambus und Talipotpalmen auf, bald erheben sich herrliche Mangobäume und stattliche Pisangs; dann gleiten sie wieder an grünen Hügeln vorüber, auf denen unter einem glänzend blauen Himmel Nipa-Hütten stehen, sogenannt nach der Bedachung von Nipa d. i., aus den Blättern der Nipa-Palme, derselben, aus welcher die Chinesen ihre Regenmäntel machen. Die schönste Zierde im Innern der Wohnungen Manila's aber ist die unbegrenzte Gastfreundschaft, die jeder Eintretende daselbst findet. Man kann ohne Weiteres in jedes beliebige Haus gehen, und mit den übertriebensten Höflichkeitsausdrücken wird Alles und Jedes darin sogleich zur Verfügung des Fremden gestellt. Die freundlichen Leute halten es für ein Vergnügen und schätzen es sich zur Ehre, Erfrischungen vorzusetzen, und so beeilen sie sich denn, kühlende Getränke, Betelnüsse und Cigarren zu bringen, bevor man noch einen Wunsch nach dergleichen Dingen bemerkbar gemacht hat. Jeder anständig gekleidete Fremde, der an einem Hause vorübergeht, in welchem man Musik macht und tanzt, darf eintreten und Antheil nehmen; er ist herzlich willkommen. Die Damen in Manila sind die vortrefflichsten Tänzerinnen; sie den spanischen Fandango und Bolero tanzen zu sehen, ist ein wirklich schöner Anblick.

Einen eigenthümlichen Eindruck gewähren die Marktscenen, die sich gegen Abend entwickeln. Nach Sonnenuntergang füllen sich die Plätze mit Kauflustigen, die Reis, Fische, Obst und Fleisch einhandeln, wobei der rothe Schein der Fackeln in malerischer Weise die blitzenden Augen, die dunkelfarbigen Gesichter und das lange Haar der wildaussehenden Männer beleuchtet, welche sich in ihrem dunkelblauen Anzuge umherbewegen oder an ihrem Verkaufsstande stehen. Hat es geregnet, so werden Frösche in ungeheurer Menge auf dem Markte ausgeboten; man fängt sie in dem Graben, der um die Stadtmauer gezogen ist, und sie sind dann zart, fett und, wie man sagt, ein ganz besonders gutes Essen, dem auch der Europäer bald Geschmack abgewinnt. Auch sollen die Fledermäuse ein vortreffliches Gericht geben. Manche Reisende erzählen von Eidechsenbraten und Fledermauspasteten als von einer außerordentlichen Delikatesse. Auch Kane soll mehrmals erklärt haben, nächst den Ratten, die mit Getreide fett gemacht worden, wären die Fledermäuse von Luzon das Beste und Schmackhafteste, das er in der Welt gegessen zu haben sich erinnere.

Thierkampf im Urwald auf Luzon.

Zu Kutzner's „Aus vier Welttheilen". Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Bei Weitem die Meisten der Manilaner sehen wir zu Pferde, denn es kostet hier wenig, Pferde zu halten, und deshalb sieht man auf hübsche Pferde und Wagen; überdies drängt auch das Klima zu dieser Bequemlichkeit hin; denn die Sonnenglut macht es, namentlich den Fremden, am Tage fast unmöglich, eine bedeutende Strecke zu gehen. Sonst ist für Bequemlichkeit der Fußgänger hinreichend gesorgt; zu beiden Seiten der Straßen ziehen sich breite Trottoirs aus Granitplatten, von China herbeigeschafft, hin, während die Straße selbst nicht gepflastert, sondern nur mit Gesteinen chaussirt ist, weil die Einwohner das Straßengerassel unerträglich finden. Erst nach Sonnenuntergang wogt Alles theils zu Wagen, theils zu Fuß hinaus auf die „Calyada", die Promenade, um sich an der kühlen Seeluft zu erquicken. Die Nacht in Manila ist aber auch in der That ein wahrer Hochgenuß. Eine kühle, köstliche Luft, die von der See herweht, folgt der erdrückenden und lähmenden tropischen Hitze des Tages. Fast regelmäßig ist sie aber auch mit Elektricität angefüllt, und das Auge wird dann geblendet durch das helle Licht der Blitze, die über den Himmel zucken. In den Wäldern der Umgebung dagegen, ja überall, wo ein Baum seine Krone entfaltet, funkelt, blitzt und glüht es ohne Unterbrechung von leuchtenden Insekten, deren Glanz sich nicht beschreiben läßt. Freilich gesellen sich zu diesen unschuldigen Thierchen auch viele weniger ergötzliche Gestalten. In den Flüssen und Teichen lauern Kaimans auf ihre Beute und in den Wäldern würgt die Boa ihre Opfer. Es ist gar nicht selten in den Wäldern Luzons, ein Schwein einige Minuten lang ganz jämmerlich schreien zu hören; geht man in die Nähe, um zu sehen, was es giebt, so wird man vielleicht Zeuge eines Vorganges, der grauenhaft, aber doch zugleich auch komisch ist. Man sieht nämlich, daß eine Boa mit dem obern Theile ihres Körpers an einem Baumaste hängt, den untern aber um ein Schwein festgeschlungen hat, und dasselbe in dieser Weise emporzieht. Man kann dann die Boa leicht schießen und erhält dann zweierlei Beute auf einen Schuß. Der gewaltige englische Nimrod Gordon Cumming pflegte eine erlegte Schlange sich als eine Art Cravatte um den Hals zu schlingen; das thut man auf Luzon allerdings nicht; aber man windet da wol eine Schlange mit dem Schwanze an den einen Baum, den Kopf aber an einen andern an, und zieht sie in dieser Weise straff, bis sie hart wird, wie ein Eisenstab, worauf sich die Haut sehr leicht abziehen läßt. —

Was ist das für eine Gestalt, die dort so eilig mit einem schönen Hahne unter dem Arme die Straße entlang eilt? Es ist ein Eingeborener, der den nächsten Hahnenkampfplatz aufsucht; denn Hahnenkämpfe bilden eine Hauptunterhaltung der Bewohner Manila's sowie Luzons und der übrigen Philippinen überhaupt. Ja man sieht die Kämpfe nicht blos für ein Vergnügen an, sondern betrachtet sie als ein ernstes wichtiges Geschäft. Ernste Männer, Kaufleute, Schiffseigenthümer, Pflanzer, Spanier, Chinesen und andere Fremde kommen in den Arena's zusammen, um den Hahnenkämpfen zuzusehen, wie man bei uns etwa in das Theater oder in ein Concert geht. Gute Kampfhähne werden mit 500 bis 1000 Dollars bezahlt, und es kommt gar nicht selten vor, daß 5000 bis 7000 Dollars auf einen Kampf gewettet werden. Und in der That ist das Schauspiel

ein sehr interessantes, wenn sich auch unser sittliches Gefühl dagegen als gegen eine Thierquälerei mit Recht empört. Zwei wohl gepflegte und zum Kampf zugerichtete Hähne erscheinen auf der Bühne, an den Füßen mit langen, scharfen stählernen Sporen bewaffnet. In stolzer Haltung stehen sie einander gegenüber, den Kopf tragen sie hoch, die Seiten schlagen sie zornmüthig mit den schillernden Flügeln, während sie einander mit heldenmüthigem Blick mustern. Langsam und bedächtig heben sie ihre bespornten Füße auf, als wollten sie ihre Waffen vor dem entscheidenden Schritte noch einmal mustern. Der Kampfesmuth steigt höher und höher und plötzlich kommt er zum Ausbruch; wie auf einen Commandoruf stoßen sie urplötzlich heftig aufeinander und bringen sich mit ihren scharfen Waffen fürchterliche Wunden bei, aus denen das Blut herabtrieft. Das aber macht sie noch wüthender, mit erneuerter Kraftanstrengung fallen sie über einander her und ruhen nicht eher, als bis einer von ihnen todt auf der Bühne liegen bleibt, oder davon läuft. Damit endet dann der Kampf. Die Eingeborenen schauen mit wildem Feuer in ihren Augen dem Schlachten zu; es rührt sich Nichts, kein Laut wird vernehmbar; mit stierem Blick verfolgen sie die Situationen des Kampfes bis in die kleinsten Details hinein. Aus dem großen Interesse für diese Kampfspiele erklärt sich die außerordentliche Fürsorge für die Zucht und Zurichtung guter Kampfhähne; man giebt sich diesem Geschäft mit einer Sorgfalt hin, wie in England der Abrichtung der Rennpferde; ja man schenkt den Hähnen fast mehr Aufmerksamkeit, als den Kindern im Hause. Nicht wenige Indianer verdienen sich ihren Lebensunterhalt durch die Zucht und Abrichtung der Kampfhähne. Es gehört überhaupt nicht viel dazu, um auf Luzon und in Manila bequem leben zu können, weshalb angestrengte Thätigkeit hier nicht zu Hause ist. Selbst der schlichteste Tagelöhner erwirbt sich mit leichter Mühe täglich seine 10 Sgr., ein Sümmchen, das hinreicht, den Lebensunterhalt für mehrere Tage zu bestreiten. Daher arbeitet denn auch der Kuli, wenn er keine Familie hat, höchstens nur zwei bis drei Tage in der Woche; der Verdienst reicht dann hin, um die Bedürfnisse für die übrigen Tage zu bestreiten. Die freie Zeit bringt er dann mit Schwatzen und Abrichten der Kampfhähne, wozu noch das Kauen der Betelnuß und das Rauchen von Papiercigarren und schließlich das süße Nichtsthun kommt.

Die Prozessionen in Manila entfalten einen ganz außerordentlichen Glanz; gewöhnlich finden sie nach Sonnenuntergang bei Fackelbeleuchtung statt, zuweilen aber auch am hellen Tage. Der größte Pomp zeichnet die Frohnleichnamsprozession aus. An diesem Festtage ertönen schon um 10 Uhr Morgens die Glocken aller Kirchen und verkünden den Beginn des frommen Zuges. Die Eingeborenen haben sich bis auf 10 Meilen aus der Umgebung der Stadt eingefunden, erfüllen die Straßen und schauen zu Tausenden dem glänzenden Schauspiele zu. Die Straßen, durch welche die Prozession sich bewegen soll, sind mit Zelten besetzt, die man mit dem schönsten chinesischen Damast behangen hat. In größern Zwischenräumen sind Altäre aufgerichtet, welche von kostbaren Draperien, aus Silber, Gold, Seide und andern Stoffen gefertigt, strotzen und durch herrliche tropische Gewächse noch mehr an festlichem Schmuck gewinnen. Die Besatzung

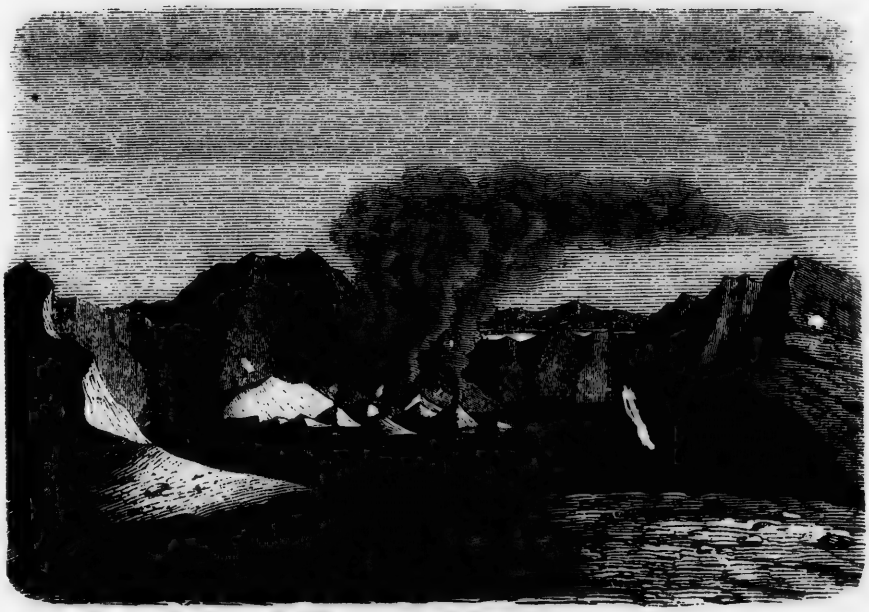
Eingeborene von Manila mit Kampfhähnen.

der Festung ist in Parade-Uniform aufmarschirt und bildet die Straßen entlang ein Spalier, durch welches sich der Zug bewegt. An der Spitze der Prozession gehen die verschiedenen Arten von Mönchen, als Dominikaner, Franziskaner, Augustiner, Barfüßer u. A., dann folgen die Geistlichkeit und andere Personen, die allesammt Kerzen in der Hand tragen; in ihrer Mitte befindet sich ein Musikkorps, das kirchliche Musiken vorträgt. Daran schließt sich der Erzbischof im prächtigen Amtsschmuck unter einem Baldachin dahinschreitend, worauf sich der Gouverneur und die hohen Beamten dem Zuge anreihen. Während die Prozession in feierlichem Schritt die Straßen durchzieht, werden Hymnen gesungen, die Artillerie löst Kanonen, und von den unzähligen Zuschauern in den Wohnungen strömt ein unaufhörlicher Blumenregen herab. Jedesmal, wenn der Erzbischof an die Spitze eines Bataillons kommt, neigt der Fahnenträger die Fahne zur Erde und der Prälat tritt alsdann mit seinem Fuße darauf, um anzudeuten, daß die irdische Macht sich vor dem allmächtigen Gott beugen soll, als dessen Repräsentant in diesem Augenblicke der Kirchenoberst zu betrachten ist. Wenn endlich

der Zug in die Kathedrale zurückgekehrt ist, dann treten die Militärspaliere zu einem Festmarsch zusammen und geben so dem pomphaften Aufzuge einen würdigen Schluß.

Noch imposanter ist die nächtliche Prozession in der Charwoche, namentlich am Mittwoch, Donnerstag und Freitag dieser der Erinnerung an die Leiden des Erlösers gewidmeten Woche. In diesen Tagen herrscht eine erhebende Ruhe und Stille in den sonst von Menschengetümmel erfüllten Straßen; es dürfen sich weder Wagen noch Pferde auf denselben zeigen und Niemand darf anders als zu Fuß erscheinen. Der Anblick einer solchen still einhergehenden Menschenmenge macht einen tiefen Eindruck auf den Zuschauer. Wenn Abends die Vesperglocke ertönt, dann wird auch in den Häusern jede Arbeit eingestellt; die Fußwanderer, die Fahrenden und Reitenden, wo sie sich auch außerhalb der Stadt befinden mögen, halten plötzlich an, um während des Läutens zu beten. Nun setzt sich auch die Prozession in Bewegung; die Geistlichkeit, in zwei Reihen geordnet und mit brennenden Kerzen in der Hand, bildet die Spitze des Zuges; innerhalb der Spaliere aber werden mehrere Figuren gefahren oder getragen, welche heilige Personen in natürlicher Größe darstellen. Zuerst wird der Tod, durch ein Skelett versinnbildlicht, dahingetragen; dann folgt der heilige Petrus, dann der am Oelberge betende Herr, später der ans Kreuz geschlagene Erlöser, ferner ein Bild, das die Geißelung, ein anderes, das die Krönung mit der Dornenkrone, und endlich noch ein anderes, Christum darstellend, wie er das Kreuz trägt und von seinen Henkern umgeben ist. Daran schließen sich die Bilder der heiligen Veronika, der Salome, der Maria Magdalena, des heiligen Johannes und endlich der Jungfrau Maria in großer Trauer. Alle diese Heiligen sind außerordentlich reich bekleidet und geschmückt mit Edelsteinen und Diamanten. Jeder Heilige besitzt nämlich eine eigene Ausstattung und ein eigenes Schatzkästlein von großem Werthe; jeder von ihnen hat seine Ehrendame, die aus den angesehensten Familien Manila's gewählt wird, und diese Damen haben die Aufgabe, für die Ausschmückung des ihrem Schutz anvertrauten Heiligen zu sorgen. Da sucht denn die Eine die Andere zu überbieten und so kommt es, daß die Bilder in außerordentlicher Pracht erscheinen. Während des festlichen Zuges herrscht die schönste Ordnung, es ertönen heilige Harmonien und Gesänge, und die unzähligen Lichtflammen verbreiten über das Ganze eine so magische Helligkeit, daß der Theilnehmer wie der Beobachter unwillkürlich zu frommer Andacht gestimmt wird.

In den Provinzen der Insel hält man wol auch Prozessionen ab, aber wegen Mangel an Mitteln fallen sie meist sehr kümmerlich, oft auch sehr seltsam, fast komisch aus. In Ermangelung von Heiligenbildern läßt man nämlich die Heiligen durch Eingeborene darstellen und den Hahn des Petrus durch einen guten Kampfhahn. Noch wunderlicher ist der Zug im Marktflecken Paquil, welcher das heilige Grab des Herrn zur Schau herumführt; vor demselben schreiten nämlich zwei Eingeborene einher, von denen der eine den heiligen Michael, der andere aber den Teufel vorstellt. Während der ganzen Prozession haben nun diese beiden Leute die Aufgabe, sich mit einander zu streiten und zu zanken, wobei aber der heilige Michael stets Sieger bleiben muß. Außerdem wohnen hier der Pro-



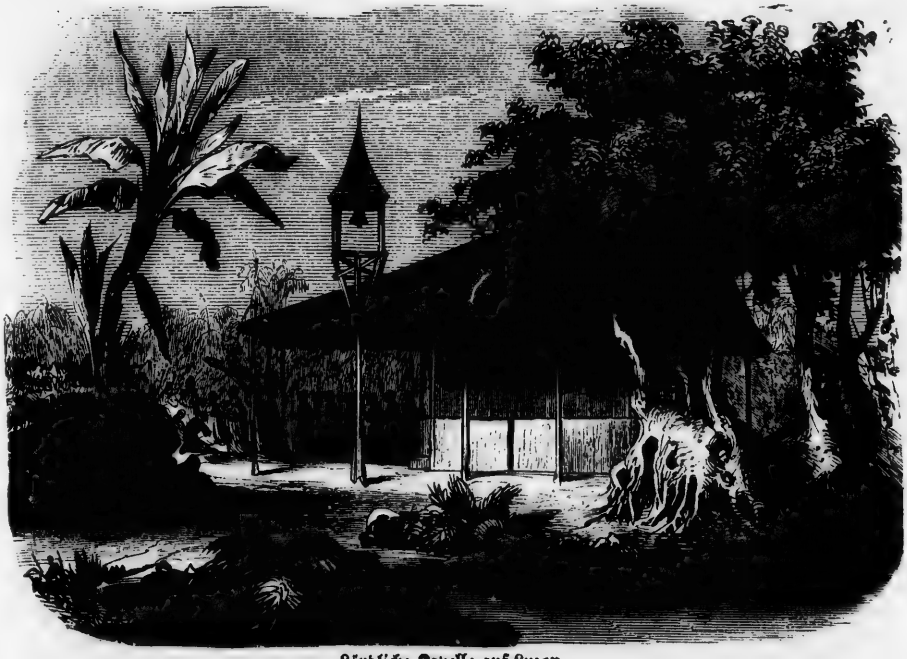
Der Krater des Vulkans Taal.

zession noch unzählige Kranke und Gebrechliche bei, die während der ganzen Dauer der Festlichkeit tanzen, in dem Glauben, dadurch ihre Gesundheit wieder zu erlangen. Ein Umkreis von 20 Meilen liefert an diesem Tage solchen Zuzug, der mit seinem unaufhörlichen Ruf: „Toromba la Virgen! la Virgen toromba!" die Luft erfüllt. Die fast übermenschlichen Anstrengungen, die diese Unglücklichen machen, um eine Art Tanzbewegung hervorzubringen, die schrecklichen Verzerrungen, welche dabei zur Erscheinung kommen, machen einen fast unheimlichen Eindruck. Ist endlich die Prozession zu Ende, dann werfen sie sich ganz außer Athem zur Erde und bleiben dort unbeweglich mehrere Stunden liegen. Der Erfolg dieser unnatürlichen Aufregung und Anstrengung tritt nun auf verschiedene Weise zu Tage; die Einen werden wirklich gesund, anders dagegen verschlimmern ihre Leiden und noch andere geben ihren Geist auf. Dieser Handlung frommen Aberglaubens liegt folgende Sage zum Grunde. Einst wurde ein Armenier auf dem Meere von einem heftigen Sturme überrascht; in der Angst des Herzens leistete er einen Eid, daß er, wenn er gesund an eine Küste gelangen würde, im nächsten Städtchen eine Prozession für die heilige Jungfrau stiften wolle, der er tanzend beiwohnen werde. Er wurde wirklich gerettet, erfüllte sein Gelübde, und während er tanzend dem Madonnenbilde folgte, rief er jene, Niemandem verständlichen Worte: „Toromba la Virgen! la Virgen toromba!"

Doch es ist Zeit, daß wir unsern Blick auch auf das Innere der Insel richten, die des Wunderbaren so viel bietet. Auf der Karte bedeckt das Bild der Insel

Luzon ein kleines Fleckchen, das uns kaum seine wirkliche Größe von 50,000 englischen Quadratmeilen (gegen 3000 deutsche Quadratmeilen) ahnen läßt. Der größte Theil der Insel ist gebirgig und vulkanisch, und zwar zieht sich fast durch die Mitte derselben von Nord nach Süd eine Gebirgskette, Caravallo genannt, welche nach West und Ost zahlreiche Ausläufer entsendet. Die Berge sind theils ausgebrannte, theils ruhende, theils noch thätige Vulkane. Zu denen der zweiten Art gehört der durch Dr. Kane erforschte Tael oder Taal, welcher sich in der Provinz Batangas aus dem See Bombon erhebt. Dieser See enthält brackiges und bituminöses Wasser, hat 30 Leagues (à $^3/_4$ deutsche Meilen) im Umfange und ist sehr tief; der seichteste Theil zeigt eine Tiefe von 20 Faden (à 6 Fuß); an andern Stellen fand man 40, 45, 70 und 100 Faden Tiefe und an einigen Punkten erreichte man mit einer Leine von 125 Faden noch keinen Grund. „Bombon" nennen ihn die Eingeborenen darum, weil er rings von hohen Bergen umgeben ist, welche sich mehr als 2300 Fuß über den Wasserspiegel erheben, und dieser Umstand sowie seine fast unergründliche Tiefe einen Vergleich mit dem Bambusrohre (Bombon) zulassen. Das Wasser dieses Sees erhält seinen Zufluß durch einen kleinen Fluß, der gegenwärtig von sehr geringer Breite ist und sich nach einem Laufe von 2 Stunden in ihn ergießt, da wo jetzt Pueblo (d. i. Niederlassung) von Tael und die Einsiedelei oder das Heiligthum von Casaisay liegt. Die alte Stadt Tael (Pueblo de Tael) hat dicht am Ufer des Sees gelegen und war die Hauptstadt der Provinz. Mündlicher Ueberlieferung zufolge sollen früher daselbst Fahrzeuge (Champane's oder Pontino's) von 8—1200 Centnern Gehalt eingelaufen sein, die den Handel zwischen den am See gelegenen Pueblo's, z. B. Tanaban, Sala und Lipa, vermittelten, weshalb anzunehmen ist, daß der Fluß ehemals breiter und tiefer gewesen und durch den Golf von Balayan mit dem Meer in Verbindung gestanden. Auch die brackische Beschaffenheit seines Wassers deutet darauf hin, daß durch die häufigen Ausbrüche des Vulkans im 17. und 18. Jahrhundert — besonders in den Jahren 1736, 1746 und von 1749 auf 1750 — seine Tiefe nach und nach verringert worden ist.

Zu der Zeit, als die alte Stadt Tael gegründet wurde, in den Jahren 1575 und 1576, an der Stelle, wo jetzt noch ihre Trümmer zu sehen sind, scheint der Vulkan zu keinen Befürchtungen Anlaß gegeben zu haben, da eine alte Chronik der Augustiner erzählt, daß die Eingeborenen auf den Rändern und Abhängen des Berges Baumwolle, Kartoffeln und andere Feldfrüchte gebaut haben. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts aber zeigten sich bereits Anfänge von Ausbrüchen, indem der Berg, wie es in der Chronik heißt, Asche auswarf, welche die Ernte der Indianer zerstörte. Auch starben, erzählt die Chronik weiter, von je drei Personen eine, ohne Zweifel in Folge der sich erzeugenden Gase; es bildeten sich um diese Zeit im Innern des Kraters zwei Vertiefungen, die eine mit Schwefel, die andere, wie noch heut zu Tage, mit grünem Wasser. Es ist wahrscheinlich, daß die Ausbrüche des Tael in den Jahren 1746 und 1755 mit den berühmten Erdbeben von Lima und Lissabon in Verbindung standen. Der Ausbruch im letztgenannten Jahre war so fürchterlich, daß die Luft in eine Entfernung von 30 bis 40 Meilen durch Asche verfinstert wurde; in Manila, das 20 Meilen vom



Ländliche Kapelle auf Luzon.

Vulkan entfernt liegt, hörte man furchtbare Donnerschläge, ähnlich heftigen Kanonenschüssen; der Auswurf aber war so enorm, daß die Flecken Sala, Lipa, Tanaban und Taal, gelegen an den Ufern des Sees Bombon, vollständig vernichtet wurden.

Was den Vulkan an sich betrifft, so ist er die Spitze eines Gebirges, welches als eine Insel aus dem Bombon-See (Laguna de Bombon) emporragt. Diese vulkanische Insel, von den Eingeborenen »Pulo« d. i. Insel genannt, weil sie kein Wort für „Vulkan" haben, hat einen Umfang von 3 Stunden, und die Höhe des sie bildenden Gebirges beträgt 350 bis 1200 Fuß über den Spiegel des Sees; der Krater aber hat einen Umfang von zwei englischen Meilen (etwas mehr als $^2/_3$ deutsche Meilen). Seit seiner letzten Eruption (1754—55) befindet sich der Tael in fortwährendem Glühen und ununterbrochen steigen große Dampfwolken aus seinem Innern. Die Wände, welche den Krater bilden, haben vom Fuß an eine senkrechte Höhe von 150 bis 220 Fuß, was das Hinabsteigen in denselben ohne Hülfe von Seilen und Leitern unmöglich macht. Im Grunde des rauchenden Kraters aber sieht man 4 bis 5 Piks oder Kegel, welche mit Schwefel bedeckt sind. Alles Uebrige ist ein See grünen Wassers, welches an mehreren Stellen siedet und schwefelige Säure enthalten dürfte. Im ganzen Berge findet man weder Basalte noch Lava, noch Schlacken zu verbranntem Thon, noch Bimssteine.

Es war am 27. April des Jahres 1844, als sich Dr. Kane in Begleitung

des preußischen Barons Loë (eines Verwandten des Fürsten Metternich) von Manila aus auf den Weg zu diesem merkwürdigen Vulkane machte. Er war der Erste, welcher ihn, sowie überhaupt die vulkanischen Gegenden Albay's und Sombara's, näher erforschte; zwar hatte schon einmal ein Europäer vor ihm den Versuch gemacht, das Innere des Tael zu untersuchen, aber sein Streben war ohne Erfolg geblieben. Jetzt unternahm es Kane, und seinem Muthe gelang das gefährliche Wagstück. Zwar versuchte man ihn zu bewegen, von dem verwegenen Plane abzustehen; doch vergebens. Die Geistlichen des benachbarten Heiligthums von Casausay hatten beiden Reisenden einige Eingeborene als Begleiter und Wegweiser mitgegeben, die ihnen den einzigen Fußpfad zeigen sollten, der zu dem Rande des Kraters führt. Angekommen auf dem Gipfel, stiegen die beiden Herren gemeinschaftlich hinab, gelangten aber bald an ein vorspringendes Riff, von wo aus es ganz steil hinabging. Nachdem man vergebens sich umgesehen, gab der Baron das Unternehmen auf und bemühte sich, in Gemeinschaft mit den andern Begleitern den Doctor gleichfalls zur Umkehr zu bewegen. Doch daran war bei einem Charakter wie Kane nicht zu denken, dessen Muth stets mit der Gefahr sich steigerte, und wie er einst als Knabe nicht eher ruhte, als bis er die Höhe des Schornsteins erklommen hatte, so ließ er auch jetzt nicht eher nach, bis er in die Tiefen des Kraters eingedrungen war. Er beauftragte die Indianer, in dem nächsten Dschungel eine Anzahl Bambuse zu schneiden und daraus ein Seil zu fertigen. Mit Widerwillen vollbrachten die Indianer diesen Auftrag und brachten ein rohes, starkes Seil herbei. Kane ergriff das Seil und die Indianer mußten ihn unter der leitenden Aufsicht des Barons in den grausigen Schlund hinablassen. Wahrlich, eine Höllenfahrt sonder Gleichen! Nach wenigen Minuten berührte er den Boden in einer Tiefe von mehr als 200 Fuß von der obern Fläche des Kraters, machte sich vom Seil los, kletterte langsam abwärts, bis er den rauchenden See erreichte, und tauchte seine mitgenommenen Probeflaschen in denselben. Nun galt es, mit Allem, was er in dieser geheimnißvollen Unterwelt gesammelt hatte, wieder hinauf zu kommen. Dieses Hinaufklettern nannte Kane den einzigen gefährlichen Theil seines Unternehmens. Die brennende Asche wich unter ihm bei jedem Schritt; ein Wechsel in der Luftströmung erstickte ihn fast durch Schwefeldünste; er fiel zu wiederholten Malen, und ehe er wieder an die Stelle kam, wo sein Tau herabhing, waren seine Stiefeln so verkohlt, daß einer derselben an seinen Füßen in Stücke ging. Indessen gelang es ihm, sich das Seil um den Leib zu binden, und so ward er fast bewußtlos heraufgezogen. Als er erschöpft seinen Begleitern in die Arme sank, behaupteten die Eingeborenen, daß die Gottheit des Tael sich für die Entweihung an ihm gerächt habe; der Baron aber, der es nicht auf den Glauben an diese Gottheit des Schwefels ankommen lassen wollte, besprengte ihn mit Wasser und wendete die Belebungsmittel an, die ein von ihm nach der Einsiedelei geschickter Bote zurückbrachte. Dieselben waren von so guter Wirkung, daß Kane nach dem Orte gebracht werden konnte, wo man die Nacht vorher gerastet hatte. Glücklich brachte er alle jene Naturmerkwürdigkeiten mit, die er in der grausigen Unterwelt gesammelt hatte. Unter denselben befanden sich unter Anderem auch einige Stücke gediegenen Schwefels,

Kane im Krater des Vulkans Taal.

Zu Kutzner, Aus vier Welttheilen. Titelbild. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

die er vom Grunde des Kraters losgebrochen hatte. Aber selbst jetzt war er den Gefahren noch nicht entronnen, denn die feindseligen, wilden Einwohner waren empört über die Kühnheit des Fremden, der durch sein Eindringen das Heiligthum ihrer Gottheit entweiht hatte; ein wüthender Haufe umringte ihn; die Eingeborenen in Kane's Begleitung schlichen sich theils davon, theils gingen sie zu den Angreifern über, und bevor die Reisenden durch einige herbei eilende Geistliche befreit wurden, waren sie genöthigt gewesen, sich unter Abfeuern ihrer Revolvers hinter ein Dickicht zu retten.

Der Baron Loë erkrankte später in Folge der Strapatzen auf den Streifzügen durch Luzon und starb auf Java.

Außer dem Taal bietet die Insel auch noch andere merkwürdige vulkanische Erscheinungen. Es ist nämlich wahrscheinlich, daß der Taal in unterirdischer Verbindung mit einem Berge steht, der etwas über 1 Meile nordöstlich vom Bombon-See entfernt ist und Mainit heißt. Dieser Berg scheint sich seit einiger Zeit in einen Vulkan umbilden zu wollen; schon droht er mit Anzeichen des Ausbruches; an seinem Gipfel zeigt er mehrere Sprünge, aus denen öfters dicker Rauch mit Flammen hervordringt, während an seinem Fuße, der von den Wassern des Sees Bay bespült wird, eine Anzahl mineralischer Quellen entspringen, die siedend heiß sind. Dieses heiße Wasser strömt in den kalten See, wodurch sich eine ungeheure Dampfmenge entwickelt und das Seewasser auf eine längere Strecke kochend erscheint.

Der höchste Berg Luzons ist der Majayjay, wahrscheinlich auch ein ausgebrannter Vulkan, dessen höchste Spitze gegenwärtig einen See enthält, dessen Tiefe noch nicht gemessen werden konnte. Zur Zeit seiner Thätigkeit hat die Lava, welche in der Richtung zum Städtchen Nacarlang herunterfloß, wahrscheinlich viele Schluchten und Risse bedeckt; denn so oft große Regengüsse fallen oder Erdbeben das Erdreich erschüttern, werden tiefe Schlünde aufgedeckt, welche von den Eingeborenen „Höllenmäuler" genannt werden. Zwischen dem Mainit und dem Majayjay ist die ganze Oberfläche hie und da mit kleinen, runden Seen bedeckt, welche offenbar die Mündungen ausgebrannter Krater erfüllen. Die um sie aufgehäuften Bimsstein- und Lavamassen lassen gar keinen Zweifel über ihren Ursprung zu. Der Vulkan Mayon, welcher am 23. Oktober 1766 so furchtbare Verwüstungen anrichtete, liegt in der Nähe der Küste in der Provinz Albay. Sein Ausbruch im Jahre 1814 vernichtete das Städtchen gleiches Namens.

Aus einer großen Anzahl ausgebrannter Krater gewinnt man viel Schwefel, der hier einen bedeutenden Handelsartikel bildet. Im Norden von Luzon liegen mehrere kleine Inseln, die Babuyanes, von denen einige sehr viel Schwefel liefern. Außer durch vulkanische Ausbrüche wird Luzon, wie bereits erwähnt, nicht selten auch durch heftige Erdbeben heimgesucht. Zu den stärksten gehören die in den Jahren 1627, 1645, 1675, 1716, 1767, 1796, 1824, 1828 und 1852. Im Jahre 1627 wurde der höchste Berg der Provinz Cagayan verschlungen; 1675 borst auf der Insel Mindanao ein großer Berg und das Meer wälzte sich in den Riß, wobei viel Land zu Grunde ging. Vom 16. September bis Mitte Oktober 1852 wiederholten sich die Erdstöße nach verschiedenen Zwi-

schenräumen; es fielen Gebäude ein und endlich stürzte der Berg Uba-Uba in der Provinz Zembales zusammen. An andern Orten öffnete sich die Erde und warf Sand und Schlamm aus.

Außer Schwefel liefert Luzon an Mineralien auch Gold, das in vielen Flüssen gefunden wird, ferner Eisenerze und Kupfer. Basalt, Porphyr, Krystalle, Achate, Marmor finden sich auch in Masse. Zum Häuserbau bedient man sich des Tuffsteines, ein vulkanisches Produkt. Die Glanzseite Luzons aber bildet die Pflanzenwelt, die hier in unübertrefflicher Fülle und Pracht wuchert: eine Wirkung des fruchtbaren Bodens im Verein mit dem tropischen Klima. Die Bergkette des Caravallo erfreut sich eines ewigen Frühlings; sonst lassen sich in klimatischer Hinsicht zwei Jahreszeiten unterscheiden, eine Regenzeit (Winter) und eine trockene Zeit (Sommer), welche durch die periodischen Winde, die Monsuns, bestimmt werden. Das Interessanteste dabei ist, daß die Insel Sommer und Winter zu gleicher Zeit hat; wenn nämlich auf der Osthälfte Winter ist, hat die Westhälfte Sommer, und so umgekehrt, so daß man hier sehr bequem fortwährend im Sommer leben kann, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, von einem halben Jahre zum andern die Bergkette des Caravallo zu übersteigen, was die wilden Eingeborenen des Innern, die Negrito's, in der That auch thun. Diese seltene Erscheinung (die sich in größerem Maßstabe übrigens auch in Ostindien findet, wo die Ost- und Westküste ähnlich in den Jahreszeiten wechseln) hat ihren Grund in Folgendem. So lange der Nordostmonsun weht, hat die Osthälfte Winter, weil die durch den Wind herbeigeführten Wolken sich an dem Gebirgszuge zu Regenniederschlägen verdichten, welche alles Land im Osten der Bergkette überreich bewässern, während das im Westen derselben gelegene stets heitern Himmel über sich hat. Schlägt aber der Nordostmonsun in den Südwestmonsun um, dann stoßen sich die Wolken an der Westseite des Caravallo, und diese Seite erhält jetzt Regen, während die Ostseite frei von Niederschlag bleibt. Diese gleichmäßige Vertheilung des Niederschlages bedingt eine gleichmäßige Treibkraft der Vegetation, die denn auch in der That auf allen Theilen der Insel eine ans Unglaubliche streifende Größe, Frische und Ueppigkeit entfaltet. Die gewaltigen Regengüsse führen Jahr aus Jahr ein große Mengen verwitterten Gesteins in die Ebenen hinab und verleihen dem Boden eine unerschöpfliche Nahrungsfülle. Während der Regenzeit toben nicht selten heftige Gewitter; blendende Blitze durchzucken ohne Aufhören die Finsterniß der Wetternacht und der Donner rollt in fast betäubender Stärke über den Häuptern der erschreckten Bewohner dahin. Zu diesen Schrecknissen gesellen sich zur Zeit der Monsunwechsel die furchtbarsten Orkane, Teifune genannt, die an zerstörender Gewalt ihres Gleichen kaum anders vorfinden. In einzelnen, aber entsetzlichen Stößen tobt das aufgeregte Luftmeer, stürzt die größten Baumriesen zu Boden, zertrümmert die Wohnungen und treibt das Meer oft weit über die Ufer ins Land hinein.

Der Bambus wuchert auf den Philippinen in 30 Arten an feuchten Stellen, an den Ufern der Flüsse oft zu außerordentlicher Höhe und bildet große dichte Büsche. Das Rohr erreicht oft die Dicke eines menschlichen Körpers und aus solchen Riesen fertigt man sowol Häuser als Gefäße; ferner dienen sie zur Verfer-

Indisches Häuschen mit Bambuspflanzungen.

tigung von Körben, Hüten, Bogensehnen und Stricken, die sehr fest sind. Auch eine kleinere Art dieses Riesengrases, dessen Rohr so hart und glänzend ist wie Stahl, wird zum Bau der Indianer-Hütten verwendet. Indem man das Rohr in Stücke theilt und diese an einem Ende zuspitzt oder schärft, erhält man Lanzen, Pfeile und Lanzetten zum Aderlassen. Eine andere nicht hohle Art dient zur Herstellung von sehr festen Häusern, während noch eine andere, ebenfalls nicht hohle Art zur Anfertigung von Zäunen um Pflanzungen verwendet wird. Um die Pflanze mit jedem Jahre ergiebiger zu machen, schneidet man die Schößlinge in einer Höhe von 10 Fuß ab, so daß die Rohre dann wie Orgelpfeifen dastehen, bedeckt mit Zweigen und Stacheln. Zu Anfang der Regenzeit schießen junge Triebe wie Spargeln aus den Bambusgebüschen empor. Das Wachsthum schreitet so fabelhaft schnell vorwärts, daß sie nach einem Monat schon die Höhe von 50 bis 60 Fuß und eine solche Festigkeit erreicht haben, die sie zu nutzbarer Verwendung tüchtig macht.

Die Urwälder Luzons setzen den Reisenden durch ihre Baumriesen, ihre Blätter- und Blütenpracht in Erstaunen. Da wiegen Palmen auf schlanken Stämmen ihre graziösen Wipfel; dort erheben sich baumartige Farnkräuter zu ungewöhnlicher Höhe; da treiben Rotangs ihre seilartigen Stengel, und tausend Arten von Lianen verketten die verschiedenartigsten Gewächse zu einem undurchdringlichen Ganzen. Am meisten fällt uns die seltsame Gestalt des Pandanus auf durch seine Luftwurzeln, welche von Stamm und Aesten herablaufen, sowie durch seine Veräftelung und die in spiraligen Reihen gestellten schopfbildenden Blätter, welche zäh, am Rande häufig stachelig, meistens bläulichgrün und, vorzüglich die ältern, fast immer unweit über der Basis von Wind und Wetter geknickt sind, so daß der längere Theil unordentlich nach unten hängt. Wir begegnen ihnen zumeist am Strande, an sandigen kleinen Buchten, wo sie sich nicht selten mit der strandliebenden Kokos vergesellschaften und den Charakter des Landschaftsbildes wesentlich mit bestimmen.

Auf den höhern Bergen finden sich fette Grasweiden, von verschiedenen Gräsern gebildet, worunter besonders der „Talaje", eine Art wildes Zuckerrohr, und der „Kogon", ein langes, weiches, biegsames Gras, sich auszeichnen; letzteres wird zum Bedecken der indischen Häuser gebraucht. Auf diesen Weiden nähren sich große Büffelherden und Ochsen, Pferde und Hirsche in Menge; in großen Trupps verlassen sie zur Nachtzeit die Wälder und suchen die Weideplätze auf. Im Sommer erreichen viele der Gräser eine Höhe von 6 bis 8 Fuß. Um niedrigerm weichern und frischen Graswuchse Platz zu machen, pflegen die Eingeborenen die alten, hohen Gräser anzuzünden und sie in Asche zu verwandeln. Der Reisende, welcher oft unerwartet in die Nähe eines brennenden Grasmeeres kommt, hat nichts Eiligeres zu thun, als sich durch die Flucht in den nächsten Wald zu retten, wo die Flamme das Ziel ihrer verzehrenden Wuth findet. Sieht sich der Eingeborene außer Stande, sich auf diese Weise in Sicherheit zu bringen, dann zündet er schnell das Gras auf seinem Standorte an und stellt sich gegen den Wind, damit ihn die Flamme nicht ergreifen kann. Auf diese Weise richtet er sich einen wüsten Fleck zu, auf dem er dann ohne Gefahr der sich zu ihm heranwälzenden Feuersglut entgegen sehen kann; die Flamme findet nichts Brennbares vor und, den ausgebrannten Strich umringend, eilt sie an ihm vorüber. Ist das Feuer verlöscht, so erscheint die Gegend in der Farbe verbrannter Erde; indessen sprießt schon nach drei Tagen überall neues Leben aus der Asche hervor und zartes, süßes Gras gewährt dem Gethier eine saftige, beliebte Nahrung.

Ueberaus zahlreich sind die Bäume, welche auf irgend eine Weise in der Industrie Verwendung finden; eine der Provinzen enthält deren allein 116 Arten. Es möge genügen, nur einige derselben hier kurz anzuführen. Der „Malonin" (Vitex) giebt ein buchsbaumfarbenes, von den Würmern verschmähtes, festes Bauholz, das häufig zu Schiffsplanken verwendet wird. Der „Banaba" (Mouchausia speciosa) hat rosafarbenes Holz und trägt schöne rosafarbige und violette Blüten. Der „Palomaria" (Calophyllum) liefert ein harziges Gummi, das in der Medizin verwerthet wird, während sein Stamm als Mastbaum die Welt durchwandert. Der „Mangachapoi" (Mocanera) und der „Gui" liefern das Holz zu den chinesischen Dschunken. Der „Dongon" (Helicteres apetala) ist von riesenmäßiger Größe und giebt ein sehr festes Bauholz. Aus dem gelben Holze des „Anobin" (Artocarpus maxima), eines Verwandten des Brodfruchtbaumes, macht man die Piroguen, während man durch Einschnitte in die Rinde dieses eine große Dicke erreichenden Baumes ein Gummi gewinnt, dessen sich die Indianer zum Vogelfange bedienen, wie wir des Vogelleimes. Der „Narra" (Pterocarpus pallidus) erreicht eine solche Dicke, daß man aus seinem Stamme einen ganz ansehnlichen Kahn fertigen kann und Querschnitte Tischplatten aus einem Stück liefern, an denen 20 bis 30 Personen bequem tafeln können. Der „Calantes" (Cedrela odorata) giebt ein in Farbe und Geruch der Ceder des Libanon ähnliches Holz, das zu Schiffsbauten sehr gesucht wird. Aus der Rinde des „Baleté" (Ficus indica) fertigen sich die Wilden der Insel ihre Kleider und die Sehnen ihrer Bogen.

Außer diesen Nutzhölzern giebt es noch eine große Anzahl durch saftreiche

Wald auf Luzon.

und wohlschmeckende Früchte ausgezeichnete Gewächse. Der Mangobaum (Mangifera) wird nirgends in der Welt so groß, wie hier, wo er die Größe unserer Eichen erreicht, und nirgends trägt er so saftige Früchte, wie auf den Philippinen. Die Citronenbäume erlangen oft einen Umfang von mehrern Ellen. Herrliche Früchte liefern der Camagon (Diospyros Kaki), der Lanzones (Eckbergia), ein nur auf den Philippinen wachsender Baum, der „Chicos" (Achras sapota), der „Macupa" (Eugenia iambos), dessen rosafarbene Früchte einen rosenartigen Geruch haben, der „Lumboi" (Calyptranthes iambolana), der sich in allen Wäldern findet, und zahlreiche andere. Den meisten Gewinn bringen den Bewohnern der Kaffee, Kakao, Indigo, Pfeffer, Tabak, Reis, Mais, Hülsenfrüchte, Zuckerrohr, Bananen und Baumwolle.

Die Besitzer dieses paradiesischen Eilandes sind, wie bereits erwähnt wurde, die Spanier, die hier, obwol nur 4—5000 an der Zahl, eine Bevölkerung von 3 Millionen im Zaume halten, und zwar muß es ihnen zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie hier nach andern und bessern Grundsätzen gehandelt haben, als in ihren amerikanischen Besitzungen. Ihre Regierung ist hier eine mild väterliche und hat den Eingeborenen ungleich mehr Vortheile eingetragen, als ihnen selbst. Die

Spanier haben hier die verschiedenen einander bekämpfenden Stämme zu einer großen Familie geeinigt — bis auf die wilden Urbewohner —; sie haben ihnen Hausthiere zugeführt, gute Gesetze gegeben und sie danach mit Gerechtigkeit und Milde regiert, sie haben ihnen außergewöhnlich viel Freiheit gestattet und die Regierungsgewalt nicht gegen sie gemißbraucht; sie haben ihnen endlich das Licht des Evangeliums gebracht. Dafür ist ihnen auch das Volk mit Liebe und Treue zugethan und die Behauptung der Insel macht ihnen keine Schwierigkeiten.

Die Hauptmasse der Bevölkerung sind die Indianer, welche, 3 Millionen an der Zahl, sämmtlich zum Christenthum bekehrt sind. Zur Zeit der Besitzergreifung der Insel durch die Spanier war ihre Zahl geringer; sie waren in mehrere Stämme getheilt, die sich selbst regierten und verschiedene Mundarten redeten, die allesammt mit der tagalischen Sprache in Verbindung stehen, die ihrerseits mit dem Malayischen verwandt ist, was auf die Entstehung dieser indianischen Bevölkerung ein aufklärendes Licht wirft. Die Indianer sind nämlich kein Urvolk, sondern ein Mischvolk. Als Urbewohner Luzons dürfen die Ajeta's oder Negrito's angesehen werden. Im Laufe der Zeit wanderten aber von den umliegenden Ländern und Inseln Menschen verschiedener Abstammung ein — theils kamen sie von den Inseln des indischen Archipels, theils von Japan und China —, und vermischten sich mit den Urbewohnern. Die große Verbreitung des malayischen Typus deutet darauf hin, daß die ersten Eroberer der Insel wahrscheinlich Malayen gewesen sind. Später mögen sich die Japanesen eingefunden haben, und dann auch die Chinesen. Durch die Vermischung dieser Völkerschaften mit einander entstanden die verschiedenen indianischen Völkerschaften, unter denen die Tagalen am meisten genannt werden.

Der Tagale ist ein wohlgebauter Mensch, mittelgroß, hat lange Haare, aber keinen Bart; seine Hautfarbe spielt vom Kupferrothen bis fast ins Weiße; ein Paar lebendige Augen, die zuweilen etwas schief stehen, wie bei den Chinesen, zeichnen ihn aus, während die hervorstehenden Backenknochen die Verwandtschaft mit den Malayen offenbaren. Von Gemüth ist er froh und heiter, er liebt den Tanz und die Musik; seinen Freunden ist er herzlich zugethan, gegen seine Feinde aber ist er grausam und verzeiht erlittenes Unrecht nie. Mit dem Dolch, der seine liebste Waffe ist, antwortet er auf Beleidigungen und Unbill. Sein gegebenes Wort hält er treu; Glücksspiele sind seine Leidenschaft. In der Familie zeigt er sich als ein vortrefflicher Vater und in seinen Bedürfnissen als ein genügsamer Mensch; einfach wie sein Häuschen ist seine Nahrung: Wasser, Reis und gesalzener Fisch genügen ihm. Das Alter ist ihm ehrwürdig und es ist Sitte, daß der Jüngere stets dem Aelteren sich unterordnet. Die Gastfreundschaft übt er wie schon erwähnt wurde, im größten Maße und ohne jede Spur von Eigennutz. Jeder Fremde, der sich ihm naht, wird sofort eingeladen, und wenn ein bejahrter Mann verarmt ist, so geht er ohne Umstände zum ersten besten Nachbar, wo er freundliche Aufnahme findet und bis zum Ende seiner Tage verbleibt.

Der Charakter der Tagalen, wie der Indianer überhaupt ist ein wunderliches Gemisch von Tugenden und Fehlern, von guten und schlimmen Eigenschaften. Ein Priester sagte über die Tagalen aus: „Sie sind große Kinder, die man wie kleine

Kinder behandeln muß." Der Indianer Luzons hält sein Wort, aber er lügt auch; er verabscheut den Zorn, den er dem Wahnsinn vergleicht, und er liebt den Trunk, den er verachtet. Beleidigungen verträgt er nicht, selbst wenn er sie verdient, dagegen nimmt er nach einer vollbrachten Uebelthat die Schläge hin, ohne sich darüber zu beklagen. Er ist tapfer, abergläubisch, großmüthig. Das Räuberhandwerk liebt er sehr, aber nicht, weil er sich dadurch bereichern kann, sondern wegen der damit verbundenen Gemüthsaufregungen und der Liebe zu ungebundenem freien Handeln.

Sehr seltsam sind die Heirathsgebräuche der Tagalen. Es lassen sich dabei zwei Akte unterscheiden; der erste derselben heißt: Tainmanoc, d. h. der Hahn sucht seine Henne. Dabei geht es also her. Sobald ein junger Mann ein Mädchen zu heirathen wünscht, theilt er sein Vorhaben seinen Eltern mit. Diese gehen nun zu den Eltern der Auserwählten und dort angekommen, reicht die Mutter des Liebhabers der Mutter des jungen Mädchens einen Piaster dar. Nimmt letztere das Geldstück an, so ist dies ein Zeichen, daß der Bräutigam willkommen und angenommen ist. Für den Piaster wird sofort Betel gekauft und Alles kaut nun dieses unvermeidliche Blatt und trinkt wacker Kokoswein dazu; die Unterhaltung dabei dreht sich um Allerlei, nur nicht um die Heirath. Am nächstfolgenden Tage aber begiebt sich der junge Mann in das Haus der Eltern seiner Auserwählten, wo er von nun an wohnt und arbeitet, insbesondere die Arbeiten des jungen Mädchens verrichten hilft. Dieser Dienst dauert 3 bis 4 Jahre. Führt sich der Jüngling in dieser Zeit gut auf, so gelangt er ans Ziel seiner Wünsche; wo nicht, so wird er weggeschickt, und die Braut ist für ihn verloren. Da es vorgekommen ist, daß eigennützige Väter einen Liebhaber längere Zeit im Dienst behalten, ihn dann fortgeschickt, und dann wieder einen neuen Bewerber aufgenommen haben, um auf solche Weise zu billigen Arbeitern zu gelangen, so machten die Spanier Versuche, diese Sitte abzuschaffen; indessen ist es ihnen nicht gelungen; die Tagalen lassen sich ihren Tainmanoc um keinen Preis nehmen. Mitunter kommt es aber auch vor, daß, wenn den Brautleuten der Dienst zu lange dauert, oder die Brauteltern Schwierigkeiten machen, die Braut den Bräutigam bei den Haaren faßt und ihn so zum Priester zieht, zu dem sie spricht: „Ich habe ihn entführt." In solchem Falle muß dann die Heirath erfolgen, auch ohne Einwilligung der Eltern. Eine Entführung von Seiten des jungen Mannes wird dagegen gestraft.

Hat der Bräutigam seine Dienstzeit zur Zufriedenheit der Brauteltern überstanden, dann spielt der zweite Akt; man schreitet nun zum „Tagin bojol" d. h. zur Verbindung. Da wird nun ein großes Fest veranstaltet; es versammeln sich bei der Braut alle Anverwandten des jungen Paares, die sich in zwei Abtheilungen sondern; die eine derselben vertritt die Interessen des Bräutigams, während die andere die der Braut wahrnimmt. Jede Partei hat ihren Advokaten; die Verwandten jeder Partei berathen still unter sich, und der Advokat hat dann nach ihrem Beschluß zu handeln. Die Braut erhält von ihren Eltern niemals eine Aussteuer, dagegen muß der Bräutigam diese besorgen. Daher nimmt auch der Advokat der Braut zuerst das Wort, in der Absicht, die Heirathsbedingungen

festzustellen. Um nicht zu verletzen, sprechen beide Advokaten allegorisch, wie folgendes Beispiel darthut.

Advokat der Braut: „Ein junger Mann und ein junges Mädchen hatten sich verbunden; sie besaßen nichts, nicht einmal einen Wohnort. Die junge Frau war daher während mehrerer Jahre sehr unglücklich. Endlich nahm ihr Elend ein Ende, sie sah sich eines Tages in einem schönen Hause, das ihr gehörte, sie wurde Mutter eines niedlichen kleinen Mädchens. An dem Geburtstage der Tochter aber erschien ihr ein Engel und sagte: „„Erinnere dich an deine Heirath, an die Zeit des Elends, welche du durchlebt hast; ich nehme das Kind unter meinen Schutz. Wenn es groß und eine blühende Jungfrau sein wird, und wenn alle jungen Männer sie zum Heirathen aufsuchen werden, dann gieb sie nur demjenigen, der ihr einen Tempel erbauen wird, worin zehn Säulen stehen, von denen jede aus 10 Steinen besteht. Wirst du meinen Befehl nicht ausführen, dann wird deine Tochter ebenso unglücklich werden, wie du es warst.““

Der Advokat des Bräutigams tritt nun auf und spricht: „Es war einst eine Königin, deren Königreich am Ufer des Meeres lag. Unter den Gesetzen ihres Reiches gab es eins, das sie streng beobachten ließ; nämlich es mußten alle Schiffe, welche in dem Hafen ihres Reiches einfuhren, ihre Anker 100 Klafter tief werfen. Wer dieses Gesetz übertrat, wurde ohne Erbarmen getödtet. Da geschah es eines Tages, daß ein braver Seemann durch einen Sturm überrascht wurde; er machte die größten Anstrengungen, um sich zu retten, und sah keinen andern Ausweg zu seiner Rettung, als in diesem Hafen zu ankern, obgleich sein Ankertau nicht länger war, denn 80 Klaftern. Er zog es vor, lieber auf dem Blutgerüst zu sterben, als mit Schiff und Mannschaft unterzugehen. Die Königin, hoch erzürnt, ließ ihn vor sich führen. Der Seemann warf sich ihr zu Füßen und entschuldigte sich damit, daß eine höhere Macht ihn gezwungen habe, die Gesetze ihres Reiches zu übertreten; sein Ankertau sei nicht länger als 80 Klafter gewesen und er habe daher auch nicht tiefer zu ankern vermocht. Er bitte daher um Verzeihung.“

Auf diese Rede ergreift der Advokat der Braut abermals das Wort und spricht: „Die Königin, gerührt durch diese Bitte und überzeugt von der Unmöglichkeit, das Ankertau tiefer hinablassen zu können, verzieh dem braven Seemann und that ihm wohl.“

Bei diesen letzten Worten verklären sich alle Gesichter, Freude strahlt aus ihnen und die Musiker stimmen auf ihren Guitarren heitere Melodien an. Darauf treten Bräutigam und Braut, die bisher in einem Nebengemach standen, ins Zimmer und präsentiren sich den Anwesenden als Verlobte. Der Bräutigam nimmt von seinem Halse den Rosenkranz und hängt ihn der Braut um; diese thut ein Gleiches mit ihrem Rosenkranz. Die nun folgende Nacht wird in heiterem Tanze verbracht, und acht Tage darauf findet die kirchliche Trauung statt.

Jenes Wechselgespräch aber hat folgende Bedeutung. Die Mutter der Braut hatte ohne Ausstattung Seitens ihres Bräutigams geheirathet und dadurch war sie in großes Elend gerathen. Daß der Engel gebot, einen Tempel für die Jungfrau zu fordern, deutete an, daß der Bräutigam ein Haus als Aussteuer darbie-

ten müsse, und die 10 Säulen, aus je 10 Steinen bestehend, drückten das Verlangen aus, daß der Bräutigam auch noch 100 Piaster zur Ausstattung besorgen solle. Die Antwort des Advokaten des Bräutigams will sagen, daß dieser darauf eingehe, das Haus zu geben, indem darüber nicht weiter gesprochen wurde, aber daß er nicht im Besitz von 100 Piastern sei, sondern nur über 80 zu verfügen habe, und daß er sich daher den Eltern der Braut zu Füßen werfe mit der Bitte, diesen Umstand nicht als ein Ehehinderniß anzusehen. Das Wort der Vergebung Seitens der Königin aber bedeutet, daß die Brauteltern auch mit 80 Piastern zufrieden sind.

Die eigentliche Hochzeit wird oft drei Tage lang mit Festlichkeiten begangen. Während dieser Zeit müssen die jungen Eheleute offene Tafel halten und Jedermann als Gast aufnehmen. Am dritten Tage aber überreicht die Pathin der Braut jedem Gast eine Tasse von Porzellan, worauf dieser ein Geldgeschenk an die Braut giebt, welches theils als eine Entschädigung für die Gastgeber, theils als Aussteuer für die Braut betrachtet wird.

Die Sitte, die Braut durch Arbeit zu verdienen, wie einst Jakob seine Rahel bei Laban sich erwarb, stammt von den Malayen her, welche früher Muselmänner waren und von den Sitten der Patriarchen Manches beibehalten hatten.

Die Tagalen sind zwar Christen, verbinden aber mit dem Christenthum noch manchen heidnischen Aberglauben und haben von der Christenlehre mitunter recht seltsame Begriffe. So glauben sie, es reiche zur Tilgung der Sündenschuld aus, wenn sie jeden Sonntag der kirchlichen Feier beiwohnen und des Jahres einmal zum heiligen Abendmahl gehen. Wie sie in sittlich-religiöser Hinsicht denken, darüber giebt folgende Thatsache Aufschluß. Zwei junge Indianer hatten eines Tages einem ihrer Nachbarn Federvieh gestohlen und boten es einem Andern zum Kauf an. Dieser wußte, daß die Thiere entwendet waren, und schalt sie deswegen. Da antworteten sie naiv: „Das ist wahr; wir haben schlecht gehandelt, aber wir konnten nicht anders; wir gehen morgen zum heiligen Abendmahl und hatten kein Geld, uns eine Tasse Chokolade zu kaufen.“ Es ist nämlich Sitte, nach dem heiligen Abendmahl eine Tasse Chokolade zu trinken, und diese Sitte zu unterlassen gilt für eine größere Sünde, als ein kleiner Diebstahl. — Zwei bösartige Gottheiten, die aus der Heidenzeit stammen, spielen noch heute eine große Rolle unter ihnen. Eine derselben ist Tic-Balan, der die großen Feigenbäume in den Wäldern bewohnt. Diese Gottheit fügt demjenigen Böses zu, welcher sie nicht ehrt, nicht gewisse Kräuter bei sich trägt und beim Vorübergehen vor solchen Feigenbäumen nicht eine bestimmte Bewegung mit der Hand macht, wozu er spricht: »Tawit po!« d. h. „Mit Ihrer Erlaubniß, Herr!“ — Der Tod eines kleinen, unmündigen Kindes wird als ein Glück für die ganze Familie betrachtet; denn man sagt, es geht in den Himmel ein, um dort der Schutzengel der Familie zu werden. Daher ist der Begräbnißtag eines solchen Kindes ein Freudenfest; Freunde und Verwandte werden eingeladen, und man ißt, trinkt und tanzt die ganze Nacht hindurch in dem Hause, wo das Kind gestorben ist.

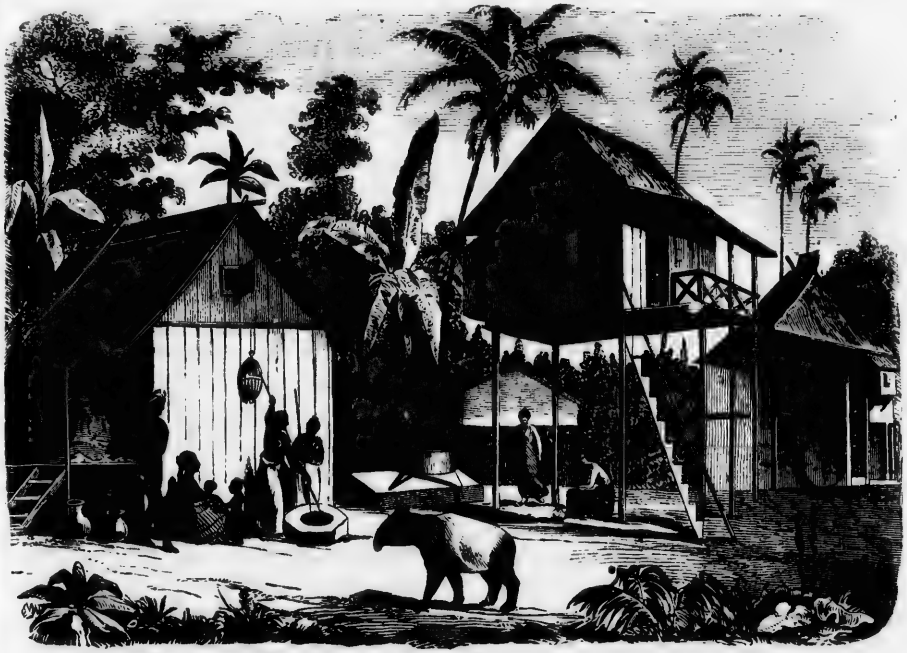
Die übrigen indianischen Stämme der Insel, als die Cagayanen, die Ilocanen, die Panpangen und Bisayen, unterscheiden sich im Wesentlichen nicht

sehr von den Tagalen. Außer den Indianern giebt es ferner noch eine große Anzahl Mestizen, das sind Mischlinge von Spaniern, Chinesen und Japanesen mit Indianern. Die Zahl der chinesischen Mestizen beläuft sich auf 180,000, die der spanischen auf 8000. Die Mestizen beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau, Industrie und Handel. Letztere treibt besonders der Chinese. Es ist nicht selten, daß ein Chinese vom Continent herüber kommt, seine Religion aufgiebt, sich in Manila verheirathet und, wenn er genug Geld zusammengescharrt hat, wieder nach Hause zurückkehrt, Weib, Kind und Religion zurücklassend. Der Chinese steht eben in religiöser und sittlicher Hinsicht auf einer niedern Stufe.

Im Innern der Insel wohnen auf einem Flächenraume von 400 Quadratmeilen wilde, unabhängige Stämme; ihr Land wird von den Spaniern das „Land der Ungläubigen" genannt. Die Spanier haben zwar versucht, auch diesen Menschen die Segnungen der Civilisation zu bringen, aber es ist ihnen bis jetzt nicht gelungen. Dieselben leben in wildem Zustande fort, nähren sich vorzugsweise von der Jagd, kleiden sich in Baumrinde, und wohnen zum Theil in Häuschen, die denen der Indianer ähnlich sind, zum Theil in elenden Hütten. Zu ihnen gehören die Tinguianen, über die ich meinen Lesern Einiges mittheilen will.

Die Tinguianen scheinen theils mit den Japanern, theils mit den Dajaks auf Borneo in verwandtschaftlicher Beziehung zu stehen. Ihre Sitte, den Feinden die Köpfe abzuschneiden haben sie mit den Dajaks gemein, während ihre Vorliebe für Porzellanvasen, nach denen sie auch ihren Reichthum bemessen, auf Japan zurückdeutet. Der Turban ist auch dem der Dajaks ähnlich. Die Igorroten stammen dagegen von China; ihre kleine Gestalt, noch mehr die schiefen Augen und hervorstehenden Backenknochen weisen darauf hin.

Ein französischer Edelmann, Herr von Gironière, besuchte die Tinguianen von seiner Niederlassung Jala-Jala aus; ihm folgen wir. In das Land der Tinguianen führt von dieser Seite her nur ein Weg, den ein Fluß bezeichnet, welcher sich zwischen hohen Basaltbergen und schroffen Abhängen hinschlängelt. Um auf demselben vordringen zu können, bedarf man eines flachen Fahrzeugs, welches über die seichten Stellen des Flusses dahingleiten kann. Unser Reisender ließ sich zu diesem Zwecke ein Floß aus Bambus fertigen, bestieg dasselbe mit seinem indianischen Diener und Freunde, und fuhr eine Strecke den Fluß hinauf; nicht selten mußten sie ins Wasser springen, um das Floß weiter zu ziehen. Dann verließen sie den Fluß und überstiegen eine Bergreihe. Auf der Höhe derselben angekommen, erblickten sie eine kleine Ebene vor sich und darauf das erste Dorf der Tinguianen. Auf dieses schritten sie zu und näherten sich den Hütten der Wilden, mit deren Sprache und Sitten sie vollständig unbekannt waren. Der erste Empfang war nichts weniger als freundlich; mit Lanzen und Aexten bewaffnet kamen ihnen die Wilden entgegen. Doch entmuthigte dies unsern kühnen Franzosen nicht; er suchte sich durch Zeichen als ihren Freund zu erkennen zu geben und zeigte und schenkte ihnen Halsbänder von Glas. Darauf traten die Wilden zu einer Berathung zusammen und machten dann ein Zeichen, welches die Fremdlinge einlud, ihnen zu folgen. Diese gehorchten. Der Weg führte zum Häuptlinge des Dorfes. Als derselbe die ihm dargereichten Geschenke



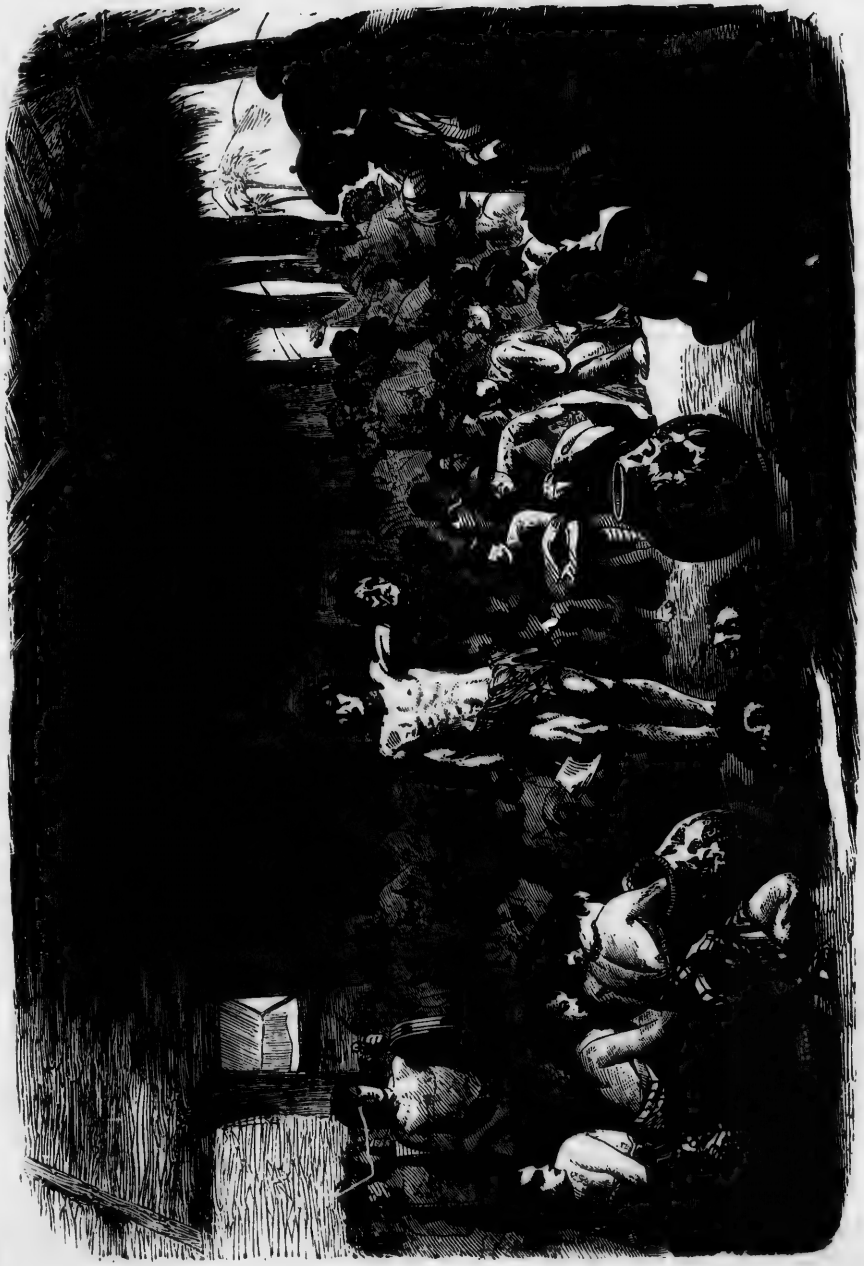
Wohnungen der Eingeborenen auf Luzon. (Im Vordergrunde ein gezähmter Tapir.)

in Empfang genommen hatte, wurde er überaus freundlich und gab den Reisenden zu verstehen, daß sie nichts zu fürchten hätten und auf seinen Schutz rechnen dürften. Diese Wendung war dem Herrn von Gironière sehr willkommen und er konnte nun ohne Besorgnisse seinen Forschungen nachgehen. Er betrachtete sich die Männer, Frauen und Kinder und mußte erstaunen über ihr Wesen, das so gar nicht nach Wildheit aussah. Die Männer, sagt er, sind schön, bronzefarben; sie haben schlichtes Haar, ein regelmäßiges Gesicht, eine gebogene Nase, und die Frauen sind wirklich graziös. Fast möchte man zweifeln, Wilde vor sich zu haben. Die Männer tragen einen Gürtel um den Leib und eine Art Turban von Feigenbaumrinde; ihre Waffen sind Lanze, Axt und Schild. Die Frauen tragen ebenfalls einen Gürtel, aber auch noch einen schmalen Schurz bis ans Knie; ihr Kopf ist mit Perlen geschmückt, oder auch mit Korallen und Goldkörnern. Die obere Handfläche färben sie blau, während sie um das Handgelenk gewebte Armbänder legen, die mit Glasstückchen geschmückt sind; diese Armbänder reichen bis zum Ellenbogen und bilden eine Art Halbärmel. Das Eigenthümlichste dabei ist, daß diese Armbänder schon in früher Jugend den Mädchen fest angelegt werden, damit die Entwickelung der Muskeln an diesen Stellen unterbleibt, dagegen die Hand recht aufgedunsen und dick wird, was hier als besonders schön gilt. Wie der Chinese den kleinen Fuß liebt, so der Tinguiane die dicke Hand. — Bei feierlichen Gelegenheiten legen die Wohlhabenden außer dem Gürtel noch

eine kleine enge Weste aus Baumwolle an und eine Art Schürze, die nach Belieben über die Schulter gelegt wird. Zur Trauerzeit tragen die Wittwen einen breiten weißen Schleier, der sie vom Kopf bis zu den Füßen einhüllt. Diese und andere Stoffe weben sich die Tinguianen selbst und zwar auf eine höchst seltsame Weise. Sie nehmen nämlich eine Anzahl Fäden, welche den „Schuß" vorstellen sollen, und befestigen sie an einem Pfahle oder einem Baume; die andern Enden wickeln sie dagegen um ihren Leib, und indem sie den Körper um sich selbst drehen, wickeln sie die Fäden auf, wie einen Gürtel; auf diese Weise nähern sie sich dem Baume bis zur Armeslänge, worauf sie mit dem Einsetzen der Werfte beginnen, was vermittelst eines kleinen Schiffchens geschieht, wobei ihnen nur noch ein Kamm Dienste leistet. Je mehr sie mit dem Weben vorschreiten, desto mehr wickeln sie durch Umdrehen des Körpers den Schuß ab, bis sie endlich nur noch ein Stück Fäden von etwa ein Fuß Länge übrig haben.

Das ganze Gebiet der Tinguianen umfaßt nur 17 Dörfer. Jede Familie hat zwei Wohnungen, von denen die eine für den Tag, die andere für die Nacht bestimmt ist. Die Taghäuschen sind von Bambus und Stroh gebaut wie alle indische Hütten; die Nachtwohnung ist noch kleiner und steht auf hohen Pfählen, oder auf dem Wipfel hoher Bäume, oft 60 bis 80 Fuß über der Erdoberfläche. In der That, ein wunderlicher Einfall, wie Vögel in den Lüften zu herbergen! Und doch ist es keineswegs eine bloße Grille, sich so hoch in die Luft emporzuschwingen; die Sache hat ihren guten Grund. Die Tinguianen sind nämlich nicht selten räuberischen und mörderischen Anfällen Seitens der benachbarten Guianen ausgesetzt; diesen können sie in jenen hohen Wohnungen am besten begegnen, indem sie darin vor einem plötzlichen Ueberfalle sicher sind und sich durch Herabwerfen von Steinen ihrer Feinde erwehren können.

In der Mitte jedes Dorfes steht ein schuppenartiges Gebäude, welches bei öffentlichen Festen und Versammlungen dient. Als Herr von Gironière in jenem ersten Dorfe sich aufhielt, kam gerade ein Bote mit der Nachricht, daß in einem andern Dorf die Tinguianen einen Sieg über die Guianen erfochten hätten; ein großes Freudengeschrei erfüllte die Luft und es wurde in jenem Schuppen eine Versammlung abgehalten, welche eine Deputation an die Sieger zur Theilnahme am Siegesfeste absendete. Die Deputation bestand aus 30 Personen; die Männer zogen mit Bambuslanzen, Aexten und Schilden bewaffnet aus und die Frauen waren mit Schmuck überladen. Herr von Gironière schloß sich dem Zuge an, der im Gänsemarsch, d. h. Einer hinter dem Andern, nach dem Festorte sich bewegte. Die Reise ging durch Dörfer, Wälder und über Berge. Angekommen an dem Orte der Bestimmung fanden sie die Krieger im Festschmuck, während die Töne des Tamtam und der Conge die Luft erschütterten. Ersteres ist eine Art Trommel in Kegelform, an der Grundseite mit einem Hirschfell überzogen. Der Lärm mehrte sich mit der Zahl der eintreffenden Festgenossen. Endlich gegen 11 Uhr Morgens zogen die Häuptlinge nebst den Kriegern und Festgenossen nach dem Rathsschuppen, wo sie auf dem Erdboden Platz nahmen. Jede Deputation hatte ihren bestimmten Platz, die siegreichen Streiter aber bildeten einen Kreis, in dessen Mitte große Vasen voll eines Getränkes standen, das aus



Ein Siegesfest der Tinguianen (Luzon).

Zu Kutzner's „Aus vier Welttheilen". 8. III. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Zuckerrohr bereitet wird. Daneben lagen vier Köpfe von erschlagenen Feinden als Siegestrophäen. Nachdem sich Alle niedergelassen und ihren Platz eingenommen hatten, nahm ein Krieger einen der Köpfe und überreichte denselben einem der Häuptlinge des Ortes, welcher ihn allen Anwesenden zeigte und darauf eine Rede hielt, welche das Lob der Sieger verkündete. Es war ein schaudererregender Anblick, der blutige Kopf mit den gräßlich verzerrten Zügen! Nach der Lobrede nahm der Krieger den Kopf zurück, hieb ihn in Stücke und nahm das Gehirn heraus. Während dieser Operation überreichte ein anderer Streiter den zweiten Kopf dem Häuptlinge, der mit demselben ebenso verfuhr wie mit dem ersten. Ebenso geschah es auch mit den andern Köpfen. Als das Gehirn aus jedem derselben herausgezogen war, zerstückelten mehrere Jungfrauen die Gehirnsmassen und warfen sie in die Vasen hinein, wo sie sich mit dem gegohrenen Zuckersaft mischten. Nachdem die Mischung durch einander gemengt war, wurden die Vasen dem obersten Häuptlinge präsentirt. Dieser fuhr mit kleinen aus Weidenruthen geflochtenen Gefäßen hinein und schlug die Flüssigkeit durch. Die durchgeseihte Flüssigkeit wurde nun von den anwesenden Häuptlingen mit wilder Begeisterung getrunken. Unseren Reisenden wurde dabei ganz entsetzlich zu Muthe; es überkam sie ein Gefühl unaussprechlichen Grauens. Nachdem die Häuptlinge von dem „Basi“, wie das fürchterliche Getränk genannt wird, getrunken hatten, kam die Reihe an die Krieger; es wurden ihnen die Vasen präsentirt und Jeder trank mit grausigem Entzücken von dem Gebräu unter dem Lärm wilder Gesänge. Es war eine wahrhaft satanische Siegesfeier. Nun kamen auch die Gäste daran; die Krieger präsentirten ihnen den Basi, wovon sie mit Wohlgefallen schlürften. Endlich erging die Aufforderung auch an unsere Franzosen und seinen Begleiter. „Lieber hätte ich eine Pistole auf mich anlegen gesehen“, schreibt der Erstere, „als zum Genuß dieses scheußlichen Gebräues aufgefordert zu werden.“ Indessen war eine Ablehnung nicht möglich, sie würde als ein Zeichen der Feindschaft aufgenommen worden sein. In diesem Bewußtsein that der Herr von Gironière seinem Gefühl Zwang an und trank, ohne seine innere Bewegung zu verrathen. Sein Begleiter, dem nicht weniger übel zu Muthe war, mußte dasselbe thun.

Der Basi, ein sehr starkes, berauschendes Getränk, steigerte die tolle Lust der Krieger noch mehr. Unter wildem Gesang und dem Lärm des Tamtam und der Conge zerhieben die Wilden die Schädel in viele kleine Stücke, um an jeden Ort einige derselben zum Geschenk zu schicken. Den Beschluß machte ein wilder Tanz. Die Krieger stellten sich in zwei Linien und heulend, als wenn sie wüthend und toll wären, fingen sie an zu springen, wobei sie die rechte Hand auf die Schulter ihres gegenüberstehenden Tänzers legten und den Platz wechselten. So brach die Nacht herein. Nun stiegen sie in ihre Nachtwohnungen hinauf, während die Reisenden es vorzogen, in einem Taghause zu übernachten.

In den nächsten Tagen gelang es dem Herrn von Gironière, einen Mann zu entdecken, der die tagalische Sprache verstand, und von diesem ließ er sich weitere Auskunft über die Gebräuche und Religion der Tinguianen geben. Derselbe erzählte in der Kürze, wie folgt. Die Tinguianen verehren weder Sonne, noch

Mond, noch Sterne; doch glauben sie an ein Fortleben der Seele und behaupten, daß sich die Seele vom Körper loslöse und nach dem Tode des letztern in der Familie bleibe. Die Gegenstände ihrer Anbetung sind dem Zufall unterworfen und wechseln oft. Wenn ein Häuptling irgend einen Fels oder Baumstamm von bizarrer Form gefunden hat, etwa einem Hunde, einer Kuh oder einem Büffel ähnlich, so sagt er dies den Bewohnern des Dorfes und sofort wird das wunderliche Ding zur Gottheit gestempelt. Dann ziehen sie hinaus an den Ort, wo der Fetisch steht, und nehmen Speise und mehrere lebendige junge Schweine mit. Angekommen bei der Gottheit, errichten sie über derselben ein Dach von Stroh und opfern die Ferkel, die sie braten. Unter Musik und Tanz wird der Braten verzehrt und auch wacker dazu getrunken. Ist Alles aufgezehrt, so legt man Feuer an die Bedachung und verbrennt diesen improvisirten Tempel sammt der Gottheit darunter. Darauf begiebt man sich wieder nach Hause.

In Betreff der Heirath ist bemerkenswerth, daß dieselbe auf Uebereinkommen der Familien beruht. Am Hochzeitstage bringen Bräutigam und Braut Porzellan, Glas, Korallen und Goldstaub als Aussteuer mit, und zwar nicht für sich, sondern für die Mitglieder der Familien oder der Verwandten. Dieser seltsame Gebrauch ist darum eingeführt worden, damit die Scheidungen verhindert werden möchten, welche nur stattfinden dürfen, wenn derjenige Theil der Eheleute, der die Scheidung beantragt, alle jene Gaben zurückerhält. Um ihre Schätze zu behalten, wirken daher die Verwandten mit Sorgfalt darauf hin, daß sich die Eheleute gut vertragen und keins von ihnen die Zurückgabe der Geschenke verlangt. Das Verschwinden eines einzigen dieser Gegenstände ist schon ausreichend, die Scheidung unmöglich zu machen. Sollte man es für möglich halten, daß solche halbwilde Menschen ein so pfiffiges Auskunftsmittel ausfindig machen können? Und doch ist dem so.

Die Herrschaft ist bei den Tinguianen patriarchalisch; der Aelteste befiehlt. Wie im alten Sparta, so steht auch hier das Alter in hohen Ehren. Schriftliche Gesetze kennt man nicht; das Urtheil wird nach mündlicher Ueberlieferung gesprochen. Der zum Tode Verurtheilte muß fliehen, wenn er dem Tode entgehen will, denn Jeder ist verpflichtet, ihn zu tödten, wo er ihn findet. Das ganze Volk zerfällt in zwei Klassen, in Adel und niederes Volk. Adelig ist, wer etwas besitzt. Das Besitzthum aber besteht in einer Anzahl Porzellanvasen.

Auf seiner weitern Wanderung sah Herr von Gironière eines Tages plötzlich ein Feuer aus einer Hütte leuchten, um welches mehrere Personen sich geschaart hatten, die wie Wölfe heulten. Er trat näher und wurde Zeuge einer Begräbnißscene. Der Todte saß in der Mitte der Hütte auf einer Art Fußbank; unter ihm und an seinen Seiten standen Kohlenpfannen mit Feuer. In einiger Entfernung davon saßen an 30 Zuschauer im Kreise herum; gegen 10 Frauen bildeten einen kleineren Kreis näher an der Leiche; neben letzterer aber saß die Wittwe in weißem Trauerschleier. Die Frauen trugen Baumwolle herbei, womit sie den Leichnam abtrockneten, denn das Feuer schmorte alles Fett und alles Flüssige heraus. Während dieses langsamen Bratprozesses nahm von Zeit zu Zeit ein Tinguiane das Wort und hielt mit langsamer Sprache eine Rede, die er

jedesmal mit einem lärmenden Lachen endigte, welches von allen Anwesenden nachgeahmt wurde. Dann standen sie auf, aßen Stücke gerösteten Fleisches, tranken Basi und führten einen Tanz auf, wobei sie die letzten Worte des Redners wiederholten. Unser Reisender hielt den entsetzlichen Gestank eine Stunde lang aus, dann aber machte er sich auf und davon.

Unterwegs berichtete ihm der Dolmetscher den Verlauf der Krankheit des Gestorbenen. Als nämlich derselbe krank wurde, trug man ihn auf einen Platz, um ihm das sogenannte „große Mittel" beizubringen, d. h. es kamen alle Männer des Ortes bewaffnet zusammen, und beim Lärm der Conge und des Tamtam führten sie den ganzen Tag Tänze um den Kranken auf. Da es mit demselben aber nicht besser wurde, so wurde das Uebel für unheilbar angesehen; man brachte ihn daher nach Sonnenuntergang ins Haus und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Sein Tod war gewiß, denn er hatte ja nicht mehr Lust zum Tanzen gezeigt. Wirklich starb er auch nach zwei Tagen. Nachdem er verschieden war, setzte man ihn auf die Fußbank. Dann wurden alle Speisevorräthe im Hause gesammelt, um die Betheiligten, welche ihm die letzte Ehre erwiesen, damit zu sättigen. Ein Jeder derselben hielt eine Rede zum Lobe des Todten. Dann begann das Braten und Austrocknen der Leiche mittels des Feuers. Wenn alle Vorräthe an Lebensmitteln aufgezehrt sind, gehen die Fremden wieder nach Hause und es bleibt nur die Wittwe nebst den Verwandten zurück, welche so lange beim Leichname ausharren, bis derselbe gut eingetrocknet ist; dann befördert man ihn in ein Loch unter der Hütte, in dem die verstorbenen Verwandten bereits sitzen.

Von den Tinguianen begab sich unser Reisender zu den Igorroten, die ebenfalls das „Land der Ungläubigen" bewohnen. Er nahte sich den Hütten, wo er eine Gesellschaft von dunkelbronzefarbenen Menschen überraschte, denen er sich durch Geberden, so gut wie es anging, als einen ihnen wohlwollenden Freund zu erkennen gab. In Ermangelung von Korallen und Glaswaaren offerirte er ihnen Hirschfleisch und wurde, wie es schien, verstanden. Die Unterhaltung konnte nur durch Geberden geführt werden, was einen sehr komischen Anblick gewährte. Natürlich kam dabei wenig heraus; indessen konnte der Reisende doch die Leutchen genauer betrachten und auch ihre Wohnungen kennen lernen. Er fand sie ähnlich wie die Tinguianen bekleidet, aber kleiner und weniger hübsch, als diese. Die Hütten waren sehr einfach construirt; eine Menge Baumstämme umfriedigen einen runden Raum, den ein bienenkorbartiges Dach überdeckt. Um in das Innere der Hütte zu gelangen, muß man sich auf den Bauch legen und hineinkriechen, so klein ist der einzige Eingang. Oben ist eine Oeffnung gelassen, durch welche das Licht nur spärlich eindringt und die verpestete Luft des Gemaches eben so spärlich Ausgang findet. Der Fußboden ist mit Schmutz bedeckt; auch dient derselbe als Lager, während ein roh zugehauener Holzblock die Stelle des Kopfkissens vertritt. Einige Bambuslanzen, ein paar Kokosnüsse als Vasen und ein Haufen runder Steine als Vertheidigungsmittel bei feindlichen Angriffen, vollenden das Ameublement des dunkeln Loches, in dem eine europäische Nase es nur kurze Zeit aushalten kann.

Weiterhin gelangte unser Gewährsmann auch zu den wilden Urbewohnern

Luzons, die von den Tagalen Ajeta's, von den Spaniern dagegen Negrito's genannt werden. Diese Völkerschaft war einst zahlreicher und mächtiger; sie beherrschte die Tagalen, ließ sich von ihnen Tribut in Reis und Bataten geben, und wenn ihnen dieser verweigert wurde, griff sie zu ihren Waffen und schnitt den Besiegten die Köpfe ab, die als Siegstrophäen mitgenommen wurden. Als die Spanier in Besitz der Insel kamen, traten sie als Vertheidiger der Indianer auf, und ihre Büchsen hielten die Wilden in ihren Wäldern zurück. Noch heute aber ist dieses Volk sehr verbreitet; die Negrito's machen die zahlreichste Klasse der Ungläubigen aus und sind der Kultur noch weniger zugänglich, als die andern Wilden. Baumrinde ist ihre Kleidung, die Erde ihre Lagerstätte, die Jagd ihre Beschäftigung. Man könnte sie wilden Thieren vergleichen, die sich durchaus nicht zähmen lassen. Ein Bischof in Manila nahm einst einen jungen Ajeta zu sich, erzog ihn und bildete ihn zum Priester aus. Als derselbe die Weihe und damit seine Freiheit erlangt hatte, erinnerte er sich seines herumschweifenden Jugendlebens, seiner Berge und Wälder, warf die Kutte von sich, legte seinen ursprünglichen Anzug an und floh zu den Seinen. Alle Bemühungen, ihn wieder zurück zu bringen, waren erfolglos. Uebrigens theilen auch sie das Loos aller der Kultur widerstrebenden Wilden; sie nehmen an Zahl immer mehr ab und gehen ihrem sichern Untergange entgegen.

Herr von Gironière wagte es, auch das Gebiet dieser Menschen zu betreten, um sie an Ort und Stelle kennen zu lernen. Mit Vorsicht nahten er und seine Begleiter den Grenzen ihres Distrikts; während der Nacht stand immer Einer von ihnen Wache, während die Andern ausruhten. Unter dem Schutze der Wälder drangen sie weiter vor; nach längerer Reise fiel plötzlich ihr Blick auf eine zahlreiche Gruppe von dunkeln Gestalten, welche mehr Aehnlichkeit mit Thieren, als mit Menschen hatten. Sie waren am Rande eines Sees um ein Feuer versammelt. „Wir schritten", erzählt unser Reisender, „auf sie zu, indem wir ihnen die Gewehre entgegenhielten. Kaum hatten sie uns erblickt, so stießen sie einen heftigen Schrei aus und machten Anstalt zur Flucht. Glücklicher Weise hatte ich in Manila erfahren, wie man mit solchen Leuten umzugehen hat; ich zeigte ihnen Cigarrenpäckchen und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß ich ihnen davon mittheilen wollte; darauf setzten sie sich in eine Reihe, wodurch sie zu verstehen gaben, daß wir ihnen nahen dürften. Wir schritten zu ihnen hin und fingen an, die Cigarren zu vertheilen. Nach geschehener Vertheilung war unsere Verbindung angebahnt und der Friede geschlossen. Sie fingen nun alle an zu rauchen. An einem Baume hing ein Hirsch, von welchem der Häuptling drei große Stücke mit einem Bambusmesser abschnitt, die er auf die glühenden Kohlen warf. Bald darauf nahm er sie wieder herunter und bot einem Jeden von uns ein Stück an. Die Oberfläche war verbrannt und mit Asche bedeckt, das Innere dagegen war noch roh und blutig. Wir durften es nicht wagen, unsern Eckel zu verrathen; denn das hätte unsere Wirthe beleidigt. Ich aß daher ein Stück und meine indianischen Begleiter folgten meinem Beispiele. Von nun an waren wir gute Freunde; ein Verrath war nun unmöglich und ich konnte sie in ihren Sitten ungehindert beobachten. Ich schlug ein Bivouak neben ihnen auf, gleich als

Ein Besuch bei den Negrito's auf Luzon.

ob wir einen Theil ihrer Familie ausmachten. Zum Glück lernte ich am nächsten Tage eine Frau kennen, die sich längere Zeit bei den Tagalen aufgehalten hatte und von der ich interessante Aufschlüsse über diese Wilden erhielt."

Die Hautfarbe der Negrito's ist schwarz wie bei den Negern Afrika's; sie werden höchstens 4½ Fuß groß; das Haar ist wollig, und da man es nie abschneidet, so bildet es eine Art Haarkranz um den Kopf, der von Weitem fast wie eine Glorie aussieht. Das Auge ist etwas gelb und der Blick lebendig wie der eines Adlers, eine Folge der Beschäftigung mit der Jagd. Die Gesichtszüge sind denen der Neger ähnlich, doch sind die Lippen weniger aufgeworfen. Jung sehen sie nicht übel aus; aber ihre Lebensweise, das Schlafen unter freiem Himmel, die Abwechselung zwischen unmäßigem Genuß und großem Hunger wirkt nachtheilig auf sie. Sie gehen meist nackt, höchstens umgeben sie den dicken Leib mit einem 8 bis 10 Zoll breiten Gürtel von Feigenbaumrinde. Ihre Waffen bestehen in einer Bambuslanze, einem Bogen von Palmenholz und vergifteten Pfeilen. Ihre Nahrung sind Wurzeln, Obst und Jagdwild, das sie halb roh genießen. Sie leben in Gesellschaften von 50 und mehr Personen beisammen. Während des

Tages halten sich die Alten, die Kranken und die Kinder um ein großes Feuer auf; die kräftigen Männer durchstreifen dagegen die Wälder, um Wild zu erlegen. Haben sie ein Thier getödtet, das ihnen auf mehrere Tage Nahrung giebt, so bleiben auch sie beim Feuer. Während der Nacht liegen sie durcheinander in der Asche. Wahrlich ein seltsamer Anblick, eine Herde von 50 und mehr solchen meist häßlichen Gestalten auf einem Haufen beisammen liegen zu sehen! Die alten Weiber mit ihren abgezehrten Gliedern, plumpen Leibern und wunderlichem Haarbusch sehen wie Hexen aus.

Von Religion haben die Negrito's keinen Begriff; sie beten auch kein Gestirn an, sondern treiben ähnlichen Fetischdienst wie die Tinguianen. Große Ehrfurcht beweisen sie aber ihren Todten. Mehrere Jahre lang legen sie auf die Gräber derselben Stückchen Tabak und Betel. Der Bogen und die Pfeile des Todten werden über seinem Grabe aufgehängt, weil man glaubt, daß der Gestorbene in jeder Nacht aufstehe und auf die Jagd ausziehe. Die Begräbnisse geschehen ganz in der Stille und ohne jede Ceremonie; man legt den Leichnam in eine Grube und bedeckt ihn mit Erde. Als Herr von Gironière an eine Dolmetscherin die Frage richtete, ob sie nichts von einem höchsten Wesen wisse, erwiederte sie: „In meiner Jugend (sie war bei den christlichen Indianern gewesen) hat man mir von einem höchsten Wesen im Himmel erzählt. Aber das ist ein Lü[illegible] wie kann da oben ein Wesen wohnen; bleibt doch dieser Stein — dabei [illegible] sie einen Stein in die Höhe — auch nicht in der Luft." Ist ein Gestorbener begraben, dann machen sich die Mitglieder der Gesellschaft auf, um das erste beste Wesen, das ihnen begegnet, sei es ein Mensch, oder ein Hirsch, Büffel, Schwein u. s. w., zu tödten und auf diese Weise den Tod zu rächen. Auf dieser Jagd nach einem Opfer brechen sie kleine Zweige an den Bäumchen ab, an welchen sie vorüberziehen, und nei[illegible]n deren Gipfel herab, damit ihnen Jedermann aus dem Wege gehen und sich vor dem gewissen Tode schützen kann. — Vielweiberei kennen sie nicht. Die Heirathen werden auf eine sehr originelle Weise geschlossen. Hat ein junger Mann seine Wahl getroffen und ist dies den Eltern kundgegeben worden, so begiebt sich die Jungfrau eines schönen Morgens noch vor Aufgang der Sonne aus dem Lager in den Wald. Wünscht sie den Liebhaber zum Manne, so versteckt sie sich nicht; verschmäht sie ihn, so thut sie das Gegentheil. Einige Zeit nach Sonnenaufgang findet sich der Liebhaber im Walde ein; findet er das Mädchen vor Sonnenuntergang, so ist sie seine Frau; wenn nicht, so ist sie für ihn verloren.

Die Lebensweise ist eine nomadische, indem man die Niederlassungsorte nach dem Ergebniß der Jagd wechselt. Auf letzterer zeigen sich die Negrito's als vorzügliche Schützen, wie sie sich denn schon von Jugend auf im Bogenschießen üben; nicht selten sieht man kleine Kinder nach den Fischen in den Flüssen zielen. Sobald ein Thier erlegt ist, wird die durch den vergifteten Pfeil gemachte Wunde so schnell als möglich ausgeschnitten, weil sonst das Fleisch sehr bitter und ungenießbar wird. Das Gift wird aus der Rinde eines Baumes bereitet. Körperlich sind die Leutchen sehr gewandt; wie die Affen klettern sie behende auf die Bäume, wobei sie die Fußsohle geschickt anzuwenden verstehen. Mit unglaublicher Schnel-

ligkeit jagen sie dem Wild nach, und es gewährt dies einen um so komischeren Anblick, wenn auch die Frauen und Kinder hintennach traben, — eine Schaar von Gestalten, deren häßliche Körperbildung sammt ihrem rohen Leben sie an die äußerste Grenze aller menschlichen Wesen verweist. Ein paar kleine Hunde dienen ihnen bei der Verfolgung der Jagdthiere.

Die Wälder Luzons sind reich an Wild und Jagdlustige finden hier ein unerschöpfliches Feld zur Befriedigung ihrer Liebhabereien. Die Indianer hegen den interessanten Aberglauben, daß am Sonnabend vor dem heiligen Osterfest die Thiere, selbst die wildesten im Walde sich versammeln, um die Auferstehung des Herrn zu erwarten, und daß sie dann so sanftmüthig sind, sich ohne jedes Widerstreben fangen zu lassen. Wer daher nur eine Lanze führen und die Berge besteigen kann, ist an diesem Tage Jäger. Alle Hunde des Ortes begleiten die Jagenden und erfüllen mit ihrem Gebell die Wälder. Der Auszug geschieht schon am Abend des Charfreitags und man bringt die Nacht auf einem nahen Hügel unter freiem Himmel zu. Bei Anbruch des Tages erhebt sich die ganze Gesellschaft und wartet mit Ungeduld, bis sich der Priester des Ortes mit dem Sakristan in die Kirche begiebt, wohin auch alle Frauen des Dorfes gehen. Dies ist das Zeichen, daß auch die Jäger zur Andacht sich anschicken sollen; sie fallen auf die Kniee und verrichten ihre Gebete. Es tritt eine feierliche Stille ein; dann aber, sobald die Kirchenglocken das Ende des Gottesdienstes verkündigen, erhebt sich Alles und Freudengeschrei erfüllt die Luft. Jubelnd zieht man nun nach dem Walde und immer kehren die Jäger reich beladen von der Jagd zurück, obgleich die Thiere nicht weniger scheu und wild sind, wie gewöhnlich. Doch die Freude weicht zuweilen dem Schrecken, wenn ein Büffel unerwartet aus dem Waldedickicht hervorgestürzt kommt; dann heißt es: „Rette sich, wer kann!" Denn der Büffel ist das gefürchtetste Thier der Wälder auf Luzon und es gilt als eine große Heldenthat, einen Büffel erlegt zu haben.

Die Büffeljagd ist nach dem Terrain, auf dem sie stattfindet, verschieden; in der Ebene bedarf man nur eines guten Pferdes und vieler Geschicklichkeit im Werfen des Lasso; aber in den Bergen ist noch mehr nöthig; da muß man vor Allem kaltes, ruhiges Blut haben. Mit einer Flinte bewaffnet, stellt sich der Jäger so hin, daß der aus dem Walde tretende Büffel ihn gleich erblickt. Sobald dieser den Jäger bemerkt hat, stürzt er mit größter Schnelligkeit auf ihn los, alle Hindernisse des Weges vernichtend. Wenige Schritte vor dem Jäger aber macht er plötzlich Halt, und hält ihm seine spitzen Hörner drohend entgegen. Dies ist der Augenblick, in welchem der Schütze abfeuern und die Kugel mitten in die Stirn des Thieres senden muß. Versagt das Gewehr, oder zittert die Hand, so daß der Schuß fehl geht, dann ist der Jäger verloren, wenn ihn nicht ein glücklicher Zufall aus seiner entsetzlichen Lage rettet.

Ein gefahrloses Vergnügen ist dagegen die Jagd auf Hirsche. Dazu sind ein gut dressirtes Pferd und eine Lanze nothwendig. Man richtet die Pferde so gut ab, daß sie, nachdem sie einen Hirsch erblickt haben, ganz von selbst in größter Geschwindigkeit demselben nachjagen und alle Hindernisse, die ihnen etwa in den Weg kommen, überwinden. Der Jäger trägt eine Lanze von 6 bis 9 Fuß

Länge und hält dieselbe zum Wurf bereit; sobald er dem Hirsch nahe genug gekommen ist, schleudert er sie nach demselben. Verfehlt er den Wurf, so entsteht nur dann eine Gefahr für ihn, wenn die Lanze in die Erde eindringt; denn in diesem Falle können Pferd und Jäger leicht durch den hervorstehenden Lanzenschaft verwundet werden, indem das Pferd in seinem Laufe nicht still hält, wenn auch der Wurf bereits erfolgt ist.

Eine eigenthümliche Jagd ist die auf Fledermäuse. In der Zeit des Ostpassates sind alle Bäume von oben bis unten mit Fledermäusen bedeckt, einer Art fliegende Hunde. Während des Tages schlafen sie; in der Nacht aber brechen sie auf, verlassen die entblätterten Bäume und suchen sich neue Nahrung. Sobald der Westmonsun eintritt, verschwinden sie. Schießt man unter sie, so erheben sie sich in Masse und setzen wie eine Wolke ihren Zug weiter fort. Diese Fledermäuse benutzt man zu der bereits erwähnten Speise.

Sehr häufig sind die Boaschlangen; sie sind jedoch dem Menschen weniger gefährlich, als die übrigen auf den Philippinen einheimischen Schlangen. Exemplare von gefahrbringender Größe sind selten.

Reishäuschen mit Bambusrohr.

Ein Mandarin, Besuche machend.

VII. China.

Makao. — Der Dichter Camoens. — Tempel in Makao. — Ein chinesisches Gastmahl. — Kanton. — Chinesisches Flußleben. — Die Wasserstadt. Das Innere von Kanton. — Wachtelkämpfe. — Wetten. — Oeffentliche Aufzüge. — Barbiere. — Besuch eines Mandarinen-Palastes. — Religion der Chinesen. — Orakel. — Chinesische Aerzte. — Der Sarg. — Begräbnißgebräuche. — Kane's Thätigkeit und Krankheit in China.

Nachdem Kane Luzon durchforscht hatte, begab er sich nach Makao zurück. Diese Stadt ist die portugiesische Niederlassung im chinesischen Reiche; sie liegt auf einer Halbinsel der chinesischen Provinz Kuangtung, zwischen zwei Reihen von Hügeln, die von Pflanzenwuchs entblößt sind. Eine sandige Landenge, auf der die Chinesen eine Mauer gezogen haben, trennt das kleine portugiesische Gebiet vom „Reich der Mitte". Diesseits liegen außer der Stadt drei chinesische Dörfer, von Gärten und großen Kirchhöfen umgeben. Makao ist auf einem sehr unebenen Boden erbaut und besteht aus einem chinesischen und einem europäischen Stadttheil. Der letztere hat zwei schöne Straßen, von denen sich die eine mit einer langer Reihe schöner, massiver Gebäude im Halbkreise um die Bai zieht. Hinter ihr erhebt sich die Stadt und steigt über die Hügel bis zur andern Seite

der Landzunge hinab. Die meisten Häuser sind in spanischem Geschmack, solid, hoch und luftig, mit Verandas versehen; dazwischen liegen aber auch wieder chinesische Stadttheile. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 30,000, wovon 25,000 Chinesen, während die übrigen 5000 Portugiesen oder Mestizen sind, ein entartetes Geschlecht, meistens arm, von Almosen und von den niedrigsten Geschäften lebend. Außerdem findet man hier Parsen, Spanier, Nordamerikaner, auch Engländer, die sich zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit daselbst aufhalten. Die Portugiesen wurden im Anfange des 17. Jahrhunderts mit Makao beschenkt oder belehnt, zum Lohn für die Dienste, welche sie dem Kaiser Kang-hi bei Besiegung der Seeräuber geleistet hatten, welche die Mündung des Kantonflusses versperrten. Sie erhielten Aufnahme unter der Bedingung, einen jährlichen Tribut von 500 Taels (circa 1000 Thaler) zu entrichten, der ihnen bis auf den heutigen Tag nicht erlassen ist. In neuerer Zeit ist durch das Aufblühen Hongkongs Makao allmälig zurückgekommen und wird, wie es den Anschein hat, immer mehr in Unbedeutenheit zurücksinken.

Das Merkwürdigste der Stadt ist die Grotte des berühmten portugiesischen Dichters Luis de Camoens, der im Jahre 1517 zu Lissabon geboren wurde. Vom Hofe verwiesen, ward der junge Dichter aus Verzweiflung Soldat und diente auf der Flotte, welche die Portugiesen gegen Marokko aussendeten. Er dichtete in der Mitte der Schlacht, und wie die Gefahr seinen Genius entflammte, so entflammte sein Genius wieder seinen Muth. Ein Flintenschuß raubte ihm das rechte Auge vor Ceuta. Nach seiner Rückkehr hoffte er, man werde wenigstens seine Wunden vergelten, wenn man auch sein Talent verkenne; aber er täuschte sich. In gerechtem Unwillen schiffte er sich 1553 nach Indien ein und erreichte Goa, eine der bedeutendsten portugiesischen Niederlassungen. Da ihn die Mißbräuche der Regierung zu herbem Tadel fortrissen, so wurde er nach Makao verwiesen. Hier lebte er mehrere Jahre in keiner andern Gesellschaft, als der mit den Reizen des Orients ausgeschmückten Natur, und dichtete sein berühmtestes Gedicht „die Lusiade". Vasco de Gama's Unternehmung nach Indien, die Kühnheit dieser noch nie zuvor versuchten Seefahrt ist der Gegenstand dieses Werkes, in dem Camoens mit großer Kunst verstanden hat, die Erzählungen der portugiesischen Geschichte mit dem Glanze der Dichtkunst und das Christenthum mit den Fabeln der Mythologie zu vereinigen. Endlich ward der Dichter aus seinem Exil am äußersten Ende der Welt zurückgerufen; an der Mündung des Flusses Macon in Cochinchina litt er Schiffbruch und rettete sich schwimmend, in der einen Hand die Rolle seines Gedichtes über den Fluten emporhaltend, den einzigen Schatz, den er den Wellen entriß, und der ihm theurer war, als sein Leben. Camoens hatte in Goa neue Verfolgungen zu erdulden; er ward wegen Schulden ins Gefängniß gesetzt und nur auf die Bürgschaft einiger Freunde durfte er sich im Jahre 1563, sechzehn Jahre nachher, einschiffen, um nach Lissabon zurückzukehren. König Sebastian nahm den Dichter wohl auf; aber da dieser Fürst einige Jahre darauf in einer Schlacht blieb, so war Camoens aller Unterstützungen beraubt. So groß war seine Armuth, daß Nachts ein Sklave, den er aus Indien mit sich genommen, in den Straßen bettelte, um das Leben seines Herrn zu fristen. In diesem Elende ver-

Die Grotte des Camoens.

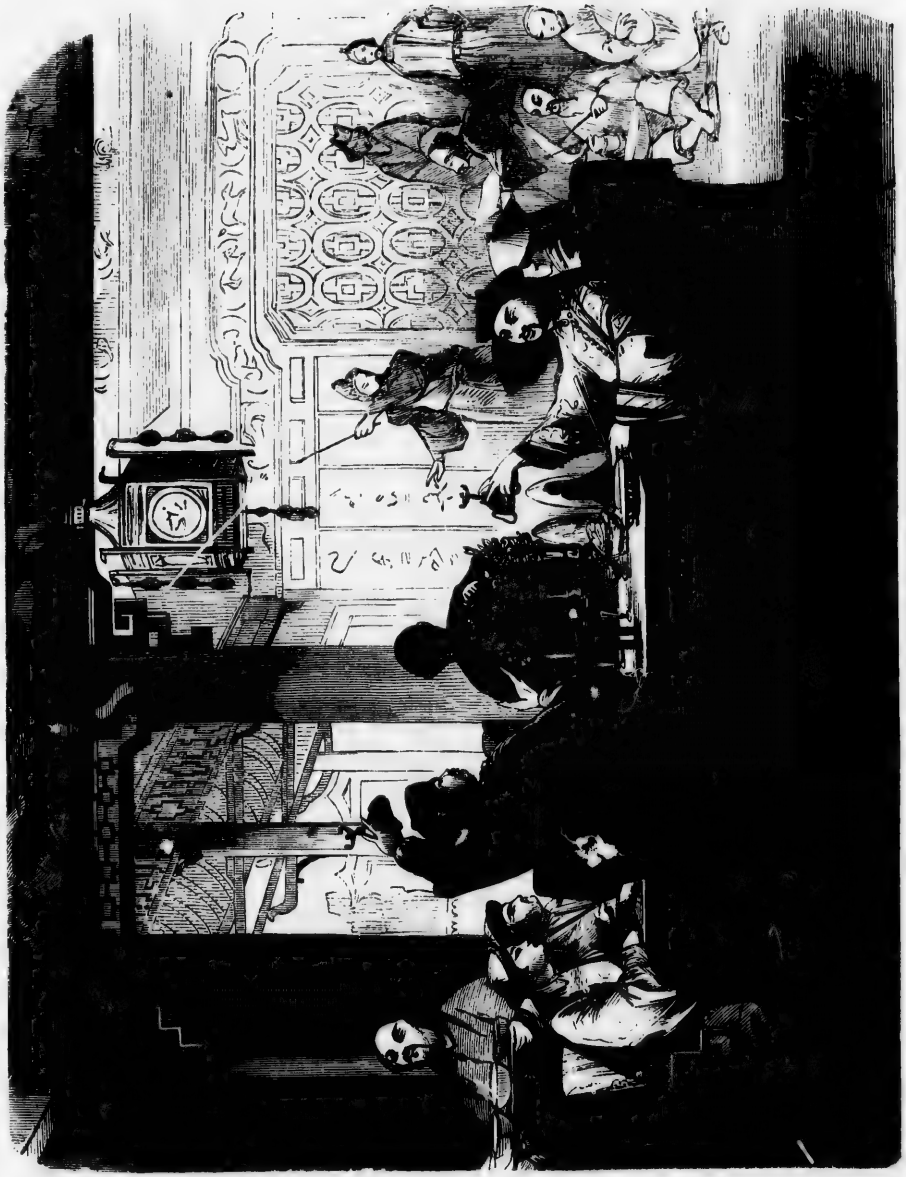
faßte er noch lyrische Gedichte, welche zum Theil die rührendsten Klagen enthalten. So schöpfte sein Geist selbst Begeisterung aus den Leiden, vor denen sonst der Farbenglanz der Poesie zu schwinden pflegt! Endlich starb dieser Heros der portugiesischen Literatur, eine Zierde seines Vaterlandes und Europa's, 62 Jahre alt, im Hospitale, und fünfzehn Jahre nachher feierte man sein Andenken durch ein prächtiges Denkmal. — In der abgebildeten Grotte soll er die Lusiade verfaßt haben. Sie liegt, aus drei von der Natur übereinander gethürmten Felsblöcken gebildet, in einem großen Garten nach dem innern Hafen zu; die Anlagen selbst sind verwildert. Der Besitzer des Gartens hat leider ein weiß angestrichenes Portal daran geklebt, dieses mit chinesischen Charakteren beleckst,

und oben drauf ein Tempelchen gesetzt. Innen steht eine Büste von Camoens mit einer Inschrift auf dem Piedestal.

Der protestantische Kirchhof enthält einen Denkstein des großen Missionars Morrison und seines Sohnes.

Eine andere Sehenswürdigkeit ist noch der kleine Tempel an einem Vorsprung des innern Hafens, ein wahres Denkmal chinesischen Geschmacks im Kleinen und Kleinlichen. Das Bereich desselben erstreckt sich einen steilen Abhang voll Felsen hinauf, Treppen führen hindurch, und an allen Enden stehen kleine Tempelchen mit niedlichen Dächern, von uralten Bäumen beschattet. Alle Felsen sind mit Inschriften bedeckt, denen man das höchste Alter zuschreibt. Am Eingange stehen zwei Löwen von Granit, in ihren Rachen Kugeln haltend, welche, künstlich ausgemeißelt, nicht herausgenommen werden können. Wenn sie diese Kugeln ausspeien, sagen die Eingeborenen, wird die Welt untergehen.

Kane hatte Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten und Sitten der Chinesen kennen zu lernen; leider besitzen wir auch in dieser Hinsicht wenig Nachrichten von ihm selbst. An einem Festmahle, das der chinesische Bevollmächtigte zu Ehren der Amerikaner gab, nahm er auch Theil. Wie es dabei hergegangen sein mag, können wir uns leicht nach den Berichten anderer Reisender vorstellen. Im Allgemeinen ist der Chinese in Bezug auf Nahrungsmittel wenig wählerisch; dem ärmern Theile der Bevölkerung mundet so ziemlich Alles, was ihnen nahrhaft erscheint. Hunde, besonders junge, werden ganz gewöhnlich zum Verzehren verkauft, und man sieht sie in den Fleischerläden mit abgezogenem Felle friedlich neben Schweinen und Hammeln hängen. Selbst gegen Ratten und Mäuse haben die Chinesen nichts einzuwenden, ebenso wenig gegen Frösche und Schlangen; die große Schnecke ist aber gar ein aristokratischer und köstlicher Leckerbissen, der so wenig wie die eßbaren Vogelnester bei einem Festessen fehlen darf. Noch nicht ausgebrütete Enten und Hühner sind ein Lieblingsgericht; beginnende Fäulniß erregt nicht den geringsten Ekel; faule Eier läßt man keineswegs umkommen, und Fisch ist nur um so besser, wenn er recht riecht und dem Fleisch einen kräftigen Geschmack mittheilt. Larven und Insekten und die Raupe am Zuckerrohr dienen auch zu Speisen. Die Mahlzeiten haben das Eigenthümliche, daß man fast Alles in der Form von Brühen genießt, worin einzelne geröstete und gebratene Schnitten herumschwimmen: Gurkenschnitte, Würste, indianische Vogelnester ꝛc., das schwimmt Alles bunt durch einander. Und um solche Speisen zu genießen, bedient man sich nicht etwa eines Löffels, sondern zweier dünner Stäbchen, mit denen man das Feste aus der Flüssigkeit herausfischt. Gabeln und Messer sind durchaus nicht im Gebrauch. Europäern ist es besonders widerwärtig, daß die meisten Speisen mit ekelhaftem Oel angemacht sind, das einen brenzlichen, süßlich widrigen Geschmack hat. Brod und Wasser vermißt man schmerzlich bei chinesischen Mahlzeiten, und man wird nicht entschädigt durch das beliebte „gebratene Eis", das mit einem Teige aus Zucker, Eiern und Gewürzen umgeben, schnell in siedendes Schweinefett getaucht und sodann gleich verschlungen wird, ehe das Eis in der heißen Hülle schmilzt, wobei man sich abwechselnd den Mund verbrennt und erkältet. Ingwer und Knoblauch sind beliebte Gewürze,

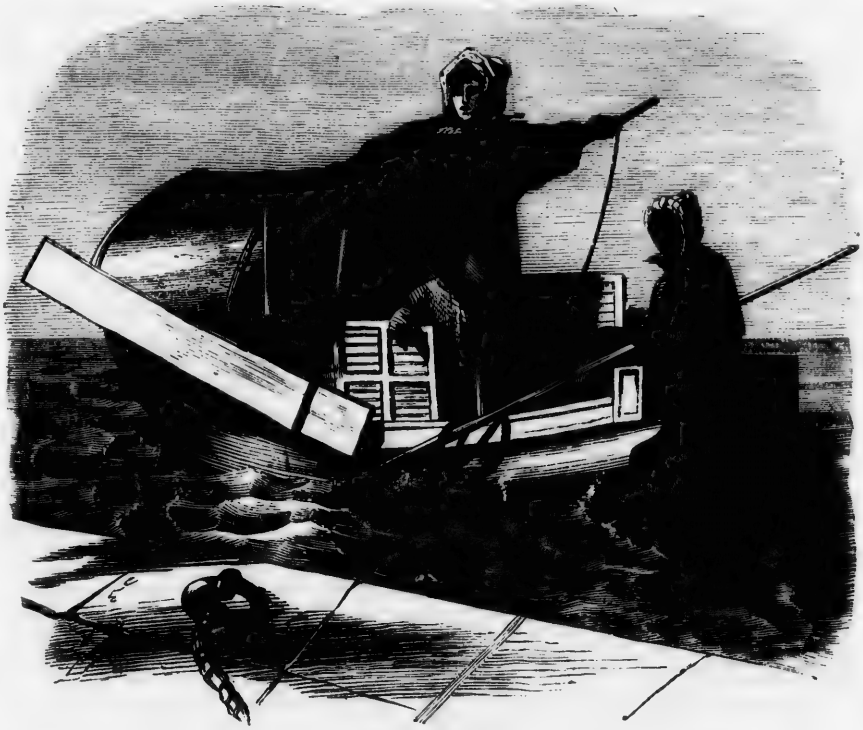


Ein chinesisches Gastmahl.

dagegen wird Alles ohne Salz bereitet, was um so unangenehmer ist, als man die Speisen mit Schweinefett übermäßig anmacht. Eine Hauptsache der chinesischen Küche ist der Reis. Dieser ist bei allen Mahlzeiten vorhanden, und das niedere Volk grüßt sich oft nur: „Yafan?" d. h. „Habt ihr euern Reis gegessen?" Bei großen Gastereien dürfen die Frauen mit ihren Freundinnen durch ein Gitter zuschauen; Theilnahme ist ihnen unter keinen Umständen gestattet. Die Vornehmen sitzen auf weichen Polstern, Arme am Boden. Gewöhnlich haben ihrer Zwei einen Tisch für sich.

Als Kapitän Richardson, dessen Mittheilungen wir hier folgen, bei einem Mandarin zu Gaste war, ging es also her. Die Tafel, an welcher gespeist ward, war eine breite Platte auf reichgeschnitzten Pfosten, bedeckt mit kostbarem Geräth. Porzellangefäße auf silbernen Gestellen trugen duftende Blumenbouquets und nahmen die Mitte der Tafel ein. Ringsum blieb hinlänglich Raum für die Speisegeschirre und Trinkgeräthe der Gäste. Die Stühle, auf denen man sich niederließ, waren mit Polstern aus gestickter Seide bedeckt. Der Wirth selbst nahm am Ende der Tafel auf einem erhöhten Sitze Platz. Mit feierlicher Miene stand er auf, um das Mahl zu eröffnen, und ersuchte seine Gäste, die bereiteten Speisen zu genießen. Dann brachten Diener die verschiedenen Gerichte. Rahmkäse und eingemachte Fruchte eröffneten die Reihe, Suppe aus Milch oder Blut von Stuten folgte, Nudeln und ein Gericht geschmorter Vogelnester von sehr angenehmem Wohlgeschmack schlossen sich daran. In feinen Porzellanschalen erschienen gebratene Stücken von Seefischen, Fleischstücke von verschiedenem Gethier und in verschiedenen Saucen schwimmend, Geflügel, das eine in Stücken geschmort, das andere ganz am Roste gebraten, Vogellebern in Oelsauce, Eier und Braten von jungen Hunden. Den Schluß machten wiederum Pasteten aus weißem Buchweizenmehl und Gelée von Früchten, sowie Gefrorenes. Die schöngearbeiteten Trinkbecher wurden während dem von den aufmerksamen Dienern mit leichtem, wohlschmeckenden, heißen Punsch aus Reisbranntwein gefüllt, und der heitere Wirth forderte seine Gäste scherzend zum Wettkampf im Trinken auf, ergriff mit ihnen gleichzeitig den Porzellanpokal, leerte ihn auf einen Zug und kehrte ihn triumphirend um, zum Zeichen, daß auch nicht die Nagelprobe drin geblieben. Einige Musikanten, die am Ende des Zimmers aufgestellt waren, spielten chinesische Lieblingslieder, denen ein Europäer freilich keinen Geschmack abgewinnen konnte. Um so mehr bewunderte er die Geschicklichkeit der Gaukler, welche dazwischen auf ausgebreiteten Teppichen ihre Künste sehen ließen.

Bei dem Gastmahl, an dem Dr. Kane Theil nahm, wurde ein aus Reis gewonnenes geistiges Getränk genossen, das fast wie Madeira-Wein duftete und keine Aehnlichkeit mit andern spirituösen, durch Brennen gewonnenen Getränken verrieth. Es wurde aus hübschen, kleinen silbernen Kannen geschenkt. Das Ausbringen von Toasten ist bei den Chinesen eine wichtige Sache und wird unter bestimmten Förmlichkeiten vollbracht. Kane schreibt darüber, wie folgt. Zuerst macht der den Toast ausbringende Chinese dem, welchem die Artigkeit galt, ein Compliment; worauf beide ihre Gläser mit beiden Händen ergreifen, langsam auf einander zugehen, anstoßen und dann die Gläser bis auf den letzten Tropfen leeren; zum Zeichen, daß dies geschehen ist, stürzen sie zum Schluß die Gläser



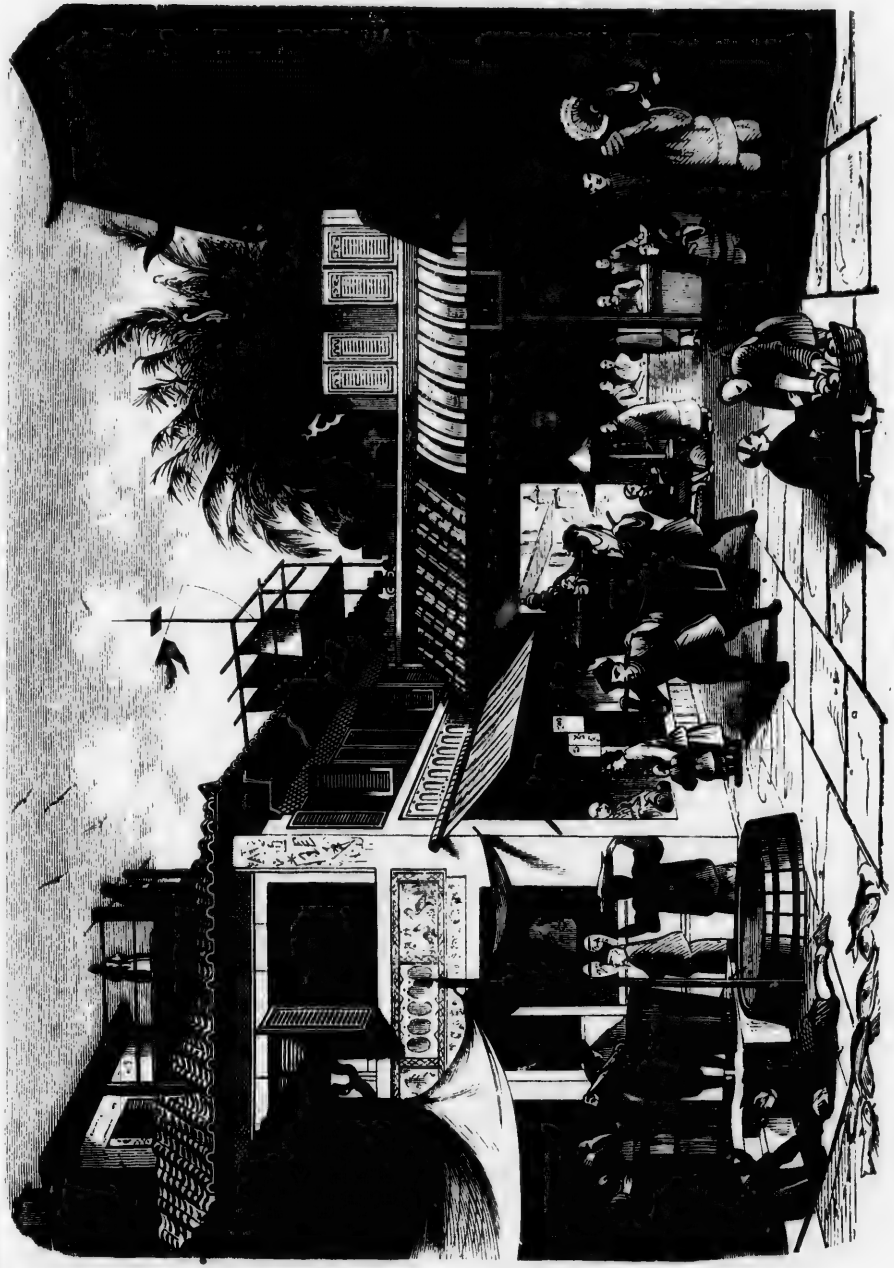
Eierschalenboot.

um. Zuerst stieß der chinesische Commissionär mit dem amerikanischen an, dann mit dem Commodore Parker, der jedoch sein Glas schnell leerte, um der langen Ceremonie zu entgehen. Unter den Chinesen befand sich ein pockennarbiger Mandarin, der im Trinken Unglaubliches leistete. Derselbe erhob sich und rief einem Landsmanne herausfordernd zu: „Ich steige dir eine!“ „Mit Vergnügen“, erwiederte der Angeredete und leerte sein Glas. „Ich steige dir zwei“; fuhr der Mandarin fort. „Topp!“ versetzte der andere und abermals wurden die Gläser geleert. „Ich steige dir drei“ und so fort bis auf 8 Gläser, rief der Pockennarbige, dem es darauf die Amerikaner gleich zu thun suchten. Als sie das Spiel beendigt hatten, erhob sich der Pockennarbige abermals und band mit noch anderen Tischgenossen an; es entbrannte ein wüthender Trinkkampf, die Nase des Mandarinen röthete sich immer mehr, aber er blieb doch Sieger. Von geschäftlichen Angelegenheiten wurde fast gar nicht bei Tische gesprochen, wiewol es der amerikanische Commissionär wünschte und den Versuch dazu machte; die Chinesen sind in dieser Hinsicht sehr schlau und rückhaltend.

Als die amerikanische Gesandtschaft ihre Aufgabe gelöst hatte, trat sie die Rückreise an; Dr. Kane nahm aber seinen Abschied und ließ sich in Kanton selbst

nieder, um dort als praktischer Arzt zu wirken. Er erfreute sich bald einer ausgedehnten Praxis, besonders unter den Schiffern, die sich hier in großer Anzahl befinden. Die Stadt Kanton, oder Kwang-tung, liegt am Perl- oder Kantonflusse, etwa 2 deutsche Meilen von dem Meere und zwar in einer Ebene ohne jede Erhöhung oder Einsenkung bis auf die nördliche Vorstadt, wo die „Weißen Wolkenberge" ihre Spitzen über die großen Pagoden erheben, welche die Grenze der Stadtmauer bezeichnen. Vom Meere aus fährt man durch die Anson-Bai zwischen felsigen Vorgebirgen in den weiten Fluß hinein, auf welchem die riesige Stadt sich bald durch Vorboten ankündigt. An den Ufern winken Dörfer und Städte, auf dem Flusse werden die sonderbaren chinesischen Schiffe und Boote immer dichter. Diese beinahe rechtwinkligen Kasten mit drei Balken statt der Masten in der Mitte, mit Etagen, die fast wie Kartenhäuser in größerem Maßstabe aussehen, angemalten grünen Drachen mit blutrothem Rachen, blutrothen Flaggen und Segeln und ein Paar großen, vorn angemalten Augen, damit die Dschunke auch sehen und den rechten Weg finden kann, machen einen unwillkürlich lächerlichen Eindruck, wie Schiffahrt in der ersten Kindheit. Und doch fahren die Chinesen länger zur See, als irgend eine Nation! Die Boote der Mandarinen, die mit englischen und amerikanischen Flagen immerwährend auf dem Flusse umherschießen, zischen mit ihren je vierzig Rudern durch das Wasser hin, daß sie oft mit dem besten Dampfschiffe fortkommen.

Weiter den Fluß hinauf treten ungeheure Festungswerke auf Höhen und Felsen zur Deckung verschiedener Kanäle und Nebenflüsse sehr bedeutend in den Vordergrund der seltsamen landschaftlichen Scenerie. Grüne Hügel mit lachenden P[illegible]gruppen und jeden Zoll breit hoch kultivirte Thäler, die sich unten hindurchwi[illegible], ungeheure Reisfelder, unmittelbar auf dem angeschwemmten Boden der Ufer, umgeben von Alleen stolzer Bananen, auf das Wasser hineingebaute Vorsprünge zum Wohnen und für verschiedene industrielle Zwecke, ganze Reihen und Doppelreihen kleiner Kähne, an die Ufer angesäumt, und ein immer dichteres Gewimmel von Schiffen, Booten, Kähnen, Leichtern, Dschunken, Lorcha's und Tankea-Booten (Eierschalenbooten. S. Abbild. S. 125), so genannt von ihrer Gestalt, die einem halben Riesenei gleicht, Takelagen, Wimpeln, Segeln und Flaggen, und drüben ein unabsehbares Labyrinth von Bauten und Menschen dazwischen — das ist Whampoa, die Rhede Kantons, wo viele Hunderte jährlich ankommender und absegelnder Schiffe den Umfang des Handels mit China verkünden. Hier ließ sich Dr. Kane nieder. Weiter geht es zwischen romantischen Ufern nach Kanton hin; unmittelbar von den Ufern klettern dichte, schwere, wie Seide säuselnde Reisfelder an den Hügeln hinauf. Dazwischen gucken freundliche weiße und zierliche Dörfer aus Bambushecken hervor. Prächtige Pagoden und Tempel wetteifern vergebens in Höhe mit den Kronen gigantischer Banianenbäume. Vor uns und in der Ferne klärt sich der verschwommene Horizont immer deutlicher zu ganzen Trauben von vieldächerigen Thürmen und Galerien und Labyrinthen unabsehbarer Häuser auf. Das ist Kanton. Die rothmastigen Mandarinenboote, die auf dem Wasser schwimmenden Vorstädte mit ganzen Geschwadern von Dschunken und flatternden Bannern, ein immer dichteres Ameisengewimmel von Fahrzeugen aller Art, die



Eine Straße in Kanton.

zuweilen den Fluß so dicht bedecken, daß man kaum Wasser dazwischen hindurch leuchten sieht, das dumpfe Surren und Sumsen, das die Luft erfüllt, das sind die Beweise, daß wir in einer Stadt mit mehr als einer Million Einwohner landen.

Die um den Landungsplatz herum schwimmende Flußstadt mag nach einer Schätzung Bowring's an 300,000 Menschen bergen, die hier ihren fast steten Aufenthalt haben, ihre gewöhnlichen Geschäfte treiben und ihren Vergnügungen nachgehen. Von dem Ankerplatze aus breitet sich das ganze Panorama der Stadt vor den Augen aus. Der Fluß, der sich durch die Ebene windet, verbreitert sich an der westlichen Vorstadt, während er nach Osten hin sich in Dünsten verliert, welche über Whampoa schweben. An seinem nördlichen Ufer zeigt sich eine ununterbrochene Reihe von Booten, während sie in der Mitte nach allen Seiten hin sich bewegen. Gemäldehändler, Obstverkäufer, Fischer und wandernde Barbiere, welche mit ihren Scheeren klappern; Aussätzige, die eine Wohnung auf dem Flusse nehmen müssen; Passagier- und Frachtschiffe, sowie Blumenböte; Fahrzeuge von jeder Gestalt und Farbe mit Handelsleuten jeder Art vermehren das Gedränge auf dem Flusse. Das Geschrei streitender Ruderer, das Gekreische zankender Weiber, das Weinen kleiner Kinder, das Schmettern von Gongs, das Plätschern schwerer Ruder nebst hundert andern unbeschreiblichen Lauten mischen sich zu einer babelartigen Verwirrung.

Gleichwol enthalten diese auf dem Flusse hin und her sich bewegenden Boote nur einen kleinen Theil der Flußbevölkerung. Soweit das Auge reicht, liegen Boote an den Ufern und um die Landzungen her, welche in das gelbe Wasser hineinreichen, und alle diese schwimmenden Wohnungen, von der größten bis zu der kleinsten, wimmeln von menschlichen Wesen. Gewaltige Dschunken liegen entweder neben einander oder einzeln vor den kleinen Böten gleich riesigen Schildwachen. Um die fremden Schiffe her schwärmen schnellfahrende Böte, welche dazu bestimmt sind, Passagiere von den Schiffen ans Land zu bringen oder umgekehrt. Dazu kommen die Proviantböte, deren langzöpfige Eigenthümer Eß- und andere Waaren an die Matrosen verkaufen; wohlbewaffnete Polizeiböte mit 30 bis 60 Rudern und mit seidenen Flaggen oder Fähnchen am Mast; Düngerböte, die einen so penetranten Ammoniakgeruch verbreiten, daß der Fremde, der unerwartet in ihr Bereich kommt, in seiner schwülen Kajüte Schutz sucht, in welcher er sich in den heißen Sommermonaten eine recht entsprechende Vorstellung von der Hölle machen kann; ferner zahlreiche Blumenböte, welche sich namentlich in der Nähe der fremden Schiffe aufhalten. Sie sind die schönste Zierde der schwimmenden Stadt. Von außen schmückt man sie mit unerhörtem Luxus; der Eingang ist voll Skulpturen; die Seitentheile, gewissermaßen von durchbrochener Arbeit, sind mit einer Kunst gemeißelt, von welcher nur die schönen chinesischen Fächer aus Elfenbein einen Begriff geben können. Das Ganze ist roth, blau oder grün bemalt, und jedes Relief sorgfältig vergoldet. An der Vorderseite stecken vier prächtig bemalte Laternen an eben so vielen Masten, und an der Rückseite wehen vier bunte Flaggen in Rautenform. Die Blumenschiffe ersten Ranges bestehen aus zwei Stockwerken; das Dach bildet eine Terrasse und ist gewöhnlich mit Tischen und Stühlen bestellt. Das

Hauptgebäude oder Erdgeschoß ist in eine Menge kleiner Zellen abgetheilt, die mit Bildern geschmückt sind und nur einen Tisch, ein paar Stühle und bisweilen ein Bett enthalten. Terrassen, Vorhallen und Rampen sind mit großen Porzellanvasen geziert, in denen man beständig große Blumensträuße unterhält. Gewiß ist es dieser Luxus, diese feenhafte Ausschmückung, was diesen Fahrzeugen den Namen Blumenschiffe erworben hat, den sie in allen Sprachen Europa's führen, während sie bei den Chinesen nur „Häuser der vier Genüsse", d. h. der vier Arten von Genuß, heißen.

Hinter der Wasserstadt erheben sich palastartige Gebäude, die Faktoreien und Konsulresidenzen Amerika's, Englands, Dänemarks. Weiterhin kommt die eigentliche Stadt, mit ganzen Reihen von chinesischen Palästen mit vergoldeten Façaden und zierlichem Schnitzwerk, lange Straßen von Häusern, Hütten und Villen mit hölzernen Wänden und Bambusdächern, mit Trink-, Spiel- und Wetthäusern und Vergnügungsorten in großen Gärten, des Nachts erleuchtet von vielfarbigen Papierlaternen und großen seidenen Kugeln, dazwischen ein stets ameisenartiges Gewimmel der regen dichten Bevölkerung. Die Stadt zerfällt durch rechtwinkelig schneidende Straßen in dreizehn Gruppen. Zwei derselben, Alt- und Neu-Chinastraße, bestehen fast durchweg aus chinesischen Läden und Bazars, in denen die fabelhaftesten Massen von Schätzen chinesischer Industrie und Kunst zum Verkaufe aufgehäuft liegen, seidene Waaren von Kiangnan mit den üppigsten, feinsten Stickereien, Ebenholzkästchen mit Gold und Elfenbein ausgelegt zu Bildern, die man durchs Vergrößerungsglas betrachten muß, um ihre Zierlichkeit und Schönheit zu erkennen, Bilder mit Wasserfarben so zart und brillant, wie die Flügel der schönsten Schmetterlinge oder die Farbenhauche in Blumenkelchen, größtentheils Götter und deren Donnerkeile, oder Krieger mit Pfeil und Bogen, oder Verbrecher, sich windend in der buddhistischen Hölle, oder gravitätische Mandarinen auf dem Richterstuhle darstellend, umgeben von Polizei und Dolchen und Schwertern und Verbrechern. In den chinesischen Läden stechen ferner brillant hervor: lackirte Theebüchsen mit Malerei, Fächer, Theebreter, Porzellan von der feinsten, delikatesten Form und Masse, Bronzen. Die wunderbarsten Elfenbeinschnitzwerke, deren Entstehung sich der geschickteste Mechaniker kaum erklären kann, und tausenderlei andere Erzeugnisse einer erstaunlichen Industrie, Ausdauer, Geschicklichkeit und Kunst. Die Alt- und Neu-Chinastraße sind breit und gerade und durchaus mit Granitplatten gepflastert. Ganz anders sieht es in den andern ächt chinesischen Gassen aus, die sehr eng sind. Hier ist das wahre chinesische Leben und Genießen: Haufen weicher, rother Mandarin-Apfelsinen, Wassermelonen von Amoy, Pfirsichen von Schantong, rothe Brustbeeren von Petscheli, lebendige Fische aus dem Tschukiang, wilde Hunde in Körben für die Tafeln der Reichen, geräucherte und plattgedrückte Enten, ganze Reihen und Schnüre getrockneter Ratten und Mäuse mit Kränzen von Katzenkeulen neben Rind- und Hammel- und durchaus fettem Schweinefleisch. Frauen und vornehme Personen lassen sich in diesen Stadttheilen nicht sehen; sie lassen sich in Palankinen von Kulis tragen mit Vorläufern, die mit unbarmherzigen Knitteln hohen obrigkeitlichen Personen Platz machen. Ueberhaupt scheint Jeder, der Lasten

trägt, eine Respektsperson zu sein; schwerfällige Träger von Fruchtkörben treten und stoßen ungestraft Alles bei Seite, ohne daß Jemand muckt.

Hinter der ummauerten Mandschu-Stadt wohnen die hohen Behörden und die reichen Kaufleute, die Abends ihre Geschäfte verlassen, um in ihren Palästen zu schlafen.

Interessante Scenen bieten die Spielhäuser in den Vorstädten. Spielen und Wetten ist eine Hauptleidenschaft der Chinesen; besonders sind Wachteln dabei beliebt, die hier etwa dasselbe sind, was in England die Rennpferde. Mitten auf der Straße, besonders an den Bollwerken, fordern sich ein Paar Wachtelbesitzer heraus, nehmen die Herausforderung an, lagern sich im Kreise von Zuschauern, die sofort auf eine oder die andere Wachtel wetten, und holen ihre mit künstlichen Stahlkrallen bewaffneten, abgerichteten Kämpfer heraus. Nachdem alle Wetten arrangirt sind, läßt man sie los und verfolgt deren grimmiges Duell mit todtenstiller Spannung, bis die eine flieht oder todt liegen bleibt. Dann jubelt's und schreit's, und die Wetten werden sofort durch klingende Münze oder sonstige Tausche ausgeglichen. Das Abrichten und Verkaufen von, und das Wetten auf Wachteln ist eine Hauptpassion aller Klassen. Die Mandarinen lieben aber auch Hahnenkämpfe und außerdem müssen Kartenspiele, Schach, Domino, Würfel ꝛc. die allgemeine Spielluft befriedigen. Das Wachtelspiel, Tsoimoi, wird am leidenschaftlichsten unter Fischern und Schiffern getrieben. Man findet sie allenthalben barfuß und halb nackt mit kurzen Pfeifen im Munde am Flusse, im Schmutze, in der Sonne um solche kämpfende Wachteln gelagert.

In den Straßen erregen besonders auch die feierlichen Aufzüge der Mandarinen viel Aufsehen. Jeder derselben macht seinen Vorgesetzten die Aufwartung, läßt sich gewöhnlich in einer Sänfte von buntgekleideten Bedienten tragen, durch Polizeidiener, die mit langen Bambusrohren bewaffnet sind, den Weg durch das Gedränge der Menge bahnen und seine Visitenkarte vor sich hertragen, die, je vornehmer er selbst, auch um so länger ist. Sie wird gewöhnlich auf rosarothes Seidenpapier geschrieben und bei den hochgestellten Beamten ist sie so lang als das ganze Empfangzimmer.

Eine seltsame Figur ist auch der chinesische Barbier. (Siehe auf dem Anfangsbild dieses Kapitels zur Linken.) Derselbe hat zwei lange Eisenstücken in der Hand, die er beständig an einander klingen läßt, um die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu ziehen. Auf der Schulter trägt er eine lange Stange, an der eine Kanne Wasser, ein Becken und einige Handtücher hängen; als Gegengewicht hat er einen Stuhl mit Kästen, worin sich eine eiserne Pfanne mit Wasser befindet, das von einem kleinen Kohlenofen heiß erhalten wird. Hat sich ein Kunde gefunden, so wird ein passender Platz auf der Straße aufgesucht, worauf die Operation beginnt; der Kunde wird geschoren, Augen und Ohren werden ihm gereinigt, die Gelenke seiner Arme und Beine müssen knacken und dann wird der ganze Leib durchgeknetet, — und das Alles unter freiem Himmel vor Jedermanns Augen. Die abgeschorenen Haare werden gesammelt, weil sie als Düngemittel dienen.

Es ist nicht leicht, in das Innere der Stadt einzutreten; eben so selten ge-

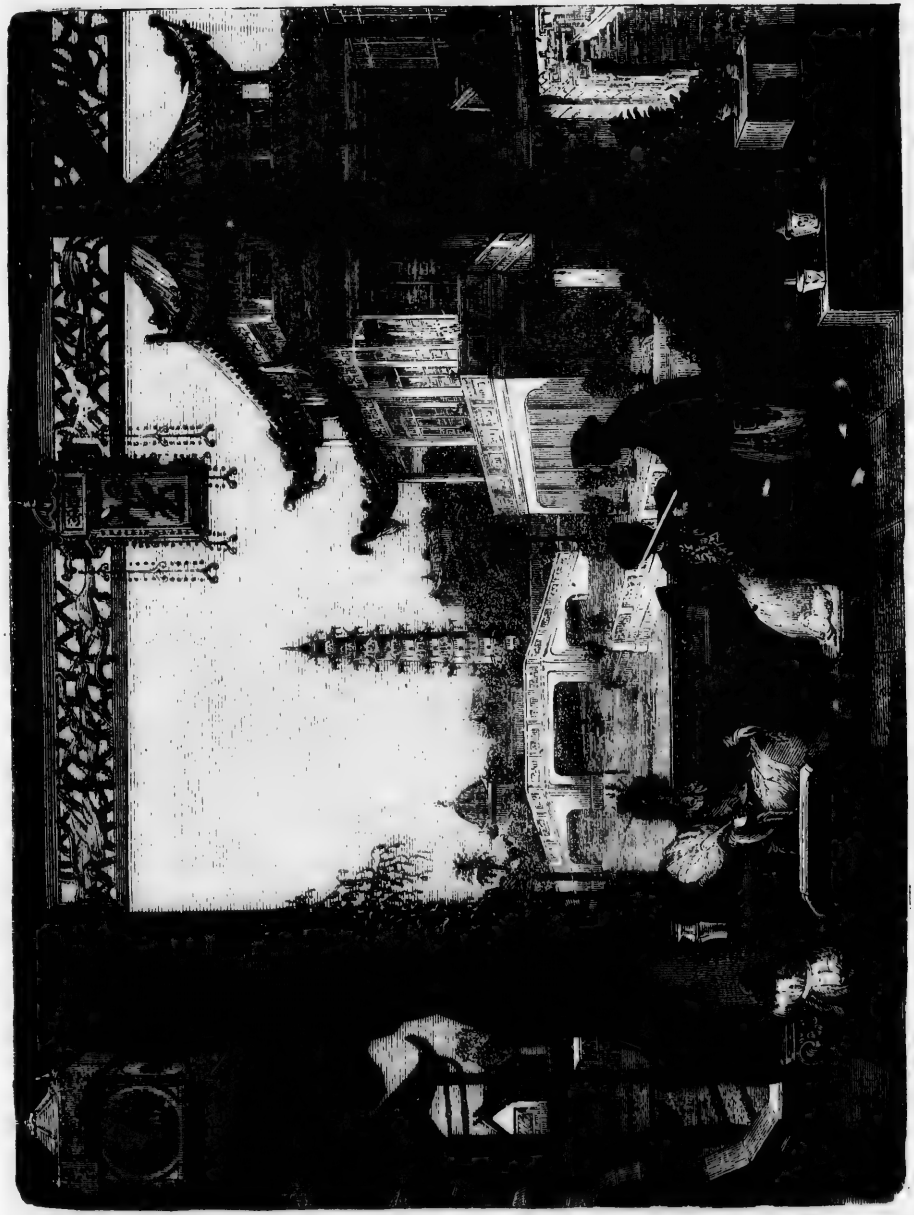
lingt es auch einem Reisenden, in das Haus eines chinesischen Würdenträgers zu gelangen, wo man den chinesischen Luxus in hohem Grade entfaltet sehen kann. Ich will daher meine Leser nach der Schilderung Y v a n's in den Palast eines Mandarinen einführen. Die Behausung, welche der Berichterstatter besuchte, besteht aus drei inneren Höfen, rings von einstöckigen Gebäuden umgeben. Jeder Hof hat eine besondere Bestimmung; der eine ist mit Arkaden eingefaßt, unter welchen Arbeiter beschäftigt sind, die im Solde des Besitzers stehen; ein anderer führt in das Empfangshaus, wo man Geschäfte verhandelt und Besuche empfängt; den dritten Hof begrenzen die Wohnungen der Weiber, die Speisesäle und alle mit dem häuslichen Leben in Beziehung stehenden kleinen Bauten. Dieser letzte Hof ist eigentlich ein Garten; im Mittelpunkte befindet sich ein Bassin, dessen grünliches Wasser Lotusblätter verhüllen; die Ränder werden von Trauerweiden überschattet. Um das Bassin sind schlängelnde Rabatten angelegt, auf denen Azaleen, Päonien und Goldlack blühen. Hier ergeht sich die rechtmäßige Gemahlin, vor der Sonne geschützt und von 12 Dienerinnen begleitet. Das Innere der Wohnungen entfaltet ungeheuren Luxus, aber was den Comfort betrifft, so ist es dürftig um sie bestellt. Das kleine Zimmer der Hauptgemahlin ist ein reizendes Boudoir: die Armsessel, die Stühle, die Putztische, die Gestelle sind aus prächtigen Holzarten mit unendlicher Kunst gearbeitet; aber das Bett, von einem Netzwerk aus Gaze überdeckt, gleicht dem eines Karthäuser-Mönches: einige Spähne von Bambus in einem Sack aus Nankinzeug dienen als Matratze, und die Decke ist mit dem baumwollenen Betttuche zusammengenäht. Der Boden des Salons ist aus verschiedenfarbigem Holze mit entzückenden Dessins gearbeitet; die Simse sind reich vergoldet; Boden, Decke und Wände strahlen in jenem unvergleichlichen Firniß, der allen Gegenständen das Ansehen von polirtem Marmor, Porphyr oder Jaspis giebt; aber all dieser Luxus hat etwas Frostiges, denn es fehlen unsere Tapeten und Vorhänge. Die Abwesenheit dieser Art von Comfort ist in der kühlern Jahreszeit, wo die Nordwinde zuweilen heftig wehen und die Chinesen gern ein mit feinem Pelze gefüttertes Oberkleid anziehen, recht fühlbar.

Ein Theil des Palastes ist den Wissenschaften gewidmet. Der Eintretende kommt zuerst in eine wahre Druckerei, wo der Besitzer antike Inschriften kopiren läßt. Drei geschickte Kalligraphen malen eben die Schriftzeichen auf große Marmortafeln. Sobald eine solche Tafel mit der Schrift bedeckt ist, räumen die Kalligraphen ihren Platz andern Arbeitern, welche mittelst Grabsticheln das Geschriebene graviren. An die Druckerei stößt eine Malerwerkstatt, wo man Gemälde kopirt, die der Hausherr in ehrwürdigen, alten Büchern aufgefunden hat. Von hier tritt man in ein wahres chemisches Laboratorium, in welchem wir Salpetersäure bereiten sehen. Diese Säure wird zu Anfertigung von Knallsilber verwendet, mit dessen Hülfe man Zündhütchen herstellt. Unser Mandarin läßt diese Arbeiten aus reiner Liebe zur Technik und zu den Wissenschaften ausführen. Darauf betreten wir das Studirzimmer. Hier ist es die seltsame Form der Möbel, die Sonderbarkeit der Gemälde, die wunderliche Anordnung der Bücher, was die Täuschung nicht aufkommen läßt, als befänden wir uns bei einem Gelehrten oder Alterthümler unsers Vaterlands. Ein Tisch aus schwarzem Holze steht in-

mitten des Gemachs; auf dem Tische sieht man Pinsel aus Marderhaaren an Bambusstielen, geheftetes Papier und ein chinesisches Schreibzeug, d. h. ein Stück Achat in Form eines Lotusblattes, auf welchem die Tusche angerieben wird. Regale aus Jaspis, Pagodit oder Marmor, welche Götzen, Thiere oder phantastische Blumen darstellen, halten Zeichnungen und zerstreute Noten. Der Thron des gelehrten Herrn ist ein ungeheurer Lehnsessel aus schwarzem und glänzenden Holze, aber ohne Kissen. An der einen Wand des Gemaches sind die Gestelle einer Bibliothek, die andere ist mit prächtigen Zeichnungen und riesigen Schriftzeichen behangen. Die Bilder sind nicht so gewöhnlich wie in bürgerlichen Wohnungen: es sind große Compositionen auf Seidenstoff und in ein hohes Alterthum hinaufreichend. Hier können wir jene großen gewirkten Gemälde bewundern, die bei uns eine moderne Erfindung sind und die man in China seit Jahrhunderten anfertigt. Einer der interessantesten Gegenstände ist aber die Bibliothek; das Holz der Gestelle ist, wie das der Möbel, schwarz, glänzend, ciselirt und inkrustirt, und die Bücher liegen flach auf den Bretern. Das Schlafgemach enthält Bett, Sessel, Stühle, Tische, Ornamente und Kuriositäten, zum Theil sehr kostbare, der verschiedensten Art, Alles antik und mit ehrwürdigem Staube bedeckt. Die archäologischen Schätze bestehen hauptsächlich aus alten Porzellan- und Bronze-Arbeiten, geschnitztem Bambus, Kleinodien von Jaspis und gefaßten Steinen. Alle diese Dinge ruhen auf Sockeln von unbeschreiblicher Eleganz, die je nach der Natur des Gegenstandes, den sie hervorheben sollen, knotige und gewundene Wurzeln, biegsame und blühende Zweige, Felsen oder die Basis einer Säule darstellen; solche Arbeit scheint mit dem Meisterwerke aus Erde, Stein oder Bronze, dem sie als Unterlage dient, ein Ganzes auszumachen.

In China hat das kleinste Kunstwerk in gewissem Betrachte seinen Sockel, und sehr oft ist dieser sogar von größerem artistischen und innerem Werthe als das, was er trägt. Die Fabrikate aus Porzellan sind mehrentheils weiße Vasen mit Bildern, welche grünenden Bambus, reizende Blumen, vom Winde getragene Wolken und Personen in alterthümlicher Pracht darstellen. Einige Arbeiten sind in Relief ausgeführt. Sehr merkwürdig ist der Absatzknoten eines Bambusrohres von der Stärke eines gewöhnlichen Eimers. Auf dieser natürlichen Vase sind Personen, Bäume, Blumen, Früchte, Felsen ausgeschnitzt, und alle diese Gegenstände sind so vollkommen vom Grunde abgelöst, daß es aussieht, als ob die Menschen sich bewegen und als ob der Wind die Bäume schüttelt. Der Sinn fürs Groteske und Sonderbare offenbart sich an gesammelten Bruchstücken von Felsen, die Aehnlichkeit mit einem phantastischen Thier, mit schroffen Felsenkämmen, oder einem von der Zeit ausgehöhlten Steinblocke haben.

Das größte Interesse erregen die Zauberspiegel. Es sind dies bewundernswürdig polirte, die Gegenstände vollkommen zurückstrahlende Metallscheiben. In die der geschliffenen Oberfläche entgegengesetzte Seite der chinesischen Spiegel sind gewöhnlich Zeichnungen oder Schriftzeichen gravirt. Läßt man nun den Sonnenstrahl auf die geschliffene Fläche fallen, so ereignet es sich wol, daß das reflectirte Licht, auf eine Wand oder Zimmerdecke geworfen, die gravirten Zeichnungen der Kehrseite abspiegelt. Der Besitzer äußerte sich darüber also: „Der Werkmeister gravirt die-



Das Innere eines Mandarinen-Palastes.

selben Bilder, die er auf der unpolirten Oberfläche in Relief ausgeführt hat, tief in die glatte Oberfläche; dann füllt er die Höhlungen mit einer Masse aus, deren Dichtheit der des Metalls, aus welchem der Spiegel gemacht ist, ungefähr gleich kommt; jetzt erst begiebt er sich ans Polieren. Nach dieser Operation ist es unmöglich, die Punkte, welche ausgehöhlt waren und nun durch die Legierung ausgefüllt sind, wieder zu erkennen. Das aber weiß ich nicht zu erklären, warum die Bilder im Reflexe wiedererzeugt werden, sobald die Scheibe von der Sonne beschienen wird." Unsere Physiker können es ihm sagen; es geschieht dies nämlich darum, weil der Körper des Spiegels und jene die tiefgravirten Zeichnungen ausfüllende Masse das Licht auf verschiedene Weise zurückwerfen.

In Hinsicht auf Religion bilden die Chinesen den Gegensatz zu den Hindu's: sie sind darin sehr lau. Die Hauptreligion ist der Buddhaismus, jedoch ist der Glaube so manchfaltig wie die Mundarten im Reiche. Die Tempel sind Stätten eines Kultus, wovon wir uns kaum eine Vorstellung machen können. Lassen wir uns daher eine von Robert Fortune, der einmal im Charakter eines Chinesen, ein andermal als Europäer tief ins Innere von China vordrang, Einiges darüber mittheilen. „Ich fand", sagte er, „den Tempel reichlich mit Andächtigen gefüllt. Frauen und Mädchen schienen am zahlreichsten vertreten und am frömmsten. Sie knieten auf Kissen um den Altar herum und verbeugten sich tief vor den ungeheuren Götterbildern, die ihnen gegenüber standen. Diese Verbeugungen wiederholten sie mehrere Male und zündeten dann Lichter und Weihrauch an, und stellten erstere auf den Altar. Auf die Kissen wieder niederknieend, nahmen sie ihre Prosternationen aufs Neue vor, um nach einigen Sekunden andern Andächtigen für dieselben Ceremonien Platz zu machen. Einige wenden sich direkt an ein Götzenbild, um eine Antwort auf an dasselbe gerichtete Fragen vermittelst zweier kleinen Stückchen Holz, die an der einen Seite rund, an der andern flach sind, zu erlangen. Wenn sie, in die Höhe geworfen, auf die flache Seite fielen, so gab die Gottheit damit eine günstige Antwort. Doch da die versteckten Stäbchen nach den Gesetzen der Schwere in der Regel auf die runde, schwerere Seite fielen, so kehrten sich die armen Heidinnen mit einer Welt voll Angst und Besorgniß von ihren zürnenden Göttern ab. Andere Andächtige schüttelten eifrig ein hohles Bambusrohr, mit vielen kleinen Stäbchen gefüllt, deren jedes mit chinesischer Schrift versehen ist. Ein geübter Schüttler kann leicht eines der Stäbchen losmachen und auf den Boden fallen lassen. Von da wird es aufgenommen und zu einem Priester (Bonzen) gebracht, der die geheimnißvollen darauf geschnittenen Zeichen deuten soll. Er schlägt sein großes Buch auf und schreibt die darin, wie in einem Lexikon, gegebene Bedeutung auf ein Stückchen Papier, welches der Fromme gläubig in seinem Hause oder auf dem Felde anbringt und getrost die Früchte davon erwartet. Ich bemerkte oft, daß es schwer war, Personen wegen des vom Priester gegebenen Papiers zufrieden zu stellen, so daß sie sich oft an andere Personen umher wandten, um deren deutlichere Erklärung zu erfahren. Diese Kultusscenen waren ungemein aufregend und machten einen tiefen Eindruck auf mich. Hunderte von Lichtern brannten auf den Altären, Wolken von Weihrauch stiegen empor und füllten die Luft; von Zeit zu Zeit ließ sich eine große Trommel

Chinesische Aerzte und Quacksalber.

dumpf und weit außen vernehmbar hören. Glockengetön erklang dazwischen und mischte sich mit den dumpfen Tönen der großen Trommel. Die Glöckchen klangen lieblicher, als irgend etwas der Art in England. Viele derselben sind sehr alt und stammen aus einer Zeit, in der die Chinesen eine höhere Stufe der Kunst einnahmen, als gegenwärtig."

Die Bonzen sind mitunter auch als Aerzte und Quacksalber bemüht, sich eine behagliche Existenz zu gründen. Die Stellung der chinesischen Aerzte ist eine eigenthümliche, denn dort haben die Aerzte nicht wie bei uns ein Interesse daran, daß es so viel als möglich Krankheiten und Kranke gebe; vielmehr ist der chinesische Arzt ein Staatsbeamter, der dafür zu sorgen hat, daß so wenig wie möglich Krankheiten vorkommen, der in Gefahr ist, seines Amtes entsetzt zu werden, wenn der Gesundheitszustand in seinem Bezirk gar zu unbefriedigend ist. Der gute Gesundheitszustand seiner Pflegebefohlenen bringt ihm eine Gehaltserhöhung ein. Der Kaiser behandelt seinen Leibarzt nach diesem Grundsatz: „Keine Gesundheit, kein Geld!" und wenn er krank wird, so ist das Patent des Arztes suspendirt. Uebrigens kann Jeder Arzt werden, der den Beruf dazu zu haben glaubt, und es laufen daher im Reiche eine Menge Quacksalber umher, die unter allerlei Hokuspokus die Menschen von Krankheiten heilen wollen. Da in China der Arzt zugleich Apotheker ist, so besorgen sich solche Leute auch ihre Medikamente.

Diese verfertigen sie sich etwa aus Rhabarber und andern Kräutern, aus Wurzelwerk, Beeren und Orangenschalen; aus weißem Pfeffer, Kellerwürmern und einer Henne, welche lebendig vor den Augen des Publikums in einem Mörser zerstampft wird, machen sie sich ein Pflaster, das bei Beinbrüchen Wunderdinge thun soll. Kommt solch ein Quacksalber in einen Ort, dann schlägt er auf dem Markte eine Bude auf; einige gemiethete Musiker locken das Volk durch Flötentöne, Beckenklänge und allerlei Gauklerkünste herbei; der Heilkünstler läßt sich dann vor den Augen der Menge von Giftschlangen beißen, denen er vorher heimlich die Giftzähne ausgebrochen hat, und nimmt darauf eine Medizin, um dem Publikum die Wirksamkeit derselben handgreiflich zu beweisen, und dann gelingt es ihm wol, den Leuten das Geld aus der Tasche zu schwindeln.

Die Chinesen glauben an eine Seelenwanderung; beim Tode verläßt die Seele den Leib und wandert weiter. Bei Ohnmachten, in Fieberzuständen geschieht nach ihrer Meinung diese Trennung theilweise, weshalb sie in solchen Fällen die noch nicht weit entfernten Seelen bittend beschwören, doch wieder in den Leib zurückzukehren. Helfen Bitten nichts, so sucht man der fliehenden Seele wol auch Furcht durch Schwärmer einzujagen und sie auf andere Weise zur Umkehr zu zwingen. Sonst aber sieht man dem Tode im Allgemeinen mit einer seltenen Ruhe entgegen. Der Missionär de Huc erzählt uns, daß Särge in allen Städten China's ein üblicher Handels- und Luxusartikel sind, womit sich Freunde und Verwandte beschenken. Wohlhabende Leute kaufen sich immer sobald als möglich selbst einen Sarg nach ihrem Geschmack aus den großen Vorräthen in Läden. Zärtliche Kinder und Nachkommen beschenken die alten Eltern und Onkels mit kostbaren, geschmackvoll dekorirten Särgen. Sobald Jemand bettlägerig wird, so ist es die erste Pflicht der aufmerksamen Angehörigen, den Sarg neben sein Bett zu stellen und ihn zu fragen, ob ihm die mögliche neue Wohnung auch gefalle. Auf dem Lande, wo keine Särge vorräthig sind, schickt man in jedem ernstlichen Krankheitsfalle sofort zum Tischler, welcher an dem Kranken Maß nimmt und einige Zoll „zum Strecken" zugiebt. In Gegenwart des Kranken wird dann um den Preis gehandelt, worauf der Tischler hinausgeht vors Fenster und den Kranken mit der Musik des Sägens und Hobelns an dem entstehenden Sarge unterhält. Alles das geschieht ganz geschäftsmäßig ohne Aufregung von Seiten des Todescandidaten oder der Angehörigen. Diese Eile und Zuvorkommenheit in Krankheitsfällen für die Verrichtungen des Begrabens gilt allgemein als Zeichen der Liebe und Zärtlichkeit für den Kranken, welches letzterem sehr angenehm ist. Der Kranke würde über Rücksichtslosigkeit und Kälte klagen, wollte man ihm den Sarg bis nach dem Tode vorenthalten oder sich damit entschuldigen, daß man auf seine Genesung hoffe. Ist der Kranke gestorben, dann beginnen die Trauerfeierlichkeiten: Familie und Nachbarschaft trauern in weißen Kleidern. Beim Begräbniß erhalten sämmtliche Leidtragende die Trauerkleider von der betroffenen Familie. Eine große Anzahl Musikanten und besonders bezahlte Klageweiber begleiten den Zug, letztere wol auch mit fliegenden Haaren. Das Klagegeschrei wird von dem Lärm der Gongs (eine Art Trommel) begleitet, sowie von den scharfen, schneidenden Mißtönen musikalischer Instru-

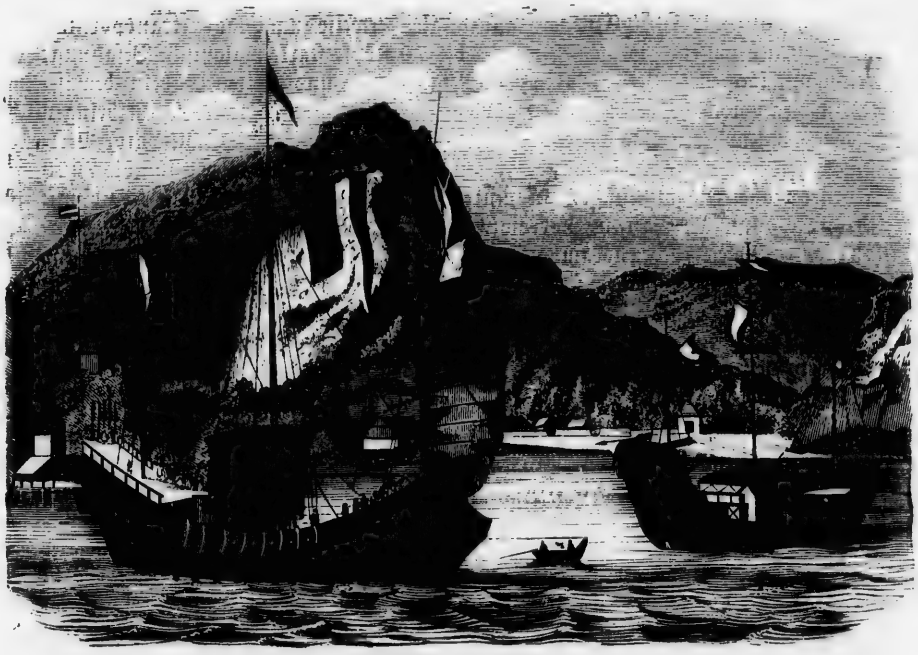
Chinesisches Begräbniß.

mente und dem unaufhörlichen Knattern der Schwärmer. Denn es muß bei einem Begräbniß so lärmend als nur möglich hergehen; überdies glaubt man, daß durch den Pulvergeruch und das Knallen die bösen Dämonen verhindert werden, sich der armen Seele des Verstorbenen zu bemächtigen, welche nach allgemeiner Ansicht dem Sarge folgt. Jene schlimmen Geister stehen auch in dem Rufe, sehr habsüchtig zu sein, und man läßt daher während des Zuges eine Anzahl Sapeken und Bankzettel fallen, die der Wind nach allen Seiten hin davonführt. Allein dieses Geld, das man den Dämonen opfert, besteht nur aus ganz einfachen, weißen Papierstückchen, durch die sich die „dummen Teufel" täuschen lassen und denen sie nachlaufen, während die arme Seele ungestört den Sarg begleitet.

Die chinesischen Friedhöfe sind voll prächtiger Monumente. Auf den Gräbern pflegt man oft lange Zeit Speise und Trank aufzustellen, um dem Todten dadurch Achtung zu erkennen zu geben. Ist der Leichnam begraben, so folgen Opfer und Schmausereien, und das Leid wird schnell zur Freude. Das Andenken der Geschiedenen aber wird in Ehren gehalten; in den Häusern der Reichen ist sogar stets ein Zimmerchen als eine Art Haustempel eingerichtet, in dem sich Tafeln befinden, in welche die Namen der Ahnen eingegraben sind.

Fast wäre unser Freund Kane auch in China begraben worden. Er wurde nach längerem Aufenthalt in Whampoa zu Ende des Jahres 1844 vom Reisfieber ergriffen und auf ein schweres Krankenlager geworfen. Er fand jedoch in Mr. Richie in Kanton einen freundlichen Helfer, der ihn liebreich und gastfrei in sein Haus aufnahm und verpflegen ließ, so daß er nach einiger Zeit wieder genas. Indessen brachte dieser Unfall in Kane den Entschluß hervor, sich von China wieder zu entfernen und die Heimat aufzusuchen. Ein Herr Dent, Sohn eines britischen Beamten zu Madras, ebenfalls wie Kane von schwacher, zarter Konstitution, hatte denselben Zweck im Auge, und so verbanden sich beide junge Männer zur gemeinschaftlichen Ueberlandreise nach Europa. Im Januar 1845 verließen sie China, Kane mit einem Vermögen von 3000 Dollars, die er sich während seiner 15monatlichen Praxis gespart hatte.

Chinesischer Courier.



Dschunken im Hafen.

VIII. Singapur, Borneo und Sumatra.

Singapur. — Hafenleben daselbst. — Borneo. — Die Dajaks. — Ihre Wohnungen und Sitten. — Seeräuber. — Malayen. — Prauen. — Der Sultan von Solok. — Sir James Brooke und sein wunderbares Leben. — Sarawak und Labuan. — Sumatra. — Die Kampherſucher. — Die Battaker. — Ihre Dörfer. — Ida Pfeiffer auf Sumatra.

Wir verlassen mit Kane China, steuern südlich nach Kap Romania hin, der Südspitze von Malakka, von der ein wenig südlich die Insel Singapur mit der Stadt gleiches Namens an einem in die Insel eindringenden Meeresarme liegt. Im Gegensatze zu den dürren Küstengegenden China's macht die Einfahrt ins freundliche Singapur einen sehr wohlthuenden Eindruck auf Auge und Gemüth. Tausende von Bäumen in allen Schattirungen erheben sich bis auf die höchsten Höhen und selbst weit ins Meer hinein; darunter gruppiren sich die Wohnungen der Europäer, Malayen, Hindu's und Chinesen. Die Häuser sind meist niedrig, klein und gleichförmig; eine Esplanade dehnt sich am Meere hin und eine lange Reihe von hübschen Bungalows umgiebt dieselbe. Hinter der Stadt erheben sich waldbedeckte Hügel; auf dem höchsten derselben steht das Gebäude des englischen Gouverneurs. Der Hafen wird nie leer von Fahrzeugen der benachbarten Küsten und Inseln. Hier sieht man die Proa's oder Prauen von

Borneo, 1000 bis 1600 Centner tragend, gleicherweise zum Waarentransport wie zum Seeraub passend, wozu sich die 60 bis 70 Köpfe starke malayische Besatzung, welche mit langen Speeren, schweren Metallflinten und breiten Säbeln bewaffnet ist, fast noch besser als diese Fahrzeuge selbst eignet. Die Malayen bringen Pfeffer, Kampher, Wachs, Salanganen (Schwalbennester), Schildpatt, Perlmutter und Perlen nach Singapur. Neben den Proa's erscheinen die 3000 bis 7000 Centner tragenden siamesischen Dschunken als wahre Ungeheuer. Diese sind mit Reis, Kokosnußöl, Safran, Tarrowurzeln, Paradiesholz oder Aloëholz (Aloëxylon), getrockneten Fischen, Kambodscha-Gummi, Elephantenzähnen, Rohseide und Zwiebeln belastet. Außerdem sind die halbeuropäischen Schiffe von den holländischen Besitzungen auf Borneo, von Sambas, Mempawa und Pontianak stehende Gäste im Hafen vor Singapur. Neben diesen Waaren bringen die bezeichneten Schiffe und Fahrzeuge ganze Schwärme von Chinesen, so daß sich gegen 70,000 Chinamänner in Singapur aufhalten, dazu nur sehr wenig Frauen, weil in China kein Frauenzimmer auswandern darf, wenn sie ihren Eltern und Geschwistern nicht die Todesstrafe zuziehen will. Der Malaye, der Eingeborene von Bengalen, der Koromandelküste, die Araber und die Buggesen — sie Alle wollen nicht arbeiten; ganz anders der Chinamann, der ist sehr fleißig. Wohin man seinen Blick auf kultivirtes Land wirft, da ist es die immer thätige und schaffende Hand des Chinesen, die solches hervorgerufen; ohne ihn wären die südostasiatischen Länder für uns unzugänglich. Der Chinese verläßt den heimatlichen Herd, um sich eine unabhängige Existenz zu schaffen; er bebaut das Feld, besorgt den Verkauf seiner Produkte und schifft sie häufig auch selber ab. Alle Plantagen sind in den Händen der Chinesen; alle einflußreichen Kaufleute sind Chinesen, sie sind selbst Schiffsrheder, kurz, wo es gilt, Hand und Fuß zu rühren, da ist es überall der Chinese, welcher es dem Europäer ermöglicht, einen Austausch der Produkte zu bewerkstelligen. Selbst die geringste Arbeit scheut er nicht und thut es darin immer dem Eingeborenen voraus; bei Ankunft eines Schiffes im Hafen ist es sicher, daß der Chinese der Erste ist, der an Bord kommt.

Dr. Kane machte von Singapur einen Ausflug nach Borneo und Sumatra. Borneo ist nach Neu-Holland die größte Insel der Erde; sie umfaßt gegen 14,000 Quadratmeilen. Das Innere derselben ist sehr wenig bekannt; an der Westküste haben die Holländer Fuß gefaßt; hier liegen auch die beiden Städte Pontianak (4000 Einwohner) und Sambas. Außerdem haben sich Chinesen hier niedergelassen, welche es wagen, mit den wilden Eingeborenen der Insel, den berüchtigten Dajaks, Handel zu treiben. Diese auf äußerst niedriger Kulturstufe stehenden Menschen leben in jämmerlichen Hütten. Eine dajakische Hütte besteht aus rohen hölzernen in die Erde gegrabenen Pfosten, an welchen etwa einen Fuß weit auseinander Latten aus dem Stamme der Arekapalme mit gespaltenem Stuhlrohre befestigt sind. Die Wände sind bekleidet mit Allang-Allang, d. i. dickem Stroh von dem mannslangen Grase der Sumpfwaldungen, seltener mit den gleichfalls aneinander genähten Blättern der Kokos- und Arekapalme, Alax genannt, womit die Dächer bedeckt sind. Ein roher, selbstgefertigter Tisch, dessen ungehobelte, aus einem Stamme zugehauene Platte nur auf vier gleich-

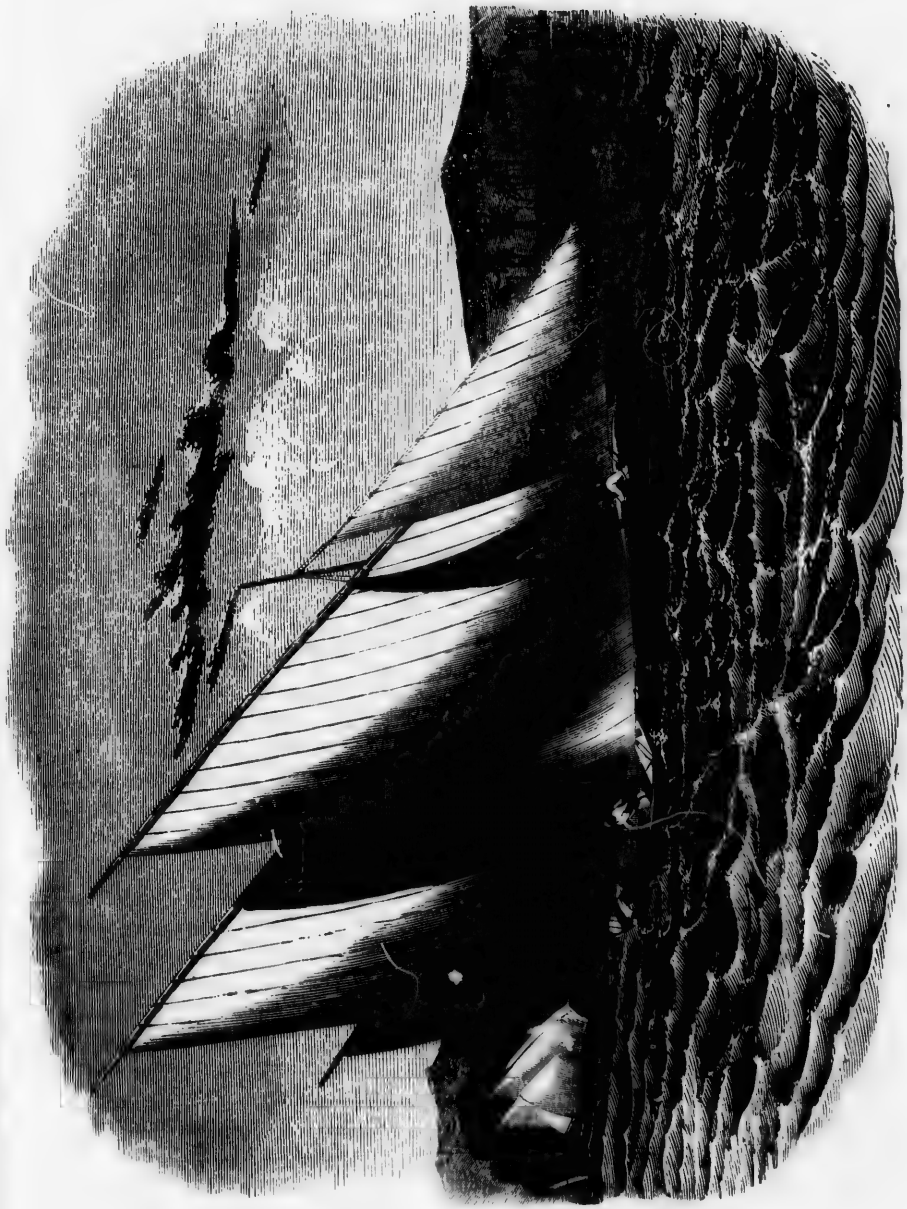
falls rohen Pfählen mit hölzernen Nägeln von Bambusrohr befestigt ist, eine oder zwei Binsenmatten und einige mit Moos gestopfte, walzenförmige Kissen, zuweilen ein eiserner Topf, endlich die an den Wänden hängenden Waffen sind die einzigen Geräthschaften, wozu sich noch die an den Querbalken hängenden weißen Hirnschädel erschlagener Feinde gesellen, die statt Teller und Trinkgeschirre dienen. Doch nicht genug, daß die Dajaks den bezwungenen Feinden den Kopf abschlagen und als Siegestrophäe nach Hause mitnehmen, sie sollen sogar das Fleisch derselben verzehren. Nach vollbrachter Plünderung eines Dorfes oder nach einem glücklich bestandenen Gefechte fallen sie siegestrunken über die Leichen der Feinde her, schneiden Stücke davon ab, werfen sie auf glühende Kohlen und verschlingen sie dann kaum halb geröstet oder wol gar auch roh. Die Waffen dieser Kannibalen sind einfach, aber von vorzüglicher Güte. Ihr Klewang ist eine Waffe von der Länge eines Hirschfängers, am Griff schmal, nach vorn aber an Breite zunehmend und am Ende stumpf, wie ein Rasirmesser. Der Parang ist häufig von derselben Gestalt, doch um ein Drittel kürzer und oft noch einmal so breit. Dazu kommt ein Blasrohr, das 5 bis 5½ Fuß lang und von glattem Holze gemacht ist. In die fingerstarke Oeffnung dieses Rohres stecken sie Pfeile von Rohr, deren Spitzen aus scharfen Fischzähnen verfertigt sind und lange vor dem Gebrauch in das Gift des Bohon Upas-Baumes getaucht werden. Der hintere Theil des Pfeiles besteht aus einem runden, glatt abgestumpften Knopfe von korkartigem Holze, der genau in die Oeffnung des Rohres paßt. Mit diesem Blasrohre treffen die Dajaks auf 25 bis 30 Schritt weit.

Von Gestalt sind die Dajaks mittelgroß, stark und von gesundem Gliederbau; ihre Gesichtsfarbe ist hell oder schmutzig braun; der Kopf ist dick und breit, die Nase platt, der Mund groß und durch das Betelkauen verzerrt, die Lippen sind dick. Auffallend ist auch, daß die Haut des Körpers wie mit Kleie überschüttet und schülferig ist, als hätte am ganzen Leibe eine spanische Fliege gezogen. Am wunderlichsten sehen aber die Ohren aus, denn die Dajaks bohren von Jugend auf Löcher in ihre Ohrläppchen und stecken immer größere Pflöcke in dieselben, bis diese Löcher endlich durch das Zerren und Ziehen so groß sind, daß die Lappen bis auf die Schultern herabhängen. Von Kleidung ist wenig zu sehen; sie gehen ganz nackt, und legen blos einen Gürtel aus dem goldbraunen Baste eines Baumes um die Lenden. Die Oberhäupter sind an einer rothen Tuchweste zu erkennen, die ihr einziges Kleidungsstück ausmacht. Auf die dajakische Tafel kommen Frösche, Kröten, Mäuse, Ratten, Eidechsen, Schlangen, Krokodile und Affen, woraus zu ersehen, daß diese Leute keineswegs wählerische Kostgänger sind. Das Fleisch von Wild wird nie gekocht; gewöhnlich bestreicht man die Stücke mit etwas Salz und läßt sie in der Sonne trocknen. Kleinere Thiere befreit man nicht erst von den Eingeweiden, man wirft sie auf Kohlen, röstet sie und verschlingt sie dann mit Haut und Haar. Die Sprache der Dajaks ist ein schlechter Dialekt des Malayischen, und von Religion nimmt man bei ihnen kaum etwas wahr. Sie reden von einem Paradiese, worin ihr Gott Dewatta wohnt, das ist Alles.

Die an der Nordküste wohnenden Dajaks treiben See- und Flußräuberei.

Auf ihren langen, aus einem Stamm verfertigten und mit 60 bis 70 kurzen Rudern bemannten Kähnen fahren sie pfeilschnell längs den Küsten dahin und den ersten besten Fluß aufwärts, um die im ruhigen Schlummer liegenden Bewohner irgend eines am Ufer erbauten Dorfes zu überfallen. Es ist ihnen nicht sowol um Beute, als um die Köpfe von Erschlagenen zu thun, und sie morden Alles, gleichviel ob Mann, Frau oder Kind, um nur eine möglichst große Anzahl von Siegestrophäen nach ihrer Heimat zu bringen. Ein erbeuteter Kopf ist eben für den dajakischen Krieger der höchste Ruhm, die Gunst der Schönen des Stammes seine Belohnung. Der erste Kopf ist gleichsam die erste Ritterthat für einen jungen Mann, gleichviel, auf welche Weise derselbe gewonnen wurde, ob im Schlaf abgeschnitten, ob im Kampf, ob von einer Frau, einem Manne oder einem Kinde, ist einerlei; ja bei einigen Stämmen wird sogar der Kopf einer Frau höher geschätzt, als der eines Mannes. Die Sucht nach Köpfen findet ihre Erklärung vielleicht darin, daß bei Todesfällen von angesehenen Personen die dajakische Sitte unbedingt verlangt, daß entweder Menschenopfer gebracht, oder wenn hierzu weder Gefangene noch Sklaven vorhanden sind, andere Köpfe zur Stelle geschafft werden. In der Meinung, daß die Seelen der Gemordeten dem Verstorbenen dienen müssen, liegt wol der Grund, daß der Kopf einer Frau höher geachtet wird, als der eines Mannes, indem man annimmt, daß ihre Dienste dem Verstorbenen werthvoller sein werden. Jeder Krieger, der einen Kopf erbeutet hat, trägt zur Auszeichnung die Schwanzfedern des Rhinozeros-Vogels an seiner Kopfbedeckung, und man kann an der Anzahl solcher Federn leicht und mit Sicherheit die Anzahl abgeschlagener Köpfe erkennen. Der Rhinozeros-Vogel hat ungefähr die Größe eines Birkhahnes und die Schwanzfeder ist schwarz und weiß gezeichnet.

Außer den Dajaks leben auf Borneo auch noch Malayen. Malayen nennt man ausschließlich die muhamedanische Bevölkerung der ostindischen Inseln, während die vielen verschiedenen Heidenstämme, obschon auch zum malayischen Stamme gehörend, weder rein malayisch sprechen noch Malayen heißen, sondern verschiedene Stammnamen führen. Die Malayen waren und sind, wo sie noch nicht unterworfen, gefährliche Seeräuber. Die verwegensten liefen bis vor Kurzem in größern Fahrzeugen in Flotten von 5 bis 20 Segeln aus. Ihre Prauen, deren wir schon erwähnten, sind mit Masten und Segeln versehen, zugleich aber auch mit Rudern, nach Art der Galeeren; die größern Fahrzeuge haben sogar zwei über einander liegende Reihen Ruderbänke. Zum Ruderdienst werden meist Sklaven verwendet, Leute, die an den Küsten oder von erbeuteten Fahrzeugen geraubt wurden. Jede Praue führt wenigstens ein schweres Geschütz, außerdem einige von kleinerem Kaliber. Die Räuber selbst sind mit Feuergewehren, Lanzen, Säbeln, Schilden und Dolchen bewaffnet. Auch trogen Einige Panzerhemden von Eisendraht. Außer auf Nord-Borneo giebt es auch auf Sumatra, Malakka und den Solok-Inseln (zwischen Borneo und Mindanao) solche Räuber. Die Fürsten dieser Länder waren es, welche die Flotten ausrüsteten und bemannten. Ihnen fiel der Hauptgewinn zu, wenn die Räuberflotille heimkehrte; nur ein sehr geringer Theil der Beute, kaum ein Zehntel, bekamen die

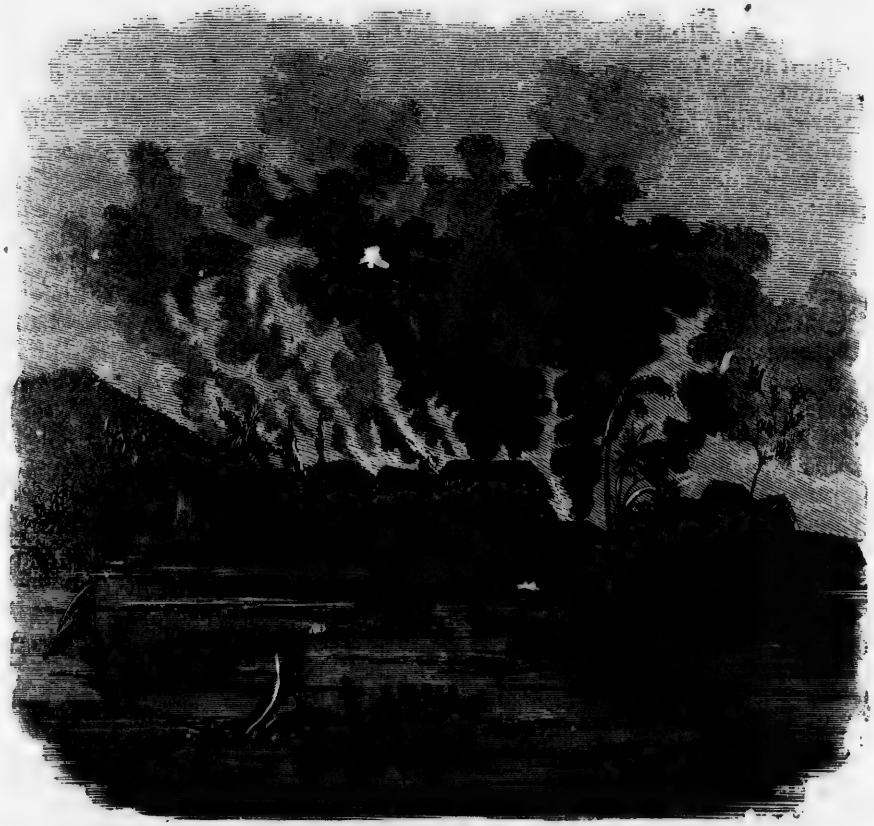


Malayische Frau.

Räuber selbst. Gewöhnlich kommandirte ein Anverwandter des Fürsten als Admiral die Flotte. Außer den Handelsfahrzeugen, die sie auf dem Meere anfielen, raubten sie hauptsächlich Sklaven an den Küsten. Diese wurden später entweder verkauft oder mußten in der Heimat der Räuber Feldarbeit verrichten, oder dienten, wenn die Flotte auslief, als Ruderer.

Während die auf Sumatra und Malakka bestehenden Raubnester durch die Bemühungen der Engländer und Niederländer mehr oder weniger ausgerottet wurden, blieben sie auf der Nordküste von Borneo und auf den Solok-Inseln bis in die jüngste Zeit ziemlich unangetastet. Ungestraft raubten sie an den Küsten von Java, Celebes und Borneo Menschen, ja sogar nach den spanischen Besitzungen, den Philippinen, dehnten sie ihre kecken Raubzüge aus. Vielfache Reklamationen fanden von Seiten der niederländischen und spanischen Regierung an den Sultan von Solok statt, ohne daß dieser Räuberfürst viel Notiz davon zu nehmen schien. Er baute auf seine stark befestigten Städte. Eine Verfolgung durch gewöhnliche Kriegsschiffe war bei den windstillen Gewässern der ostindischen See stets fruchtlos gewesen, denn die Räuber-Prauen ruderten entweder schnell davon, oder liefen in irgend eine Flußmündung ein, wohin man ihnen nicht folgen konnte. Erst durch Anwendung von Dampfschiffen wurde es möglich, sie wirksam zu verfolgen, und sie erlitten daher auch häufige und große Verluste auf dem Meere. Endlich zerstörte im Jahre 1840 Sir James Brooke die Räubernester der Nordküste von Borneo, indem er die Piraten in ihren Schlupfwinkeln angriff. Die Spanier, der Frechheit des Sultans von Solok überdrüssig, rüsteten im Jahre 1850 eine aus 6000 Mann Landungstruppen bestehende Expedition, mit einer entsprechenden Anzahl Kriegsschiffe gegen Solok aus. Die zwei oder drei stark befestigten Hauptstädte wurden nach hartnäckigem Widerstande erstürmt, viele Sklaven befreit, und die Räuber theils vernichtet, theils zerstreut.

Sir James Brooke ist ein merkwürdiger Mann, in seinem Unternehmungsgeiste an Dr. Kane erinnernd. Er ist der Sohn eines ehemaligen Beamten der ostindischen Handelskompagnie, stand in seiner frühen Jugend selbst als Kadett in der Armee jener Macht, zeichnete sich in dem birmanischen Kriege aus, erhielt aber eines Tages eine Schußwunde und wurde genöthigt, nach England zurückzukehren, um seine Gesundheit neu zu befestigen. In seinem 27. Jahre ging er nach China; auf der Fahrt dahin sah er einige Inseln im indischen Meere und sie erschienen ihm sofort als sehr geeignet zu kühnen Unternehmungen. Mit diesem Gedanken kehrte er nach Hause zurück, um Gehülfen für seine beabsichtigten Unternehmungen zu rekrutiren. Er brauchte mehrere Jahre, um die nöthigen Geldmittel, zuverlässige Leute und die unentbehrlichsten Kenntnisse zusammenzubringen. Im Jahre 1838 endlich verließ er England auf einem Schooner von 142 Tonnen mit sechs Kanonen und zwanzig Mann. Nach einer Fahrt zwischen den Inseln des indischen Archipels wählte er Sarawak auf Borneo als den meist versprechendrn Stützpunkt für seine weitern Unternehmungen aus. Und es ist dies allerdings ein herrlicher Landstrich, der vom Reis bis zum Weizen fast Alles erzeugt und überdies Gold, Zinn, Antimon, Eisen, Kohlen und Diamanten besitzt. Als Brooke ankam, befand sich der Radschah oder Fürst gerade im



Gefecht mit den Seeräubern.

Kriege mit der Hälfte seiner Unterthanen. Er erkundigte sich nach den Ursachen und Zwecken des Krieges und der Radschah antwortete ihm: „Es ist Nichts; Einige meiner Unterthanen machen sich nur einen kleinen Spaß."

Da der Fürst in guter Laune war, so benutzte Brooke dieselbe, um sich das Land sehr genau zu besehen, und fuhr dann weitere zwei Jahre umher. Im Jahre 1840 endlich kam er dahin zurück, wo ihn Mydah Hassim, der Radschah, bat, ihn in dem noch nicht beendigten Kriege nicht zu verlassen. Brooke blieb, übernahm den Befehl über die Armee des Radschah und schlug die Gegner sehr empfindlich. Der Radschah machte dafür zum Danke Brooke zum Radschah, d. h. Fürsten oder Statthalter des Gebietes von Sarawak mit unumschränkter Vollmacht, vom 24. September 1841. Als er diese Stellung antrat, befanden sich mehr als hundert Frauen und Kinder im Gefängnisse und es wurde ihm sehr schwer, die eingeborenen Beamten davon zu überzeugen, daß er Recht thue, wenn er sie frei lasse. Durch wohlthätige Verordnungen brachte er es

dahin, daß schon nach einigen Monaten ein Aufblühen Sarawaks sich bemerklich machte. Er hatte die außerordentliche Seltsamkeit gleichen Rechts für Alle eingeführt und der neuen Ansicht Geltung erzwungen, daß Raub und Mord etwas Unrechtes sei. Unter den veränderten Zuständen, welche diese Neuerungen hervorriefen, entwickelte sich der Ackerbau und die Industrie in überraschender Weise. Weiter machte er Versuche, die verschiedenen Völkerstämme Borneo's unter einander auszusöhnen. Noch mehr bestrebte er sich, den Seeräubern das Handwerk zu legen. Mit Hülfe einiger königlich englischer Schiffe vernichtete er eine große Menge von Borneo-Piraten. Die englische Regierung erhielt die Insel Labuan, eine werthvolle Besitzung mit großen Steinkohlenlagern. Im Jahre 1845 erkannte die englische Regierung Brooke an und ernannte ihn zum britischen Agenten für Borneo. Später erhielt er die Ritterwürde und den Titel eines Gouverneuers der Insel Labuan.

So befestigt setzte er seine Pläne in ausgedehnterem Maßstabe fort. Einige Dajak- und Malayenstämme in der Nähe der britischen Niederlassung zu Sarawak protestirten gegen die Civilisation, die ihnen aufgezwungen werden sollte. Brooke besann sich nicht lange, requirirte bei dem Commandanten des englischen Geschwaders zu Singapur und erhielt die Streitkräfte, die er sich gewünscht hatte. Mit ihnen griff er die Feinde an. Sie waren etwa 7500 Mann stark in wol 150 Fahrzeugen. Seine Streitkräfte standen diesen Mitteln bedeutend nach; aber er ist ein Engländer. Das Ende des Kampfes war die gänzliche Vernichtung der Piraten, welche 5000 Menschen verloren. Als dies geschehen war, segelte Brooke über den Fluß Serebas an das Ufer, wo jene gewohnt, und brannte alle Dörfer nieder. Dies geschah im Jahre 1849. Von dieser Zeit an regierte Brooke mit Frieden. Das Gebiet Sarawak und die Insel Labuan gedeihen unter seiner Herrschaft in beispielloser Weise. Die Einwohnerzahl des erstern hat sich bereits verzehnfacht und die Leute beschäftigen sich ausschließlich mit Acker- und Bergbau, statt daß sie sonst raubten und mordeten. Sarawak zählt schon 12,000 Einwohner. Die Regierung wird unterstützt theils durch das Monopol des Opiumbaues, theils durch eine Abgabe von Antimon, das man gräbt. Im Jahre 1856, als der Krieg zwischen England und China ausbrach, wiegelten chinesische Emissäre die Eingeborenen Borneo's gegen Brooke auf. Nach einem blutigen Handgemenge wurde Brooke vertrieben, kehrte aber wieder zurück und trug nun den vollständigsten Sieg davon. Er schlug die Chinesen durch die Dajaks, die tapfer bei ihm aushielten und regiert nun ruhig weiter. Seine Hauptstadt Sarawak hat eigentlich keine Straßen; sie besteht aus einer Menge größerer und kleinerer Hütten, die ohne alle Ordnung in Haufen beisammen stehen. Sie sind aus einer Art Palmen gebaut und ruhen auf etwa 10 Fuß hohen Pfählen, so daß man auf Leitern hinaufsteigen muß.

Noch giebt es aber Seeräuber genug in jenen Gegenden, die ihr Handwerk versteckt treiben. Sie sind zugleich Fischer und unternehmen weite Reisen, namentlich nach den östlichen Gegenden der ostindischen Inselgruppe, wo der Trepang häufig ist. Da, wo sich Gelegenheit darbietet, fallen sie kleine Handelsfahrzeuge an und rauben auch wol einzelne Menschen an den Küsten. Wenn sie nicht auf frischer That ertappt werden, so ist ihnen schwer beizukommen, indem

Malayische Krieger.

sie stets, wenn irgend ein Kriegsschiff ihnen begegnet, die Rollen friedlicher Fischer spielen. Die Waffen, die man bei ihnen vorfindet, sind kein hinreichender Grund, sie festzunehmen, da sie derselben zu ihrer eigenen Vertheidigung wieder bedürfen können.

Auch Sumatra besuchte Dr. Kane, eine Insel, die von mächtigen Urwaldungen bedeckt wird, wo Riesenschlangen zusammengerollt auf breiten Aesten sich sonnen, wo Nashörner im schlammigen Sumpfe Kühlung suchen, Königstiger im Sprunge den grasenden Hirsch erhaschen, Meerkatzen von Baum-

gipfeln schreien, Bären nach den zahlreichen Honignestern 100 Fuß hohe Bäume ersteigen, Krokodille in den Flüssen schwimmen, Spechte klopfen und Nashornvögel ihr widriges Geschrei hören lassen. Hier wächst der 100 Fuß hohe Kampherbaum, der 4 bis 5 Ellen Umfang, röthlichgraue Rinde und birkenbaumartige Blätter hat. Um den Kampher zu gewinnen, machen sich 6 bis 8 Malayen auf den Weg, um etliche Monate im Walde zu streifen. Denn unter tausend Bäumen hat kaum einer Kampher, und auch dann mitunter nur einen Fingerhut voll, selten ½ bis 1 Pfund. Es gehört ein Kennerblick dazu, den richtigen Baum herauszufinden, in dessen Stamm man alsdann an verschiedenen Stellen 3 bis 4 Zoll tiefe und eben so breite Löcher macht, um ihn zu probiren. Fließt Kampher, so fällt man den Baum und untersucht ihn genau, da der Kampher in kleinen Höhlungen des Stammes unmittelbar unter der Rinde sitzt. Von 300 Bäumen hat oft nur einer die erforderlichen Merkmale, und von drei gefällten Bäumen nur einer Kampher. Die Waare muß also theuer und die Arbeit wenig lohnend sein. Wir erhalten nur künstlichen Kampher, denn der ächte besteht aus kleinen oblatenartigen Scheiben von höchstens ¼ Zoll Dicke und runder oder ovaler Form.

Schon die Reise der Kampher-sucher in den Urwald ist eine große Mühseligkeit; denn ein solcher Mann muß für drei Monate Reis, Salz, getrocknete Fische, Kautabak, indischen Pfeffer und Betel mitbringen, die er auf Borg kauft, denn seinen Erwerb verthut er in wenig Tagen mit Hahnenkämpfen, Leckereien und Geschenken. Fröhlich schreitet er, durch die Nase singend, hinein in das Walddickicht, fährt auf 3 Fuß breitem, 1 Fuß tiefem und 12 Fuß langem Kahne die Flüsse hinab, wo er sich durch die Art mit dem elastischen Stiel erst Bahn hauen muß; dann geht er barfuß durch Sumpf und Wiese, trotz der Blutegel. Will er übernachten, so steigt er auf einen Baum und schläft trotz der zahllosen Ameisen, welche am Baume auf und ablaufen, oder er schlägt vier Bambuspfähle ein, welche oben in eine Gabel endigen und einen Fuß hoch über dem Boden stehen. Nun bindet er auf diese Gabeln Stangen mit Rohr fest, und auf diese Querhölzer. Dies ist sein Bett, es schützt ihn gegen das Ungeziefer des Bodens, ein Zweigdach gegen den Thau. Der indische Wald ist an Thieren überreich. Ebenso ist es aber auch in den Wohnungen, wo graue Eidechsen von 3 bis 4 Zoll dutzendweise an Decken und Wänden umherlaufen, um Fliegen und Insekten wegzufangen, und wo es von Ameisen aller Art und Farbe wimmelt. Da giebt es rothe, schwarze, weiße und braune, giebt es deren von 1½ Zoll bis zu so winziger Kleinheit, daß sie wie Staub aussehen, und deren man sich kaum erwehren kann.

Die Eingeborenen, die Battaker, wohnen in elenden Bambushütten, die mit einem Palmdache versehen sind. Jede Hütte ruht auf 6 bis 7 Fuß hohen Pfählen und hat unten einen Raum für Schweine und Hunde. Da man in diesen Raum noch allen Unrath wirft, so schwimmt ein Dorf dieser Leute buchstäblich in Koth und Schmutz, denn Niemand denkt daran, die untern Räume zu reinigen. Ein Baumstamm von 1 Fuß Breite dient mit den Einschnitten, die man in ihn hieb, als Leiter zu der Wohnung. Die Hütte selbst ist 15 bis 20 Fuß hoch, etwa ebenso breit und ein wenig länger; Bambusrinde bildet die

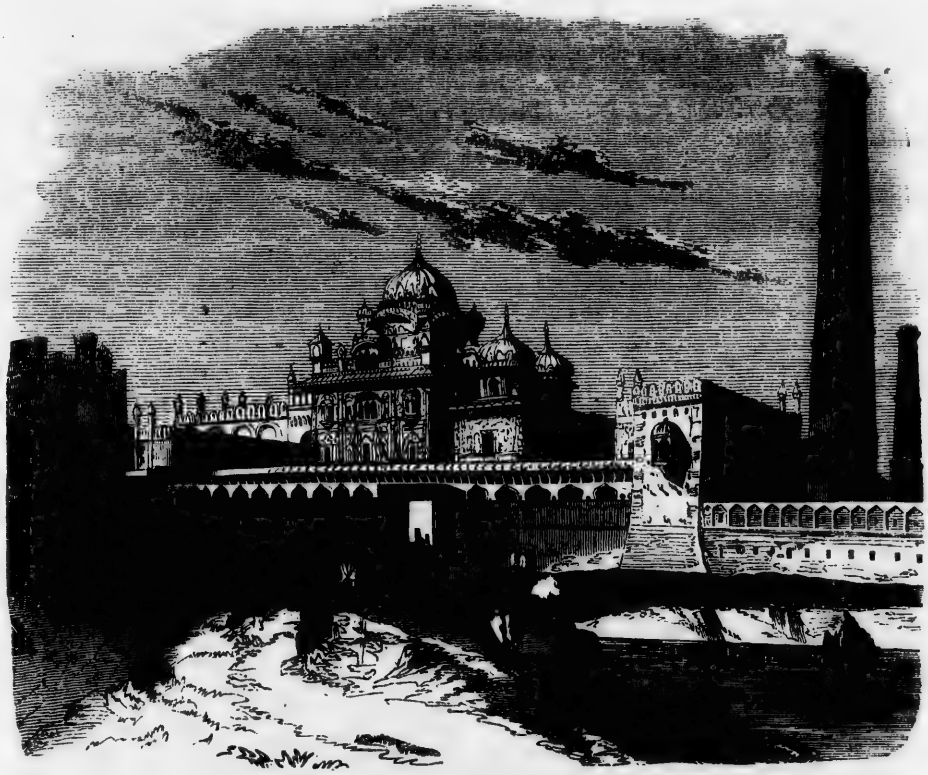
Wände, Scheiben von schmalen Palmblättern, 50 bis 60 über einen fingerdicken Stecken dachziegelartig aufgenäht, machen die Dachbedeckung. Matten von verschiedener Güte endlich vertreten Lager, Stuhl, Bett ꝛc. — Arbeitet der Malaye auf dem Felde, so errichtet er eine Schanze von Körben geflochtenen Rohres, die ihn gegen den Königstiger schützt; denn dieses Raubthier thut nach der Beute nur einen Sprung; mißglückt dieser, so entfernt es sich.

Vor einigen Jahren besuchte die berühmte Ida Pfeiffer auch Borneo und Sumatra. Auf letzterer Insel drang sie über die holländischen Besitzungen hinaus ins Innere und zwar zu den Battakern, die kurz vorher ein paar Missionäre leibhaftig aufgefressen hatten. Sie wanderte kühn in das erste Menschenfresserdorf hinein und wußte sich die Achtung und den Schutz des Sultans der Battaker zu erwerben, der auf ihr Gesuch Nationaltänze aufführen ließ. Sie schreibt darüber, wie folgt: „Den Schwertertanz fand ich zu meinem Erstaunen ganz gleich mit demjenigen der Dajaks auf Borneo; auch der Messertanz und Kampftanz hatten viele Aehnlichkeit; aber der originellste, wildeste und lebhafteste war der sogenannte Teufelstanz. Die Tänze wurden alle von männlichen Individuen aufgeführt, mit Ausnahme eines einzigen, an welchem ein Weib Theil nahm, aber nur mit seltsamen Gestikulationen, mit Kriechen auf dem Boden, während die Männer um sie herum tanzten. Dabei hefteten Männer und Weiber ihre Augen stets auf den Boden. Ich hatte nun alle ihre Tanzkünste gesehen bis auf einen, den, welchen sie um einen Menschen, ehe er gefressen wird, aufführen. Sie ließen sich erbitten, diesen Tanz aufzuführen. Statt des Menschen banden sie einen Klotz an einen Pfahl und setzten ihm eine Strohmütze auf. Die Tänzer begannen nun damit, ihre Füße so hoch zu schleudern, als es ihnen nur möglich war, und schleuderten dabei ihre Messer in der ausdrucksvollsten Weise gegen das imaginäre Schlachtopfer. Endlich gab ihm Einer den wirklichen ersten Stich, dem die Andern alle schnell folgten. Sie schlugen den Kopf, d. h. in diesem Falle die Strohmütze, vom Rumpfe und legten ihn auf eine Matte mit großer Sorgfalt, um das eingebildete Blut nicht zu vergießen. Jetzt tanzten sie mit wildem Freudengeschrei um denselben herum. Einige hoben den Kopf auf und brachten ihn an ihre Lippen mit den deutlichsten Zeichen, wie schön ihnen das abgeleckte Blut schmecke. Andere warfen sich auf den Boden, um mit der schrecklichsten Wahrheit das aufgeflossene, geronnene Blut aufzulecken oder die Finger hineinzustecken und dann mit dem größten Appetit daran zu saugen. Dies geschah Alles mit dem Ausdruck des größten Entzückens. Der vorwaltende Ausdruck ihrer Physiognomien war einer der Freude, nicht der Grausamkeit. Es war freilich blos Darstellung, die Wirklichkeit möchte noch ganz anders ausgesehen haben. Trotz des Spiels, das es war, konnte ich mich doch einigen Schauderns nicht erwehren, als ich daran dachte, daß ich ganz in der Gewalt dieser wilden Kannibalen war. Ich konnte mich lange dieses peinlichen Eindrucks nicht erwehren, und selbst im Schlafe umringten mich diese entsetzlichen Bilder."

Zwölf Meilen weiter wäre die dreiste deutsche Frau aber doch bald geschlachtet und verzehrt worden, trotz der Anwesenheit des Sultans. Sie erzählt darüber, wie folgt. „Weiter im Thale hinabsteigend, warnte mich Hali Bonar (so hieß

der Sultan), durchaus nicht von ihm wegzugehen, sondern stets dicht hinter ihm zu bleiben. An der Spitze unserer Prozession gingen sechs mit Speeren bewaffnete Männer, dann kam er, hinter ihm ich und mein Führer, dahinter mancherlei Volkes aus Dörfern, die wir berührt hatten. Vor der ersten Utta (Ansiedelung), der wir uns jetzt näherten, schien man meiner Weiterreise stark opponiren zu wollen. Es war ruchbar geworden, daß ich käme, und vor jedem Orte standen Männer mit Lanzen und Parangs, meine Annäherung zu verhindern. Hali Bonar überredete sie endlich, mich passiren zu lassen. Aber an einem andern Orte stellten sich die Sachen bedenklicher. Mehr als 80 Bewaffnete versperrten uns den Weg. Die Speerträger hatten mich plötzlich umringt und schossen schreckliche, wilde Blicke auf mich. Starke, robuste Gestalten, volle 6 Fuß hoch, schreckliche Aufregung in ihren Mienen, mit weiten, ungeheuern Mäulern, hervorstehenden Zähnen darin, so daß sie den Kinnbacken wilder Bestien glichen. Sie schrillten und heulten um mich herum, und wären mir solche Scenen nicht schon familiär gewesen, ich würde geglaubt haben, mein letztes Stündlein sei gekommen. Aber ich verlor meine Geistesgegenwart nicht. Ich setzte mich auf einen Stein und bemühte mich, so ruhig und zuversichtlich als möglich auszusehen. Aber jetzt traten einige Radschahs dicht an mich heran mit drohenden Blicken und Gestikulationen, die deutlich sagten, daß sie mich fressen würden, wenn ich nicht sofort umkehre. Sie richteten ihre Messer gegen meinen Hals und schnappten mit den Zähnen nach meinem Arm und kauten und knirschten daran, als hätten sie schon den Mund voll von meinem Fleisch. Ich hatte natürlich etwas der Art von den Battakern erwartet, und deshalb etwas von ihrer Sprache studirt, um erst ein Wort mit ihnen reden zu können. Konnte ich ihnen etwas Amüsantes sagen, sie lachen zu machen, so hatte ich viel gewonnen, das wußte ich, denn Wilde sind wie Kinder, und die unbedeutendste Kleinigkeit kann sie zu Freunden machen. So stand ich auf, patschte dem Wildesten auf die Schulter in einer ganz freundschaftlichen Manier, und sagte lächelnd in einem Jargon halb Battakenisch, halb Malayisch: «Na, ihr denkt doch nicht daran, ein Weib zu tödten und zu essen, zumal ein solches, wie ich bin? Ich muß sehr hart und zäh sein.» Glücklicherweise mußten sie über diese Wendung in meinem fremdartigen Accente und meine Gestikulationen dazu lachen. Auch mein furchtloses Zutrauen machte einen guten Eindruck. Sie reichten mir die Hände, der Kreis von Speermännern öffnete sich, und glücklich über diese überstandene Gefahr kam ich sicher in einem Orte, genannt Tugala, an, wo mich der Radschah in sein Haus aufnahm."

Nach kurzem Aufenthalt auf Sumatra kehrte Dr. Kane nach Singapur zurück, von wo er nochmals nach Ceylon reiste und dann nach Indien übersetzte, in dessen Inneres er bis zum Himalaya eindrang. Sehen wir uns nun auch auf diesem Gebiete ein wenig um!



Grabmal Rendschid Sing's.

IX. Zweiter Besuch von Indien.

Kalkutta. — Das Leben daselbst. — Raben und Geier. — Leichenverbrennung. — Die Göttin Kali. — Der Tempel von Dschaggernat. — Krischna. — Reise nach dem Himalaya. — Fahrt auf dem Ganges. — Die Ghauts. — Benares. — Schlangenbändiger. — Agra. — Festzüge. — Akbar. Fattehpur Sikri. — Delhi. — Der Palast des Großmoguls. — Die Sikhs. — Guru-Gowind. — Rendschid Sing. — Grabmal desselben. — Das Himalayagebirge. — Das Tarrai. — Tigerjagden. — Dwakarnath Tagor. — Indische Weltanschauung. — Kane's Reise nach Aegypten.

Kalkutta, die Hauptstadt Bengalens, war das erste Ziel, dem Kane zueilte. Diese Stadt liegt in einer Entfernung von 25 Meilen von der Meeresküste am linken Ufer des Hugly, wie der Ganges oder besser „die Ganga" von hier bis zu seiner Mündung heißt, an einer Stelle, welche vor etwa 100 Jahren noch mit einem dichten Dschungel bedeckt war, das nur Tigern und wilden Büffeln zum Aufenthalt diente. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verlegte John Charnock, damaliger Direktor des Comptoirs der Ostindischen Com-

pagnie, den Sitz des englischen Etablissements von Ulibarria nach Kalkutta, in Folge dessen der Ort zusehends wuchs und gegenwärtig zu einer Einwohnerzahl von 900,000 gelangt ist. Den stolzen Namen „Stadt der Paläste" rechtfertigen gewisse Viertel von Kalkutta vollkommen; es giebt wenig Städte-Einfahrten, die schöner sind, als jene in die Hauptstadt Bengalens über die Brücke von Alipur; vor sich hat man ein grünes Feld, in dessen Mitte sich die Wälle des Fort William erheben; rechts die Reihe Paläste von Chowringhen-Road, links den mit stolzen Schiffen bedeckten gegen eine Drittelmeile breiten Ganges, und als Hintergrund des Gemäldes das Palais des General-Gouverneurs, deren enorme Masse in der Ferne einen großartigen Eindruck macht. Der erste Anblick Kalkutta's ist in der That glänzend; aber man darf sich nicht 25 Schritt über die Grenzen der eleganten Viertel hinauswagen, wenn man nicht auf Hütten stoßen will, die so erbärmlich sind, als es die der Neger im Innern Afrika's nur sein können. Hier Europa in allem Glanze der modernen Civilisation, dort Asien im Zustande der Urzeit. Dieser Contrast tritt besonders am Donnerstag Abend auf der Promenade der Gangesufer hervor. Mitten in einem hübschen Garten läßt die Musik eines Regiments der königlichen Armee die Harmonien Rossini's oder Meyerbeer's ertönen. Ringsherum bewegt sich ein Schwarm Stutzer zu Pferde, sowie Britschka's und Phaëtons voll eleganter Frauen, welche zugleich die Abendkühle und die europäischen Melodien einschlürfen. Aber man wende sich ein wenig links, und man sieht funfzig Schritt davon entfernt eine kupferfarbige Menge ihre Waschungen im heiligen Wasser verrichten. Neben europäischer Ordnung sehen wir asiatische Willkür. Letztere zeigt sich besonders auffallend in der Straßenreinigung, die ausschließlich der thierischen Bevölkerung der Stadt überlassen ist. Da krächzen Tausende von Raben, die nicht nur mit dem sich begnügen, was auf der Straße liegt, sondern auch in die Speisekammern eindringen. Nicht selten sieht man die Unverschämten sogar auf dem Rücken der Rinder und Schaafe, die in der Ebene weiden, sich festsetzen und Fleischstückchen aus ihren Reitthieren heraushacken, ohne sich durch die energischen Reclamationen derselben stören zu lassen. In der Regenzeit kommen die Ardschilah oder Butcher's birds, oder „Philosophen-Vögel", die so groß sind, wie kleine Menschen, mit langem Schnabel, röthlichem Kopf, kahlem Schädel, schwarzem Flügel, den Raben bei der Reinigung der Stadt zu Hülfe. Diese Bevölkerung großer Vögel, die mit majestätischem Schritt in den Straßen, auf den Promenaden, mitten unter den Karossen und der Menge einherspazieren und, wie es scheint, ganz genau die gesetzliche Bestimmung kennen, welche Jeden, der sich an ihnen vergreift, mit einer Geldstrafe von 5 Pfund Sterling belegt, ist eine besonders originelle Erscheinung.

Außer Europäern und Hindu's leben auch viele Muhamedaner in Kalkutta, die sich besonders am Moharremfest bemerklich machen. Man sieht sie dann Abends im Freien bei schöner Beleuchtung in Reihen an Tischen sitzen, an denen geputzte Damen den Vorsitz führen und die mit Früchten, Mehl- und Fleischspeisen aller Art, darunter sogar Schinken, bedeckt sind. Ueberhaupt herrscht ein munteres, fröhliches Treiben. Bis tief in die Nacht hinein begegnet man Umzügen, die auf Stangen kleine, papierene Häuschen, inwendig erleuchtet, tragen

Das Moharremfest in Indien.

Zu Kutzner, Aus vier Welttheilen. S. 152.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

und singend mit Tamtam- und Beckenbegleitung durch die Straßen gehen. Mit dem Feste hängen auch große Prozessionen zusammen, mit Fahnenträgern und schönen, mit Kaschmir-Schals behängten persischen Pferden, auf deren reichen Sätteln orientalische Panzerhauben oder von Perlen und Steinen strahlende Turbans und persische Klingen befestigt sind.

Doch lenken wir unsern Schritt einmal hinaus aus der Stadt in deren Umgebung. Wir schreiten eine Strecke am Hugly hin und entfernen uns ein wenig von der Stadt. Was ist das für ein Rauch, der dort hinter einer Mauer aufsteigt? Wir nähern uns dem Orte und erblicken auf der Mauer mehrere Raubvögel, nackthalsige Geier, schwarze Adler, Falken von verschiedenen Farben und andere Aasfresser. Einige haben sich so vollgestopft, daß sie sich nicht rühren können, andere schlagen mit den Flügeln und schnaufen vor Hitze, wieder andere putzen ihr schmutziges Gefieder. Sie kümmern sich nicht im Mindesten um die Vorübergehenden, sondern bleiben ruhig sitzen und verdauen weiter. Ihre Nahrungsquelle haben sie unmittelbar in der Nähe, denn der Ort, an dem wir uns befinden, ist die Stätte, wo die Todten aus dem Stadttheil der Eingeborenen verbrannt werden, und dabei fällt denn ein gut Theil Leichenspeise den Vögeln zu. Bis zu einem eigentlichen Verbrennen der Leichen kommt es nicht, man sengt sie zumeist blos schwarz, nimmt sie dann vom Feuer und wirft sie in den heiligen Huglystrom, wo sie den Raubvögeln zu beliebiger Ausnützung überlassen sind. Diese lauern bereits am Ufer in Schaaren, stürzen sich ohne Verzug auf die Leichen und entledigen sie, soweit es möglich ist, ihres Fleisches. Als der geschickteste Anatom zeigt sich jener große mit einem Kropfe versehene Storch, der „Philosoph" oder Ardschilah, in dem wir schon den besten Straßenreiniger Kalkutta's kennen lernten. Indem wir diesen unappetitlichen Vorgängen zuschauen, schreckt uns plötzlich ein Knall: einer der hinter uns aufs Feuer gelegten todten Körper ist geplatzt. Wir wenden uns um und sehen, wie hinter der Mauer mehrere Leichname zu gleicher Zeit an einem Feuer braten, welches von einer Schaar rauchgeschwärzter Kerle geschürt wird. Ringsum liegen auf Strohbahren oder auch auf dem bloßen Erdboden noch mehr unverbrannte Leichen, welche der laufende Tag geliefert hat. Dieselben rühren aus bemittelten Häusern her, während die Armen ihre Todten einfach ins Wasser werfen. Zeichen der Anhänglichkeit der Hinterbliebenen an ihre Dahingeschiedenen gewahren wir nicht; man hält die Leichen wenig in Ehren, sucht sich ihrer so rasch als möglich zu entledigen und geht darin sogar soweit, daß man bisweilen Leute, die nur scheintodt sind, ans Ufer legt. Sollte ein solcher wieder zu sich kommen, so darf er nicht zu seiner Familie zurückkehren, sondern muß mit fortwandern nach einer bestimmten Gegend am Ganges, wo sich ganze Dörfer von solchen Wiederaufgelebten befinden; der echte Hindu aber verachtet diese Menschen und geht ihren Ansiedelungen als Wohnstätten Unreiner aus dem Wege. Früher verbrannte das Volk von Kalkutta seine Todten an jeder beliebigen Stelle längs des Flusses; jetzt aber hat die Polizei die abscheuliche Ceremonie und mit ihr die gräßliche Vogelschaar an den Platz verbannt, den wir so eben betraten. Die Menschen, welche sich zu dem ekelhaften Geschäft der Leichenverbrennung hergeben, gehören zu einer der verach-

tetsten Kaste Indiens; es sind dies die Tschandala's: Söhne eines Sudra (Handwerkerkaste) und einer Frau der Brahminen- (Priester-) Kaste, oder Kinder solcher Söhne. Nach dem indischen Gesetzbuche sollen sie fern von der menschlichen Gesellschaft, außerhalb der Städte und Dörfer wohnen, damit sich Jedermann vor ihrer verpestenden Nähe hüten kann; sie sollen ihren Unterhalt durch die traurigsten und schimpflichsten Verrichtungen, als Todtenbestatter und Scharfrichter, gewinnen, ein Zeichen der Schande an sich tragen, nur in Kleidern und Schmuck von Verstorbenen einhergehen, nicht aus ganzen Gefäßen, sondern nur aus schmutzigen Scherben essen und trinken ꝛc. Die Berührung eines Leichnams verunreinigt, und sie verunreinigt die obern, bessern Kasten der Hindu noch weit mehr, als sie durch die unzähligen andern Dinge verunreinigt werden, welche nach dem Gesetz für unrein gelten. Der gläubige Hindu wird unrein durch den bloßen Athem eines Menschen, der Branntwein getrunken, Knoblauch oder Zwiebeln gegessen hat, durch seinen eigenen Schweiß, Speichel, durch Betreten eines Ortes, wo Haare oder Nägel gelegen haben ꝛc., besonders aber durch Betreten einer Stelle, wo Todte liegen oder gelegen haben. Jede Befleckung aber, auch die unwissentlichste, kann Ursache werden, daß man bei der Wiedergeburt in eine niedrige Region, wo nicht gar nach dem Tode in eine der 28 Höllen hinabsinkt.

Ihren Namen hat die Stadt Kalkutta nach der Göttin Kali, der entsetzlichsten aller weiblichen, hinduischen Gottheiten. Die Kali ist die böseste Gottheit; man stellt sie gewöhnlich als ein Weib dar mit schwarzem Barte, zerzausten Haaren, bluttriefenden Augen, den Leib ihres Gatten Schiwa mit den Füßen zertretend. Sie hat vier Arme: mit dem einen hält sie ein Schwert, mit dem andern hebt sie ein menschliches Haupt an den Haaren in die Höhe. Ihre drei Augen, von denen eins in der Mitte der Stirne steht, sprühen Blitze, Fetzen von Menschenfleisch hängen als Zierrathen an ihren Ohren, Hirnschädel bilden ihr Halsband und ihren Gürtel. Die Feste dieser Göttin sind für die Hindu's Gelegenheiten zu Belustigungen, was sich darauf gründet, daß sie sagen, die Kali ist gar nicht so böse, wie sie aussieht. Das Durga-Fest, zur Feier einer der Verwandelungen der Kali, das im Herbst stattfindet, wird ebenfalls mit Pomp und Heiterkeit gefeiert. Nach dem Volksglauben vermählt sich die Durga um diese Zeit und die Welt zittert dann vor Freude. Drei Tage lang fließt unter dem geheiligten Messer unaufhörlich das Blut der Stiere, der Büffel, der Schafe und der Ziegen; wenn dann alle Thiere geopfert sind, begräbt das Volk die Cadaver und überläßt sich rings umher wilden Tänzen. Alle Geschäfte im Lande sind eingestellt und Jeder giebt sich der allgemeinen Freude hin. Die Häuser der reichen Hindu's sind während der Nacht erleuchtet und bleiben den Besuchern jeden Ranges geöffnet. Der reiche Hindu giebt in diesem Augenblick sehr ansehnliche Summen aus, um damit entweder die Priester und die Bettler zu speisen und zu kleiden, oder um die vor dem Götzenbilde tanzenden Bajaderen zu bezahlen.

Zu Ehren der Kali führen die Anhänger Schiwa's den Tschorrek-Pudscha, oder die Büßung des Drehens aus — die gewöhnlichste, von den Ufern des Ganges bis zum Kap Komorin herrschende, religiöse Bußceremonie Indiens. Man

steckt den Asketen in den fleischigen Theil des Rückens, unterhalb der Schulterblätter, zwei große, eiserne Haken, und umbindet die Wunde mittelst eines Stücks Leinwand, um zu verhindern, daß sie das Fleisch zerreiße; dann hebt man den Büßer bis zu einer erschreckenden Höhe in die Luft und dreht ihn mit reißender Geschwindigkeit herum. Die „Heiligen" erdulden diese Marter mit erstaunlicher Seelenstärke. Während sie mit dem Rad ihre tausend Kreise beschreiben, sieht man oft, daß sie rauchen und der sie betrachtenden Volksmenge von oben herab Blumen und Früchte zuwerfen. Das Volk stürzt wie wahnsinnig auf diese Gegenstände zu. Eine ähnlich grausige Gestalt hat dieser Tschorrek-Kultus in dem Kali-Tempel Kalkutta's. Wenn man in den Vorhof des Tempels tritt, so sieht man Brahminen, welche die freiwilligen Opfergaben des Volkes in Empfang nehmen. Im Innern des Heiligthums befindet sich das häßliche Bild der Göttin; am Altare stehen mit eisernen Spießen bewaffnete Männer. Gruppen von Gläubigen nähern sich diesen Männern, von denen sie ergriffen, auf die Steinplatten niedergelegt und auf verschiedene Weise verstümmelt werden. Dem Einen sticht man die Seite durch und durch, und steckt dann einen langen eisernen Stab in die Wunde. Einem Andern durchbohrt man die Zunge und bringt in die Oeffnung eine lebendige Schlange. Hierauf stellen sich die „Heiligen" auf einer Plattform in Reih und Glied: Ziegen werden zur Opferung herbeigebracht, man schneidet ihnen die Köpfe ab und das Blut rieselt in das Heiligthum nieder. Dann wirft man Ingredienzien aller Art in das Feuer, und sowie der Rauch und die Flamme gen Himmel steigen, erschallt von mißtönenden Instrumenten eine höllische Musik; die „Heiligen" beginnen, trotz der Wunden, ihre Gestikulationen, und die freudentrunkene Menge schreit: „Sieg der Kali! Sieg der großen Göttin!"

Wie schon bemerkt, gehört dieser blutige Kultus den Ureinwohnern Indiens an, denn das reine Brahmathum verabscheut das Blutvergießen, und seine Opfergaben an die Götter bestehen aus Früchten, Blumen und Pflanzen.

Am Gestade des schon erwähnten Berglandes Orissa, welches die schreckliche Brandung der Küste von Koromandel vor unberufenen Besuchern schützt, erhebt sich die berühmte schwarze Pagode, die vom Fuße bis zum Giebel mit Skulpturen bedeckt ist, deren Charakter selbst in Indien Anstoß erregt. Ein wenig südlicher, angelehnt an Wälder von üppigster Vegetation, befindet sich der noch berühmtere Tempel von Dschaggernat. Wenn man ihn vom hohen Meere aus sieht, sollte man meinen, man sähe große, kreisförmige, mit einer Anzahl anderer, kleinerer, umgebene Gebäude. Die Stadt wird für heilig gehalten, und das ganze Land umher, auf zwanzig Meilen in der Runde, ist abgabenfrei, unter der Bedingung, daß es gewisse auf den Tempeldienst bezügliche Verpflichtungen erfüllt. Rechts und links der Hauptstraße stehen religiöse, durch Baumgruppen von einander getrennte Gebäude, und am Ende dieser Straße erhebt sich der Tempel Dschaggernats. Er breitet sich auf einem weiten, von Mauern umschlossenen viereckigen Platze aus. Man tritt durch ein kolossal hohes Thor in die Ringmauer ein; eine breite Treppe führt auf eine Terrasse von 500 Quadratfuß, und auf dieser Plattform ist die große Pagode aufgeführt, welche sich ungefähr zweihundert Fuß über dem Boden erhebt. Die Hauptgottheit, die man an diesem

Orte anbetet, ist Krischna, eine der Verkörperungen Wischnu's. Zu gleicher Zeit betet man dort den Schiwa, seine Gemahlin und Schwester Salhandra (ein andrer Name Kali's) an. Die drei diese Gottheiten darstellenden Götzenbilder sind sechs Fuchs hohe Holzblöcke mit einer häßlichen Menschenfigur darauf. Der Block Krischna's ist blau, der Schiwa's weiß, jener Salhandra's gelb bemalt. Alle drei werden auf grob gearbeiteten Wägen gezogen. Der Wagen Dschaggernats oder Krischna's hat einen Flächenraum von 48 Quadratfuß, ist 44 Fuß hoch und steht auf 16 Rädern. Zwölf große Feste werden im Laufe des Jahres unter den Gewölben dieses Tempels gefeiert. Das Hauptfest ist das Rath-Dschatra, das stets im Frühjahr abgehalten wird. Man fährt dabei die Götzenbilder auf ihren Wagen herum; tausend Männer, Weiber und Kinder ziehen mit Stricken, und Brahminen begleiten sie unter Gesängen und Herplappern von Stellen der heiligen Bücher. Von weiter Ferne wandern gemeiniglich Andächtige zu diesen Feierlichkeiten herbei, allein die meisten der Wallfahrer sterben in Folge der Reisestrapazen. Ehedem suchten Fanatiker den Tod, indem sie sich unter die Räder des Wagens Dschaggernats stürzten; die Menschlichkeit der englischen Regierung hat indeß diesem barbarischem Gebrauch Einhalt gethan, ebenso wie den sonst üblichen Wittwenverbrennungen, die nur noch im Verborgenen vorgenommen werden.

Folgen wir nun dem Dr. Kane ins Innere dieses alten Wunderlandes, die Gangesebene hinauf bis zur Wohnung des ewigen Schnees, dem Himalaya. Wir können sowol zu Lande, als auch zu Wasser auf dem Ganges unser Vorhaben ausführen. Dieser Strom macht auf jeden Reisenden einen großartigen Eindruck. Seine ungeheure Ausdehnung und Breite verleiht ihm fast das Aussehn der offenen See; die in blauer Ferne sichtbaren Bäume haben eher das Ansehen, als ob sie auf entfernten Inseln, anstatt am andern Ufer des Flusses stünden. Die Stille und Ruhe der Scene vermehrt noch die Täuschung, und trotz der reißenden Strömung und der schmutzigen Farbe des Wassers, ist der Grund, über welchen er seine Fluten wälzt, so weich und eben, daß sein Dahinströmen nicht von jenem lauten geräuschvollen Brausen begleitet ist, welches eine in einem felsigen Bett oder über Kiesgrund flutende Wassermasse charakterisirt.

Der landschaftliche Charakter bleibt in Bengalen Jahr aus Jahr ein derselbe; die Feuchtigkeit des Klima's und die Natur seines Bodens tragen zusammen dazu bei, ein ewiges Grün zu erhalten, während in den obern Provinzen Indiens zu verschiedenen Zeiten des Jahres die Landschaft einen verschiedenen Ausdruck erhält. In Bengalen ist sogar bei der größten Hitze, wenn das Thermometer vielleicht Wochen lang auf 130^0 F. steht und wenn die Sonne einen solchen Glutstrom niedersendet, daß es scheinen möchte, als müsse ihr versengender Einfluß jedes Grashälmchen verdörren, die ganze Erdoberfläche mit einem reichen Teppich überzogen, und sobald die Sonne untergegangen, erfüllt eine erfrischende Kühle die Luft, und das Auge schwelgt in dem Anblick der üppigsten Pracht. Mit Ausnahme der unmittelbaren Umgebung des Flusses ist Bengalen eine todte Niederung; und böte nicht die Menge seiner Waldungen, die bald hier in Gestalt kleiner Haine über die Gegend sich ausbreiten, bald sich an andern

Ein Thurm Pagode der zu Dschaggernat.

Stellen zu Forsten verdichten, aller Orten aber in reichem Maße vorhanden sind, einige Abwechselung, so würde das Land äußerst eintönig sein. Die Ufer des Hugly sind an manchen Stellen so hoch, daß sie, besonders an den scharfen Biegungen des Flusses, den Charakter von Vorgebirgen annehmen, die alle bis zum Gipfel bewaldet sind. Nichts kann an Schönheit das Laubwerk übertreffen, welches über diese begünstigte Gegend hinwogt. Der Bambus neigt seine langen Aeste mit derselben Anmuth wie die Trauerweide zur Erde herab; die zahlreichen Palmenarten steigen in königlicher Majestät in die Höhe und ihr feines federartiges Laubwerk wird durch hellfarbige Massen von Neem und Peepul und einer Menge anderer Pflanzen, von denen viele in allerlei Farben schimmernde Blumen tragen, unterstützt. Die Magnolia ist in der Nachbarschaft Kalkutta's sehr gewöhnlich, und unter der großen Anzahl der zur Klasse der Akazien gehörigen Bäume befindet sich einer von ganz besonderer Schönheit, Babul genannt. Er trägt eine büschelartige, einem Balle gleichende Blume von goldener Farbe, welche die Luft mit einem solchen Wohlgeruche erfüllt, daß eine einzige hinreicht, einen ganzen Garten zu durchduften.

Auf einer Strecke von vielen Meilen bietet der Fluß, hat man Kalkutta verlassen, die heitersten und schönsten Scenen, die man sich nur denken kann. In vergleichungsweise kurzen Zwischenräumen befinden sich Ghauts oder Landungsplätze, die vom Gestade aus ins Wasser hineingebaut sind, um den Einwohnern das Baden und das Füllen ihrer Wasserkrüge zu erleichtern. Diese Ghauts sind sämmtlich aus chunamirten Backsteinen erbaut. Der Chunam ist ein Gypsmörtel, der eine sehr feine Politur annimmt und — stets eine sehr trockene Oberfläche zeigt. Bei Gebäuden, die damit belegt sind, bringt er dieselbe Wirkung hervor, als wie Steine; besteht der Chunam aus feinem Material, so werden daraus mancherlei architektonische Verzierungen verfertigt. In der Nähe dieser Ghauts, die, aus breiten Stufenreihen bestehend, auf allen Seiten von einer Balustrade umgeben sind, befindet sich in der Regel eine Moschee, eine Pagode oder auch eine Art kleiner Hindutempel, Mhuts genannt, die an Gestalt einem Bienenkorb ähnlich und auch nicht viel größer sind, und in Gruppen zusammenstehend eine sehr gute Wirkung hervorbringen. Die Gipfel der bemerkenswerthesten Erhöhungen sind oft von einem malerischen Gebäude, entweder einer Moschee oder Pagode gekrönt. Gewöhnlich führt eine Treppe zu ihnen hinauf, die an der andern Seite an eine Ghaut sich anschließen, und oft sind diese Treppen von unten bis oben mit Blumen bestreut, was der Fall ist, wenn der Tempel den Hindu's gehört. Lange Guirlanden aus indischem Jasmin, einer großen, weißen Blüte mit reichem, doch betäubendem Wohlgeruch, oder aus großen scharlachrothen oder gelben Blumen sind um die Geländer geschlungen und hängen oft als Sühnopfer bis in das Wasser hinab. Jede Hindukapelle ist reichlich mit Blumen geschmückt und sogar der Boden ist mit denselben bedeckt. Die Muhamedaner haben in sofern diesen Gebrauch ihrer Nachbarn angenommen, als sie Blumen auf die Gräber ihrer dahingeschiedenen Freunde streuen. Die Bekenner beider Religionen aber zünden des Nachts Lampen in ihren Tempeln an, deren nach Sonnenuntergang durch die Bäume schimmerndes Licht den

Zauber der Scene noch vermehrt. — Noch einen andern Reiz gewährt die Gegend. Viele Bäume scheinen in Wirklichkeit mit einem Strahlenkranz umgeben zu sein. Dieser wird durch eine unzählige Menge von Leuchtfliegen hervorgebracht, die hin und her schwärmend, ein grünlich-goldenes Licht ausstrahlen, wie es eine aus Smaragden bestehende Lampe geben würde. Obgleich der größere Theil dieser leuchtenden Insekten um die Bäume herumschwärmt, so schießen doch auch viele — am Lande sowol als auf dem Wasser den Weg des Reisenden durchkreuzend — gleich Meteoren durch die Luft und verschönern so die Nacht, sogar wenn auch schon die Sterne leuchten, die so hell und glänzend in dieser strahlenden Hemisphäre erscheinen, daß — die an Wolken so reiche Regenzeit ausgenommen — die Nächte nie dunkel sind. Entzückend ist es dann, so auf dem Wasserspiegel hinzugleiten, während die sinkende Sonne noch einen goldenen oder röthlichen Schein auf demselben hinterlassen hat; bald beschränkt ein in das Wasser weit hineinragendes bewaldetes Vorgebirge die Aussicht, — bald wieder öffnet sich den Blicken eine weite mit Inseln übersäte Wasserfläche, die uns augenscheinlich nach noch lieblichern und bezaubernden Gegenden führt. Wie diese Pracht und Schönheit nimmt zu, je mehr man sich von Kalkutta entfernt, wenn auch weiterhin wieder weniger reiche Gefilde folgen.

Um Benares, der reichsten und heiligsten Stadt der Hindu's, sind die Ufer sandig und flach; um so interessanter ist das Menschenleben in diesem Jerusalem der Brahma-Religion, das nach dem Glauben der Hindu's auf der Spitze des Dreizacks Schiwa's erbaut und schon dadurch gegen die Erdbeben gesichert ist, während alle andern Punkte auf den zehntausend Köpfen der Schlange Ananta ruhen. Die Stadt selbst bietet auch einen imposanten Anblick mit ihren Hunderten von Tempeln, in grellen Farben bemalt, mit Kuppeln in der Form der Bischofsmütze, bizarren Verzierungen und reicher Vergoldung. Das interessanteste Schauspiel aber bietet das Panorama der Stadt bei Sonnenaufgang. Die Ghauts, die Riesentreppen, welche nach dem Ganges hinab führen, sind dann mit einer Bevölkerung von Badenden bedeckt, welche auf- und niedersteigt; mitten unter ihnen gehen heilige Stiere (Buckelochsen) in langsamem Schritt voller Würde einher. Wächter von abschreckendem Aussehen, in rothem Turban, den Säbel an der Seite, sitzen in Tribünen unterhalb der Ghauts, wo sie ängstlich die Menge der Badenden überwachen und selbst von den Aermsten den Tribut einiger Kauri's einfordern. Eine unzählige Menge von Männern, Frauen und Kindern springt im Wasser umher, während an den letzten Stufen der Ghauts Tausende von kleinen kupfernen Töpfen, die von den Badenden niedergesetzt sind, im Sonnenglanz strahlen. Obgleich nur sehr Wenige sich in die Mitte des Wassers wagen, so sind doch Unglücksfälle häufig genug. Aber dieselben sind zuweilen verbrecherischen Ursprungs, indem sich gute Taucher erdreisten sollen, Frauen und Kinder zu ergreifen, um sie ihrer Ringe und Geschmeide zu entkleiden. Hat doch Einer in der Verkappung einer Krokodilshaut mehrere Jahre lang mit Erfolg auf solche Weise geraubt! Oft suchen freilich auch Fanatiker einen freiwilligen Tod im heiligen Flusse, wobei sie sich große irdene Krüge um den Hals hängen und sich der Strömung des Flusses überlassen. Denn wer das Glück hat, in Benares die Augen zu schließen, der

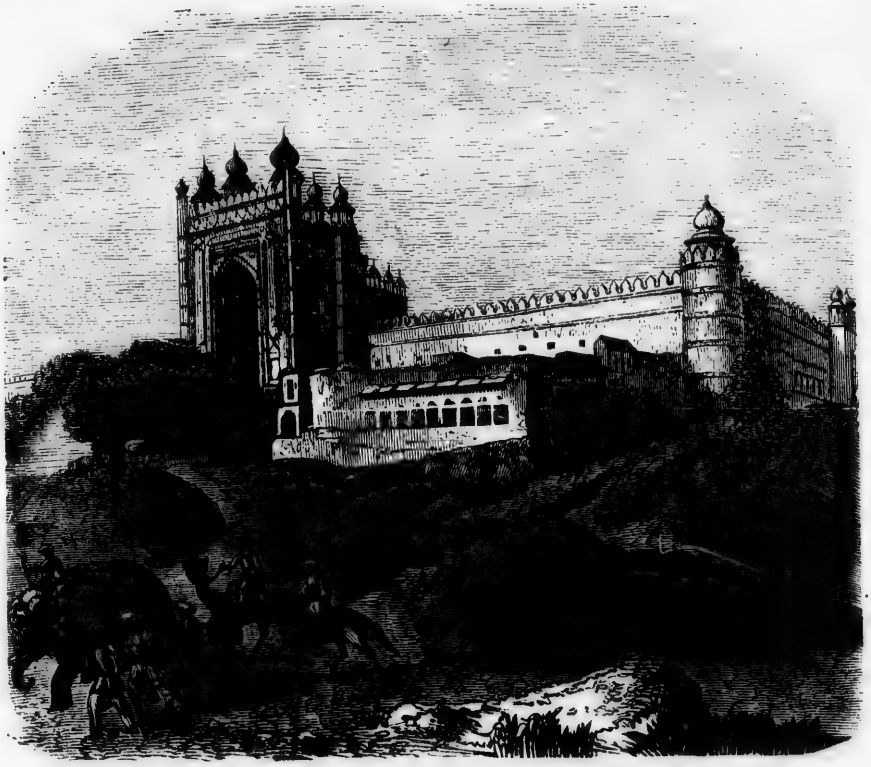
entgeht den furchtbaren Seelenwanderungen und geht sofort in die tiefsten Tiefen der Gottheit auf.

In der Stadt selbst sieht es sehr sonderbar aus. Die engsten, finstersten, schmutzigsten Straßen europäischer Hauptstädte können kaum ein Bild von den Straßen in Benares geben. Hohe, düstere Häuser, die fast ohne Fenster sind, mit niedrigen Thüren, fassen einen Boden von feuchten Steinplatten ein, den die Sonne nie beleuchtet. Man merkt bald an der drückenden Luft, daß man sich in einem Orte befindet, wo die Dämonen der Pest und der Cholera ihren beständigen Sitz aufgeschlagen haben. Durch diese Straßen wandelt eine abgezehrte, erdfarbene Bevölkerung, die mit unbeschreiblichen Lumpen bedeckt ist; auf jedem Schritt sieht man einen heiligen Ochsen vor sich, dem man ausweichen muß, denn er wird von den Hindu's sehr hoch gehalten; sie glauben nämlich, daß, wenn man beim Tode eines Verwandten oder eines Freundes einen heiligen Stier in Freiheit setzt, dieses Thier auf der Spitze seiner Hörner alle Sünden des Verstorbenen davon trägt, dem dadurch die Seelenwanderung durch allerhand Gethier erspart wird.

Schlangenbändiger.

Wie in andern indischen Orten, so halten sich auch in Benares geschickte Taschenspieler auf, worunter die Schlangenbändiger besonders auffallen. Durch verschiedene Töne und seltsame Manipulationen verstehen diese Leute die in den Schlupfwinkeln der Häuser verborgenen Schlangen an sich zu locken und zu Kunststücken abzurichten. Dergleichen Thierbändiger wissen durch Mittel, die sie vor dem Volke als strenges Geheimniß bewahren, die Giftschlangen in einen Zustand der Betäubung und Erstarrung zu versetzen, aus dem sie denselben ganz nach Willkür durch andere Mittel wieder erwecken. Meistens berauben sie dieselben vorher erst der gefährlichen Giftzähne.

Reisen wir die Gangesebene weiter aufwärts, so gelangen wir auch nach Agra am Dschamna, einer Stadt von mehrern Hunderttausend Einwohnern, worin besonders das von dem großen Kaiser Akbar im 16. Jahrhundert erbaute Fort sehenswerth ist, das bei einer Viertelmeile im Durchmesser aus mächtigen, wol 50 bis 60 Fuß hohen rothen Sandsteinmauern und zahlreichen



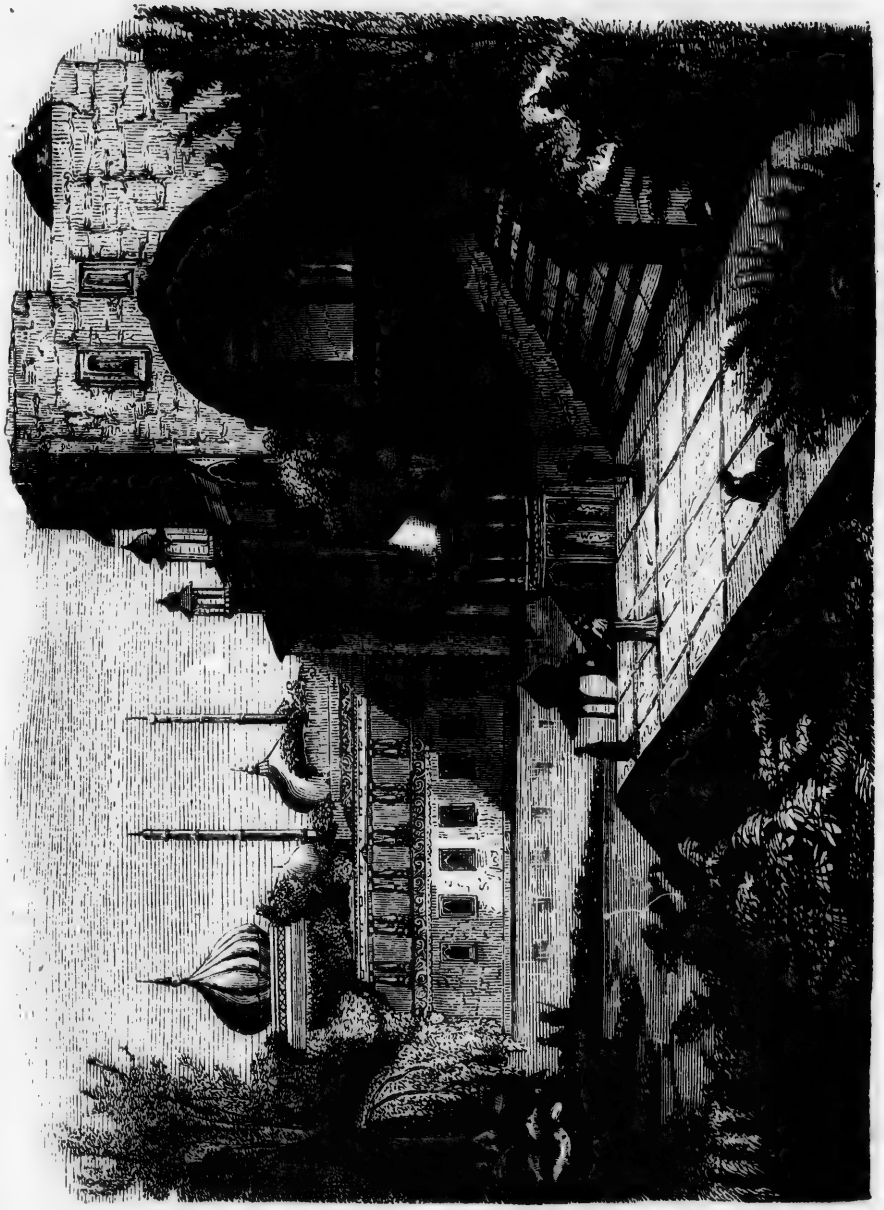
Fattehpur Sikri.

Thoren versehen ist, von denen das prachtvolle Hauptthor unmittelbar in die von Menschen erfüllten bunten Straßen der Stadt führt. Wol ist im Innern das Meiste verfallen, aber es erinnern auch die Trümmer noch deutlich an jene seltsame Pracht des frühern Indiens. Der Boden der Badesäle in diesem Schloß ist mit weißen Marmor-Quadern gepflastert, die Wände sind abwechselnd bald mit Plättchen von braunem Schmelzwerk nebst Porzellanblumen in Relief, bald mit kleinen Spiegeln bekleidet. Höchst geschmackvolle Malereien in Azur und Gold schmücken die Decke, tausend Marmornischen sind in der Wand angebracht, um den Lichtern Schutz zu gewähren. Das Wasser fällt in breiten Strahlen in eine köstlich ciselirte Marmormuschel. Die andern Zimmer des Palastes geben diesen prächtigen Badesälen nichts nach. Ueberall Marmor, überall die köstlichsten Verzierungen, überall Säulen mit Juwelen bedeckt. Der Audienzsaal des Monarchen, der nach allen vier Himmelsgegenden hin offen und von einer vergoldeten Kuppel überwölbt ist, welche von eleganten, mit Karneolen, Türkisen, Smaragden, Rubinen ausgelegten Säulen getragen wird, verwirklicht alle Wunder

der arabischen Mährchen. Vor uns ein hängender Garten, würdig der Seminamis, mit sprudelnden Fontainen in Marmor-Becken; Rosen- und Jasmingebüsche, — und wenn wir hiervon wegsehen, so haben wir eins der schönsten Panoramen vor uns, die man sich denken kann: eine ungeheure grünende Ebene, in deren Mitte sich das herrlichste Grabmal der Welt, die Tadje-Mahal, und das Grabmal Akbars erheben, und welche die Silberflut des Djamna mit ihren phantastischen Windungen durchzieht.

Entsprechend diesem Luxus in der häuslichen Einrichtung waren und sind noch die öffentlichen feierlichen Aufzüge der indischen Fürsten. Auf prunkvoll geschmückten Elephanten, geziert mit bunten Schabraken und reichem silbernen und goldenen Geschmeide erhebt sich ein thronartiger Sattel (Haudah) für den Radschah oder König; Reiter auf reichgeschirrten Pferden begleiten die Majestät; die Spieße, Schwerter und Schilde erglänzen weithin im hellen Sonnenstrahl; andere Reiter auf Kameelen schließen sich dem Zuge an und überall erglänzen Panzerhemden und Stahlhauben, oder bunte Turbans und Kaschmir-Shawls, flattern weiße und bunte Gewänder. Zu beiden Seiten des festlich geschmückten Zuges aber wimmelt es von staunendem und schreiendem Volke und das Jubelgeschrei desselben mischt sich mit dem Toben der Musikbanden. Zuweilen werden wol auch von Palankinträgern auf leichten Plattformen Bajaderen (Tanzmädchen) getragen, welche fortwährend tanzen. Dies geschah z. B. bei einer Hochzeitsfeier unter einem der Könige von Aude; die Prozession zählte 1200 Elephanten, von denen 100 besonders prachtvoll ausgeschmückt waren, indem sie mit Silberblech und Gold reich verzierte Haudahs trugen, während der Sattel des Nabob ganz mit Goldblech beschlagen und mit Edelsteinen verziert war. Die ganze Hochzeitsfeier, welche drei Tage dauerte, kostete 300,000 Pfund Sterling. Während der Nächte wurden unaufhörlich Feuerwerke abgebrannt; Tausende von Feuersternen und Leuchtkugeln sprühten in die hohe Luft, von allen Seiten sausten Raketen empor, oder donnerten hölzerne Bomben auf, die in der Höhe zerplatzten und zahlreiche, feurige Schlangen auswarfen, die den hellsten Tagesschein über die Gegend verbreiteten.

Unweit Agra liegt ein anderes berühmtes Bauwerk Akbar's, des „Weisen des Orients," nämlich Fattehpur Sikri, zu Akbar's Zeit der blühendste Punkt des Großmogul-Reiches, seine von ihm selbst erbaute Lieblingsstadt. Der Ort blühte schnell auf, ein Palast wuchs nach dem andern gleichsam aus der Erde; aber eben so schnell verfiel die Stadt nach dem Tode des großen Kaisers wieder und jetzt liegt fast Alles bis auf die Moschee in Trümmern; der Ort selbst ist gegenwärtig kaum mehr als ein Dorf. Aber was übrig geblieben, verkündet hinreichend die Großartigkeit der Unternehmungen des größten Fürsten, der je in Indien regiert hat. Auf der Höhe eines Felsrückens erhebt sich die Moschee mit großer Umfassungsmauer, und auf der sanften Abdachung des Rückens liegt der Palast, theilweise in Trümmern. Das Ganze umschließt eine Mauer, die alte Stadt begrenzend, auf deren Schutthaufen die wenigen Häuser des heutigen Fattehpur liegen. Das Thor, zu welchem man auf einer Treppenflucht den Hügel hinaufsteigt, hat kolossale Dimensionen, nämlich eine Höhe von 120 Fuß. Die



Das Innere des Palastes des Großmoguls in Delhi.

große Moschee, der zu jeder Seite zwei kleinere liegen, ist 190 Schritt lang und breit. Dabei ist sie in den schönsten Verhältnissen erbaut und erinnert durch die in Relief gearbeiteten Verzierungen an die Alhambra in Spanien. Die Säulenhallen zu beiden Seiten zeichnen sich durch die abwechselnd eckige Form der Säulen mit Absätzen und schönen Kapitälen aus. In der Mitte der Moschee-Umfassungsmauer steht ein Gebäude aus weißem Marmor; es ist das Grab des Heiligen von Fattehpur Sikri. Ein Perlmutter-Baldachin steht über dem Grabstein des hier begrabenen frommen Scheikhs Selim. Inwendig ist das Gemach mit allerhand bunten Malereien, meist Blumen darstellend, mit großen arabischen Inschriften in Gold auf blauem Grunde bedeckt. Jeder, dessen Gebet erhört wird, bindet einen farbigen, wollenen Faden an die durchbrochenen, marmornen Fenstertafeln, so daß diese ganz voll davon sind. Eben so ist auch das Thor ganz mit Hufeisen bedeckt, die von den zu Pferde oder zu Esel herbeigekommenen Pilgern angeschlagen werden. Merkwürdig ist es, daß auch die Hindu's solchen muhamedanischen Grabdenkmälern Verehrung beweisen.

Noch weiter aufwärts in der Gangesebene kommen wir zum Hauptsitz der Großmoguls, Delhi, wo natürlich die meisten Spuren ihres ehemaligen Glanzes sich vorfinden. Das Fort dieser Stadt enthält innerhalb seiner Wälle den Palast, welcher bis vor Kurzem dem letzten Repräsentanten der einstigen muhamedanischen Kaiser Indiens zum Asyl diente. Der einzige Theil desselben, der den Fremden zugänglich ist, besteht aus Marmorsälen, die von Gärten von ziemlicher Ausdehnung umgeben sind; aber das Ganze befindet sich in einem traurigen Zustande der Unordnung und Vernachlässigung. Trotzdem macht es noch immer einen imposanten Eindruck, und wer in das Innere weiter eindringen durfte, fand des Staunenswürdigen Vieles. Der Palast bildet ein Viereck von etwa 1050 Schritt Länge und 250 Schritt Breite. Er ist eingefaßt von einer 40 Fuß hohen Mauer mit kleinen Bollwerken und Thürmen. Ein hohes, massives Thor aus rothem Sandstein, mit einer Menge kleiner Kuppelthürme geziert, bildet den Eingang zu einem langen bedeckten Durchgang, aus dem man in einen weiten Hof tritt, welcher von einer Menge unscheinbarer Lehmhütten eingeschlossen ist und einen Marktplatz des Forts zu bilden scheint. Von hier aus führen mehrere Straßen in den eigentlichen Palast. Dieser bildet ein Städtchen für sich selbst, in dem bei dem letzten Titular-Großmogul gegen 20,000 Menschen lebten. Ein rothes Thor, oben mit offener Bogenhalle, führt zu dem zweiten Hofe. Dies ist der Platz, wo die Großmoguls ihre öffentlichen Audienzen hielten; im Hintergrunde einer Bogenhalle springt aus der Wand eine Art Erker vor, ein gewölbtes Dach, das auf leichten, durch arabische Bögen verbundenen Säulen ruht. Auf diesem Throne saß der Mogul und nahm aus der Hand seines Ministers, der auf einem Marmortisch stand, die Bittschriften entgegen. Noch ein kleiner Durchgangshof, und man tritt in den Dewan-Koß mit seiner Marmorhalle, in deren Mitte der berühmte Pfauenthron stand. Die Wände und die Decke sind mit Goldverzierungen bemalt, die neu den glänzendsten Eindruck gemacht haben müssen. Oben an den Bögen, welche den Thronhimmel tragen, steht in persischen Buchstaben die stolze Inschrift: „Wenn ein Paradies auf Er-

den ist, so ist es hier — so ist es hier — so ist es hier!" Das kann einst in Bezug auf äußern Glanz ziemlich wahr gewesen sein; jetzt sucht man jedoch das Paradies hier vergeblich. Nichts als Zeugen verfallener Größe sieht man aller Orten. Die Pracht Delhi's, das einst an 2 Millionen Einwohner zählte, während es jetzt etwa 130,000 hat, ist dahin. Könnten die Trümmer sprechen, welche erschütternden Geschichten von Siegen und Niederlagen, von erhabener Hingebung, von Verrath oder Verbrechen würden sie erzählen! Welche Predigerstimme kann beredter von dem Nichts menschlicher Größe sprechen, als die Ebene Delhi's, die ins Unabsehbare mit Trümmern gewaltiger Festungen, stolzer Paläste und königlicher Grabmäler bedeckt ist! — Ums Jahr 1000 setzten sich die Muhamedaner in Indien fest und im 16. Jahrhundert gründete der Sultan Baber das Großmogulreich, das bis 1806 bestanden hat; seit diesem Jahre war Delhi die Residenz eines Schattenkaisers, der nur das Schloß und den Titel besaß, und seit vorigem Jahre hat er wegen Betheiligung am indischen Aufstande auch noch diesen letzten Zufluchtsort eingebüßt.

Im Oberlaufe des Indus liegt das merkwürdige Gebiet der schon erwähnten Siekhs, jenes tapfern Volkes, das erst im Jahre 1846 von den Engländern unterworfen werden konnte. Die Siekhs gehören auch zu der Familie der Hindu; in der Religion aber haben sie sich von der Bevölkerung der Gangesländer getrennt. Nanak stiftete jene im Jahre 1410; der Glaube an Gott, an eine künftige Belohnung und Bestrafung war der Kern seiner Lehre. Der Glaube Nanak's verbreitete sich in der Stille mehr und mehr und hatte über ein Jahrhundert bestanden, ehe die Muhamedaner des Landes auf ihn aufmerksam wurden und sofort gegen ihn zu wüthen begannen. Das geistliche Haupt der Siekhs wurde 1606 von ihnen getödtet, und es begannen blutige Kriege, in denen die Anhänger Nanak's, ohne ganz zu unterliegen, in die Gebirge im Norden des Pendschab zurückgetrieben wurden. Unter Guru-Gowind, dem Urenkel des ermordeten Oberpriesters, machten sie aus ihren natürlichen Festen Ausfälle und gewannen um 1675 das ganze Land. In Folge dieser Kämpfe ging ihre ursprüngliche Milde und Sanftheit großentheils verloren. Jeder Siekh war nun ein Krieger und trug Waffen. Unterschied des Standes, Kasten giebt es nicht; Jeder hat gleiche Rechte, und damit die Einheit nicht gefährdet werde, ist Allen dieselbe Kleidung vorgeschrieben. Der Gebrauch des Tabaks ist als verunreinigend verboten, das Scheeren des Bartes und des Kopfhaares untersagt, der Genuß geistiger Getränke dagegen gestattet. Nach Gowind's Tode theilten sich die Siekhs in zwölf Mißels oder Stämme, welche, jeder unter einem Sirdar (Häuptling), von einander unabhängig und nur durch den gleichen Glauben und die gemeinsamen Interessen verbunden blieben. Indessen stellte sich später doch Eifersucht und Zwietracht bei ihnen ein. Da trat ein kräftiger, glücklicher Führer unter ihnen auf, der die übrigen unterwarf und so die Einheit wieder herstellte. Dieser Mann war Rendschit Singh (Singh h. Löwe). Im Jahre 1809 hatte er das Ziel erreicht und stand als alleiniger Herrscher der Siekhs da. Er erweiterte die Grenzen des Reiches, so daß er, als er 1839 starb, ein Gebiet von 6 bis 7000 Quadratmeilen hinterließ, worin gegen 5 bis 6 Millionen Menschen wohn-

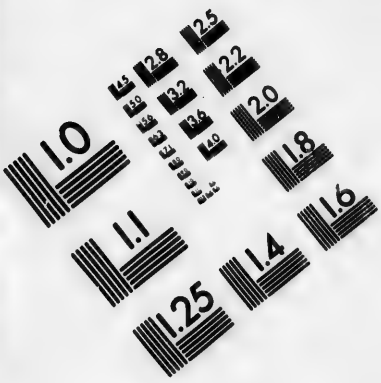
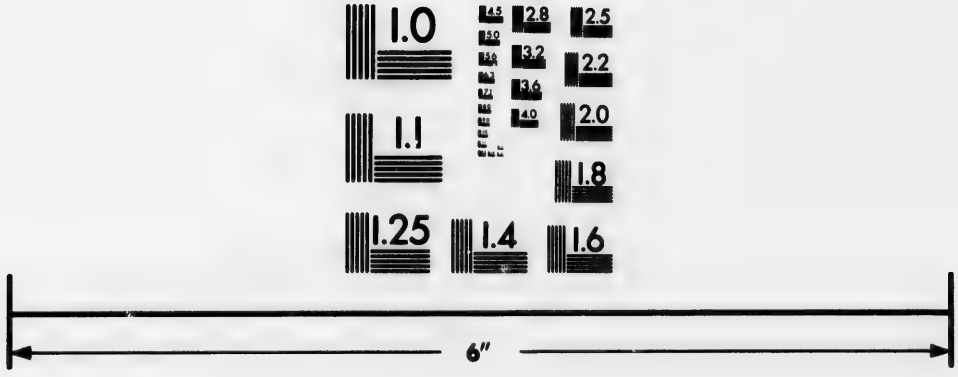
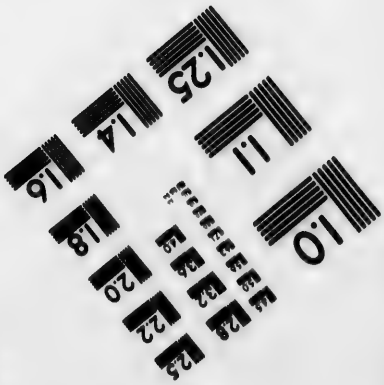


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)





Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

ten, darunter eine Million Siekhs. Ueberdies hinterließ er einen gefüllten Schatz von 70 Millionen Thalern und eine vortreffliche, sieggewohnte Armee von mehr als 100,000 Mann. Mit Rendschit ging aber nicht allein der thätige, kluge, unternehmende Führer verloren, welcher ein neues Reich geschaffen, sondern auch die kräftige Hand, welche das zahlreiche, kriegs- und beutelustige Heer zu zügeln verstanden hatte, und so neigte sich denn der Staat der Siekhs seiner Unterwerfung unter die Engländer von Jahr zu Jahr mehr entgegen. Nach einem dreimonatlichen Feldzuge und dem Verluste von vier Schlachten ging 1846 ihre Macht zu Ende, und 1849 wurde ihr Gebiet den Besitzungen der Briten einverleibt. In der Hauptstadt Lahur prangt das Grabmal Rendschit Singhs, welches die Abbildung am Anfange dieses Abschnitts darstellt.

Im Norden der hindostanischen Tiefebene erhebt sich die größte Bergkette der Erde, das Himalayagebirge, vom Indus bis zum Brahmaputra reichend und auf eine Entfernung von 370 Meilen das Hochland Mittel-Asiens von den Tiefländern des Indus und Ganges scheidend. In mehreren dicht aneinander liegenden Parallelketten steigt dieser Riesenwall fast regelmäßig von Süden nach Norden auf, eine Breite von 40 bis 50 Meilen ausfüllend, und in einer mittlern Höhe von 15,000 Fuß. Die Gipfel der Berge ragen aber häufig über 20,000 Fuß hinauf. So der Dhawalagiri (26,300) der Kinchinjinga (26,400) und der Mount Everest, der höchste Berg der Erde, gar 27,212 Fuß. Das ganze, an 15,000 Quadratmeilen bedeckende Gebirge wird durch die aus dem tiefsten Herzen des Gebirges quer durchbrechenden, wasserreichen Flüsse: den Sutledj, die Goggra und Tista in Gruppen geschieden, unter denen in der Mitte zwischen Goggra und Tista in einer Länge von 100 Meilen der nepalesische Himalaya als der großartigste Theil des Gebirges emporragt. Die über dieses Hochgebirge führenden Päße sind zumeist in außerordentlicher Höhe gelegen; keiner ist unter 10,000 Fuß; viele dagegen erreichen eine Höhe von 17,000, einige sogar von 18,000 Fuß. Sie sind alle gefahrvoll und äußerst beschwerlich zu ersteigen. Schneewehen und Gewitterstürme werden Menschen und Thieren gefährlich, und Tausende von Vögeln kommen hier durch die Heftigkeit der Stürme um. An vielen Stellen muß man barfuß gehen, um nicht auszugleiten, oder, durch grauenvolle Klüfte kriechend, sich durchwinden, indem man sich an Zweigen und Grasbüscheln festhält. Bisweilen setzt man über tiefe, haarsträubende Spalten mittelst eines Rotangtaues oder lose darüber geworfener Stämme. Die Grenze des ewigen Schnees beginnt zwischen 13,000 bis 15,000 Fuß. In dem Schneegebirge selbst, wo die starren, thurm- und nadelförmigen Piks meist kahl und nackt aus den ungeheuren Schneemassen hervorragen, wo der Südwestmonsun nur noch als Schneegestöber haust, wo die Sonne wie ein Feuerball glänzt, aus tiefem Schwarzblau hervor, und in der dünnen Luft kaum ein Schuß hörbar ist, wo den Reisenden Kopfweh, Erbrechen und Ermattung überfällt, was die Hindu's der „bösen Esch", d. i. der Giftluft, zuschreiben, während der wahre Grund in der Luftverdünnung zu suchen ist, — selbst bis dorthin führen den Handelsreisenden seine Geschäfte; denn man kann von Indien nach Tübet auf keinem andern Wege gelangen als über jene Päße.

Ansicht eines Theils des Himalayagebirges.

Während unendliche Wildheit das Innere des Riesenwalles charakterisirt, bietet der Anblick desselben von Indien aus den erhabensten Anblick, den man sich nur denken kann. Die höchsten Gipfel sind ohne Schneedecke, wodurch eine große Abwechslung in der Färbung entsteht. Während des Tages veranlassen die kolossalen Berge durch ihre Ausdehnung, durch die Manchfaltigkeit und Schärfe ihrer Formen und besonders durch die zarte Helligkeit ihrer fernen, in den blaßblauen Himmel verschmelzenden Umrisse, der von dem tiefen Azur darüber absticht, ein Schauspiel von wilder, erhabener Schönheit. Und wieder um Mitternacht, wenn Myriaden von Sternen an dem schwarzen Himmel funkeln und das reine Blau der Berge unter dem bleichen, weißen Schimmer der Erde und des Schneelichtes noch tiefer erscheint, ist die Wirkung von unvergleichlicher Feierlichkeit, und keine Sprache kann die Pracht der Sonnenstrahlen schildern, wenn sie beim Anbruch des Tages zwischen hohen Gipfeln hinstreifen und die gigantischen Schatten derselben auf die tiefern Berge werfen.

Die erste Vorstufe des Himalaya ist das Tarrai. Das ist ein fast undurchdringlicher sumpfiger Waldstreif von sehr verschiedener, 2 bis 5 und 6 Meilen betragender Breite, der von der Westgrenze Assams über die Gangesströme hinaus bis in das Indusgebiet reicht, und in welchem sich durch die Vereinigung von Hitze und Feuchtigkeit die Tropenvegetation im üppigsten Wachsthum entfaltet. Ehe man ins Hochgebirge gelangt, muß man das Tarrai durchschreiten, was große Vorsicht erheischt, denn nicht nur wimmelt es hier von allerlei Raubthieren, sondern es ist auch die Atmosphäre daselbst gefährlich. In der feuchten Jahreszeit entwickelt sich die gefürchtete „Aul-Luft", in der es nicht rathsam ist auch nur eine Nacht zu verweilen, denn sogar die Affen, Tiger und andere Thiere finden es geboten, zu solcher Zeit das Tarrai zu fliehen. In der trocknen Zeit dagegen ziehen die Jagdliebhaber nach dem Tarrai, in dessen dichten Forsten der Elephant und das Rhinoceros hausen, wo der Tiger sein Gebrüll weithin erschallen läßt, wo Bären, Eber und Schakals umherstreifen, wo die Hyäne die arglose Antilope beschleicht und die schöngefärbte Boa vom Baum herab sich auf den vorbeieilenden Hirsch stürzt und ihn umringelnd erdrückt. Namentlich vom Anfange des März bis Ende Juni unternimmt man die Tigerjagden. In der Regel bedient man sich der Elephanten zu diesem gefährlichen Vergnügen; doch stellt man den Tigern auch auf andere Weise nach. Es kommt vor, daß die indischen Häuptlinge einen Baum zum Standquartier wählen. Zunächst werden der Aufenthalt und die Wege des Tigers erforscht. Ist dies geschehen, so werden auf passenden Bäumen mehrere „Stände" hoch oben eingerichtet, von denen man die Gegend unten übersehen kann. Auf diesen Ständen nimmt der Häuptling nebst seinen vornehmsten Begleitern Platz mit den Gewehren. Die ganze Gesellschaft fällt stark ins Auge, da Alle weiß und bunt gekleidet sind. Auch können sie nie lange ohne lautes Gespräch verbringen, das gar nicht selten wie Geschrei und Gezänk klingt. Endlich beginnt die Treibjagd. Zu diesem Zwecke müssen Leute, die man zu diesem gefährlichen Geschäfte zwingt, in einer langen Reihe vorgehen, als handele es sich um das Auftreiben eines Hirsches oder Hasen. Bei diesem Vorgehen schlagen sie auf Trommeln, blasen auf

Eine Tigerjagd in Indien.

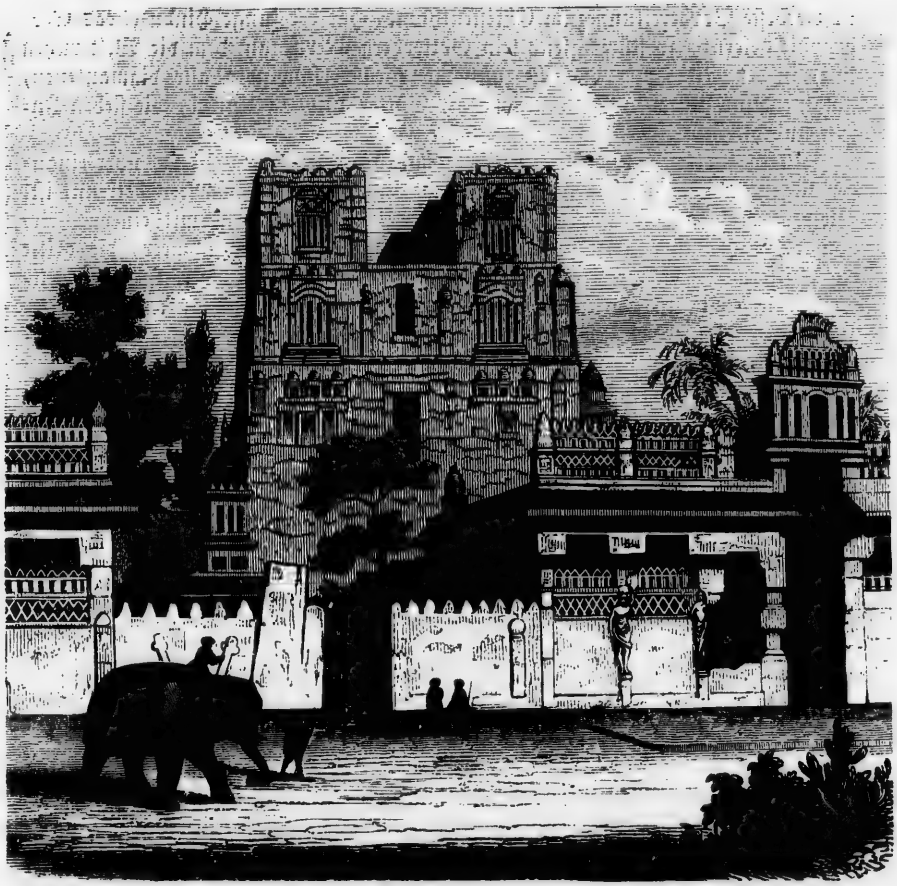
Hörnern und schießen Gewehre ab, um den Tiger an dem Stande vorbei zu treiben, auf welchem sich der Häuptling mit den Seinigen befindet. Der Tiger wird gewöhnlich bald aufgescheucht und läßt sich Anfangs in der gewünschten Richtung hinjagen; bald aber erblickt er seine Feinde in der Höhe, macht Halt, dreht sich um und jagt unter lautem Gebrüll durch die Reihe der Treiber, wobei er gewöhnlich Einen oder Mehrere niederwirft und verstümmelt, wenn nicht gar tödtet.

Man unternimmt aber auch Tigerjagden zu Fuß, wobei die Jäger ebenfalls mit gegen den Feind vorgehen. Dies thun gewöhnlich nur Engländer, wie z. B. Leutnant Rice, der in fünf Jagdsaisons 68 Tiger, 3 Panther und 25 Bären erlegte. Der Jagdaufzug Rice's muß einen seltsamen Anblick gewährt haben. Vorgebückt neben ihm befand sich der Oberjäger, der jeden Fußstapfen, jede Blutspur aufmerksam beobachtete und die Richtung angab, welche das verwundete Wild genommen hatte. Der Leutnant selbst, der diesen Oberjäger nie aus den Augen ließ, führte den keilförmigen Zug mit gespanntem Gewehre an. Unmittelbar hinter ihm folgten die besten und zuverlässigsten Leute, die fertiggeladene Gewehre für ihn trugen. Dann kam das Musikkorps mit vier oder fünf Pauken, einer großen Trommel, einer ungeheuren Glocke, auch wol Hörnern u. s. w., sowie die Leute, welche gelegentlich Pistolen abschossen, und den größtmöglichsten Lärm machten. Zu beiden Seiten der Musikanten gingen Leute mit Hellebarden und schauerlich aussehenden Spießen, welche die Aufgabe hatten, die Treiber zusammenzuhalten, namentlich bei dem Marsche durch das Gras, welches ihnen häufig bis über den Kopf reichte. Den Zug schlossen mehrere Männer, welche weiter

nichts zu thun hatten, als mit großen Steinen nach allen Seiten zu werfen und so vielleicht den Tiger aufzutreiben, der in anderer Weise etwa nicht zu bewegen war, sich von der Stelle zu rühren. Gewöhnlich reichte der Lärm schon hin, das Thier aufzuscheuchen. Einer mußte überdies den Zug von einem Baume aus übersehen, und er hatte natürlich von Zeit zu Zeit auf einen andern zu klettern. Der ganze Zug bewegte sich im Schneckenschritt vorwärts und Jeder schrie dabei fortwährend aus Leibeskräften. An eine solche Menge und an solchen Lärm wagt sich nie ein Tiger. Sollte wirklich einmal einer angreifen wollen, so kommt er sicherlich nicht ganz bis an den Zug heran, kehrt dann unfehlbar um und wird gewöhnlich bei seinem Fluchtversuche verwundet oder getödtet. Bei diesem Systeme von Tigerjagd findet Jeder vollkommene Sicherheit, nur die Nachzügler ausgenommen, sowie die, welche unvorsichtig von den Uebrigen sich trennen.

Nachdem sich Dr. Kane im Innern Indiens umgesehen, kehrte er nach Kalkutta zurück. Dort bereitete sich eben der berühmte Zemindar Dwakarnath Tagur, einer der reichsten Edlen Kalkutta's, zu einer Reise nach England vor, um den Hof der Königin Victoria zu besuchen. Da inzwischen Herrn Dent's Gesundheit so weit hergestellt war, um ihm die Weiterreise zu gestatten, so schlossen sich sowol Dr. Kane als auch Herr Dent dem Gefolge des Prinzen an.

Dieser Hindu ist eine der interessantesten Persönlichkeiten der Neuzeit. In Folge der Bekanntschaft der Hindu's mit europäischer Kultur durch die Engländer sind in Indien Reformfreunde aufgestanden, welche durch Verbreitung europäischer Bildung das Brahminenthum stürzen wollen, wodurch sie natürlich zugleich dem Christenthum einen guten Boden zur Aufnahme bereiten würden. Schon 1831 sendeten sie den Brahminen Romahun Roy nach England, um sich mit den dortigen Bildungsanstalten bekannt zu machen, damit man das Schulwesen in Indien danach verbessern könne. Er starb aber auf dieser Reise. Von allen Freunden dieses erleuchteten Hindu hatte Niemand so treu an ihm gehangen, als Dwakarnath Tagur. Die Familie dieses edlen Mannes gehört zu den ältesten und würdigsten in Bengalen, führt seit einigen Jahrhunderten den Ehrennamen Tagur, was Herr oder Häuptling bedeutet, und ist im Besitz außerordentlicher Reichthümer. Dwakarnath's Vorliebe für Europäer begann sich früh zu äußern, und diese Zuneigung führte ihn den Reformfreunden zu. Diese streben zunächst den materiellen Fortschritt an und in diesem Sinne handelte nun auch Tagur. Er widmete sich industriellen Unternehmungen, baute 1821 Sylladak und andere Indigofaktoreien und kaufte ein großes Schiff, das er mit einer werthvollen Ladung nach Süd-Amerika schickte. Dann gründete er ein Handelshaus in Kalkutta, hauptsächlich zu dem Zwecke, seinen Landsleuten ein Beispiel zu geben. Seine fürstliche Gastfreundschaft, seine Theilnahme an allen Wohlthätigkeitsanstalten sicherten ihm die allgemeine Achtung. So schenkte er im Jahre 1838 zur Unterstützung von Kranken und Blinden die Summe von 10,000 Pfund an ein Institut in Kalkutta. Beim medizinischen Collegium stiftete er mehrere Jahrespreise und schickte häufig auf seine Kosten junge Hindu nach England, um dort zu studieren. Keine Subscription zu öffentlichen Zwecken erschien ohne seinen Namen, hinter dem stets die beträchtlichsten Summen eingezeichnet



Der Tempel zu Ramisseram.

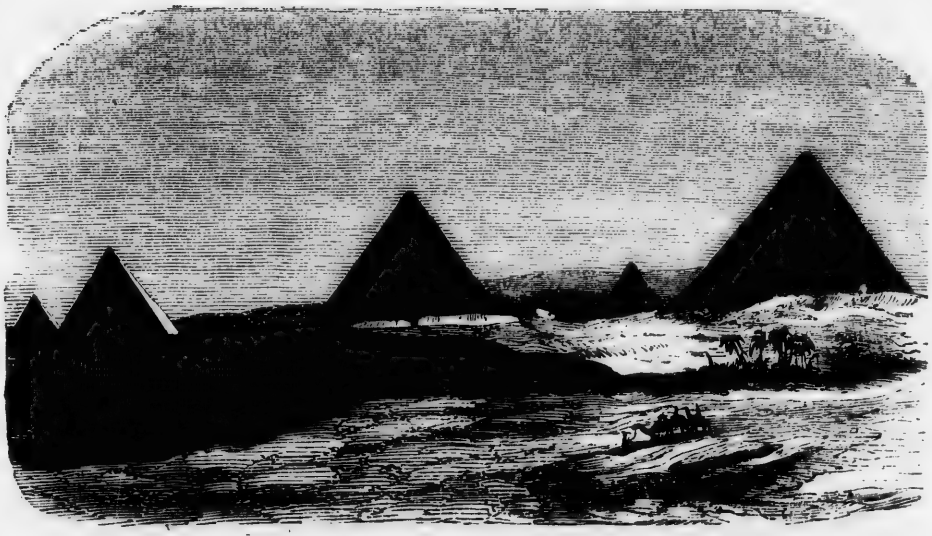
waren. Wo es galt, Vorurtheile seiner Glaubensgenossen zu zerstören, war er der eifrigste; gegen die Unsitte der Wittwenverbrennung kämpfte er in der ersten Reihe. Bald nach dem Tode Romahun Roy's ward Dwakarnath von seinen gleichgesinnten Freunden angegangen, das Unternehmen, das seinem Freund das Leben gekostet hatte, selbst durchzuführen. Im Jahre 1842 realisirte er dies Verlangen trotz aller Gegenreden und des Widerstandes der Altgläubigen. Er reiste über Bombay, Aegypten, Malta und Italien, und kam auch nach Deutschland. In München sprach er sich über seinen Zweck also aus: „Was wir vor Allem brauchen, das sind öffentliche Schulen, gute Lehrer und hauptsächlich wissenschaftliche Werke über Naturlehre, Geographie, Mathematik und Geschichte in den modernen Sprachen und Dialekten Indiens. Mit einer wissenschaftlichen Bildung in europäischem Sinn kann der Hinduismus nicht bestehen; die Wissenschaft

ist die beste Vorbereitung zum Christenthum. Hat der junge Hindu etwas Geographie gelernt, so stürzt gleich sein Götterberg Meru (auf dem die Welt ruhen soll) in der Mitte des Weltalls zusammen; es verschwinden alle diamantenen, goldenen und silbernen Behausungen der Götter und Göttinnen, die sieben Inseln und die sieben Meere."

Nach indischem Glauben besteht nämlich die Erde aus sieben über einander liegenden Welten, deren jede von der andern durch ein Meer getrennt ist. Die dem Mittelpunkte des Welteies zunächst liegende Welt ist mit einem Meere von frischem Wasser umschlossen, die zweite umgiebt ein Milchmeer, die dritte ein Buttermeer, die vierte ein Meer von dickem Milchrahm, die fünfte ein Weltmeer, die sechste ein Syrupmeer, und endlich die siebente, die unsere, ein Meer von Salzwasser. Dieses Meer hat seinen salzigen Geschmack auf eine sehr unappetitliche Weise erhalten. Einmal hatte nämlich ein Riese die ganze Erdoberfläche wie eine Kartoffelschale abgepellt, sie wie ein Stück Papier zusammengerollt und wollte sie eben auf seinen Schultern zur Hölle tragen. Da verwandelte sich Wischnu geschwind in ein Schwein, sprengte dem Spitzbuben nach, jagte ihm die Erdrolle ab, legte sie wieder um die skalpirte Erde und falzte sie wieder hübsch glatt. So kam es ihm als dem Welterhalter zu. Als Falzbein bediente er sich eines Heiligen, der nur einen Zoll groß war. Darüber lachte das Meer — denn der indischen Phantasie ist Alles möglich —; das nahm Wischnu übel, trank sofort das ganze Meer aus und — gab es nachher wieder von sich. Daher schmeckt das Seewasser salzig.

Dergleichen abenteuerliche Legenden knüpfen sich meistens an bestimmte Heiligthümer und werden den ankommenden Wallfahrern von den Priestern erzählt, sowie gläubig aufgenommen. Wir erinnern hierbei schließlich unsere Leser nochmals an jene Sagen vom heiligen Affen Hanuman, deren wir S. 64 eingehender gedachten und welche sich an den Tempel von Ramisseram anschlossen. Wir geben unsern Lesern, indem wir von dem Wunderlande Indien Abschied nehmen, auf S. 171 eine Ansicht dieses berühmten Gotteshauses, das der Reisende bei seiner Abfahrt begrüßt. Der prachtvolle Tempel liegt unweit Ceylon auf der Insel Ramisseram, an der Küste von Karnatic und ist mit der Westseite von Ceylon durch die Adams-Bank, sowie durch die Insel Manaar verbunden. Die Insel Ramisseram selbst hat nur 2½ Quadratmeilen Oberflächengehalt und ist unangebaut und niedrig. Außer jenem Heiligthum befindet sich auch seit neuern Zeiten ein Observatorium daselbst und deutet mit scharfem Accent den Kampf an, welchen die Wissenschaft Europa's mit dem Aberglauben des alten Asiens beginnt!

Von England glücklich zurückgekehrt, unternahm Dwakarnath jetzt noch einmal eine Reise nach Europa, wo er 1846 starb. Dr. Kane schloß sich, wie wir bereits bemerkt haben, seinem Gefolge an, und reiste mit ihm durch Persien und Syrien nach Aegypten, wo sie im April 1845 ankamen. In Alexandrien wurde Kane durch den Handelsfürsten Dwakarnath beim Vicekönige Mehemed Ali eingeführt, und dieser stellte unserm Doctor einen besondern Firman zu seinem Schutze aus, unter welchem er Aegypten zu bereisen beabsichtigte. Dwakarnath reiste nach Europa weiter und Kane trat seine Forscherreise den Nil hinauf an.



Die Pyramiden von Gizeh.

X. Aegypten.

Fahrt auf dem Nil. — Kairo. — Die Bevölkerung daselbst. — Sitten. — Die Mameluken. — Die Pyramiden von Gizeh. — Besteigung der Cheops-Pyramide. — Felsengräber. — Grabgrotten zu Benihassan. — Oschmunain. — Maabdeh. — Bewässerungsanstalten. — Denderah. — Ruinen des alten Theben. — Tempel von Luxor. — Karnak. — Besteigung der Memnonssäule. — Zusammentreffen mit Professor Lepsius. — Esneh. — Esfu. — Assuan. — Die Insel Elephantine. — Die Nilkataraften. — Tempel zu Philae. — Verlust der Reisegeräthe. — Raubanfall. — Die Pest.

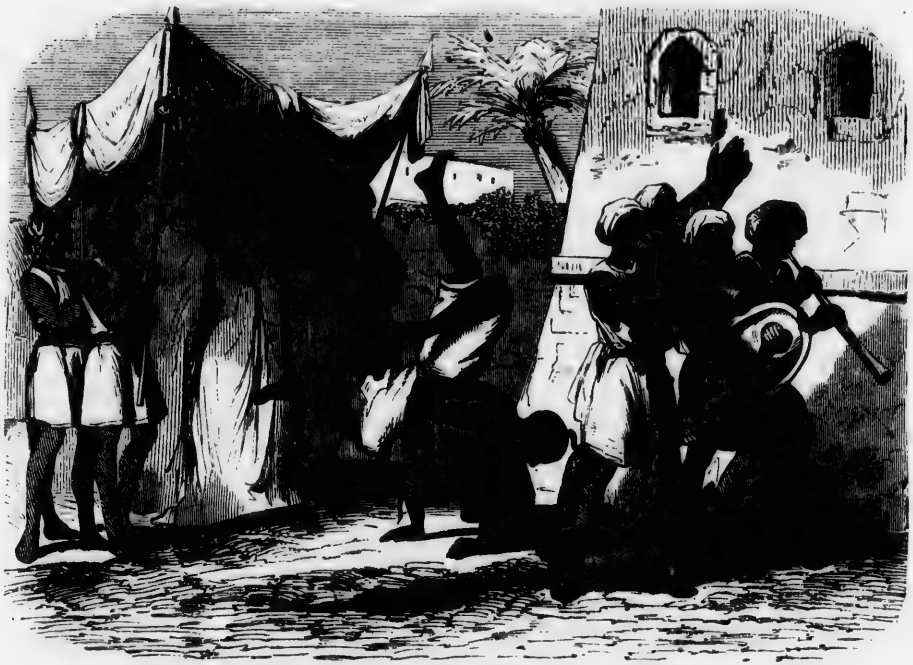
Ausgerüstet mit dem Firman des Pascha Mehemed Ali und unter dem Schutze der „Aegyptischen Gesellschaft von Groß-Kairo", zu deren Mitgliede er erwählt worden, bestieg Dr. Kane ein kleines Boot mit der amerikanischen Flagge, um nach den Pyramiden, Theben und bis zu den Nilkataraften zu fahren.

Der nächste Haltepunkt auf dieser Fahrt war Kairo, die Hauptstadt Aegyptens. Was für ein Meer von Häusern umgiebt hier den Beschauer! Und was für Häuser! Häuser von der größten Verschiedenheit, theils in ihrer Höhe, theils durch die Unregelmäßigkeit ihrer Bauart, theils durch ihre manchfaltigen Terrassen, Erker und Schnörkel aller Art. Und in den Straßen, was für ein Gedränge der seltsamsten Gestalten! Hier der spindeldürre, unreinliche Araber, als Esel- und Kameeltreiber, halb bekleidet, schreiend, zankend, immer beweglich; dort der wohlgenährte, gravitätisch einherschreitende Türke in prächtiger roth- oder blau-seidener Jacke, weiß-seidenen Pumphosen, gelben und rothen Pantoffeln, den weißen Turban um den kahlen Kopf geschlungen und im seidenen Gürtel die blitzenden Waffen; der bleiche Kopte im schwarzen Kostüm mit schwarzem Turban; der pechschwarze Nubier in weißem Talar und Turban; Fellahknaben im blauen

Hemde und blauen Hosen, vor dem Gesicht den schwarzen Schleier, flache Kuchen, Gurken und Orangen verkaufend; dann vornehme Frauen, das Gesicht bis auf die Augen verhüllt, in weißen Gewändern, mit schwarzem Mantel über Kopf und Rücken, auf Maulthieren in die Bäder reitend, vor sich her den Eunuchen; und unter dieser lärmenden Menge die feurigen Araberrosse mit goldgeschmückten Zügeln und Steigbügeln, und purpurnen, goldgestickten Sammetdecken, die schwer beladenen Kameele und die reich geschirrten Dromedare! Der Fremde wird fast betäubt durch diesen bunten Wechsel der seltsamsten Gestalten. Dabei wird dieser ewige auf- und abwogende Menschenstrom von den lebhaftesten Scenen belebt, die bei jedem Schritt wechseln, in jeder Straße sich erneuen und verändern. Da hocken Taschenspieler, dort Schlangenzähmer, welche Schlangen tanzen lassen, die sie auf der bloßen Brust herumtragen, da sind Zauberer, die den Dieb mittelst ihres berühmten Zauberspiegels entdecken wollen, hier lassen sich Seiltänzer sehen, dort stehen Wahrsager und Derwische. Letztere, die muhamedanischen Mönche, machen einen absonderlichen Eindruck. Auf einer Stelle stehend, drehen sie den Kopf oft Stunden lang im Kreise herum, verzerren Augen und Gesicht und sprechen ohne Aufhören das Wort Allah, bis sie unter Schwindel und Krämpfen niederfallen. Dann bringen Hochzeits- und Leichenzüge wieder eine neue Abwechselung in das bunte Treiben. Den Hochzeitszug führt gewöhnlich ein Pfeifer oder Paukenschläger an, der auf einem Kameele sitzt; ein Reiter auf reich verziertem Rosse folgt ihm, an einem Stabe ein rothes Tuch schwingend; drei Mädchen, phantastisch von weißen Gewändern und Schleiern verhüllt, schreiten mit langen Stäben einem großen Baldachin von Seidenzeug vorauf, der bis zur Erde verhängt ist. Unter demselben wandelt ungesehen die Braut; eine Menge Tänzer folgen; den Schluß macht eine große Trommel mit fürchterlichem Lärm. Andere Hochzeitsaufzüge weic[illegible]. Einzelnheiten etwas ab. Nicht minder laut und geräuschvoll zieht der Leic[illegible]zug einher. Das Geschrei der Klageweiber, welche den Todten zu Grabe geleiten, ist ein fortwährendes Heulen, wobei sie sich nicht selten das Haar ausreißen und die Brust zerschlagen.

Einen feierlich erhebenden Eindruck macht die Unterbrechung der nächtlichen Stille durch die Mueddin oder Gebetsausrufer, die mindestens fünf Mal am Tage ihre Stimme vernehmen lassen: das erste Mal bald nach Sonnenuntergang; das zweite Mal beim völligen Einbruche der Nacht, die hier dem Sonnenuntergange fast auf dem Fuße folgt; das dritte Mal beim Anbruch des Tages; das vierte Mal kurz nachdem die Sonne den Scheitelpunkt erreicht hat, und das fünfte Mal ungefähr mitten inne zwischen Mittag und Abend. „Gott ist sehr groß! Gott ist sehr groß! Gott ist sehr groß! Gott ist sehr groß! — Ich bezeuge, daß außer Allah kein andrer Gott ist! (Noch einmal). Ich bezeuge, daß Muhamed Gottes Prophet ist! (Zweimal). Kommt zum Gebet! (Zweimal). Kommt zum Heile! (Zweimal). Gott ist sehr groß! Gott ist sehr groß!" — So schallt es wie ein Triumphgesang von allen Minarets her über die ganze Stadt hin.

Die Stadt mit ihren 26,000 Häusern und mehr denn einer Viertel-Million Einwohnern liegt etwa eine halbe Stunde vom Nil entfernt, hart am Rande des Wüstensaumes, welcher den Fuß des Mokattamgebirges bildet. Im Südosten



Ein Hochzeitszug in Kairo.

steht die Citadelle; im Nordosten und Norden befinden sich die Kalifen- und Mameluckengräber. Die Kalifen, d. h. die arabischen Heerführer und Nachfolger Muhamed's, haben Aegypten von 622 bis 1250 beherrscht. Der Sohn des Kalifen E'Saleh Ejub († 1250) wurde von den Mamelucken seines Vaters, d. i. von weißen Sklaven, ermordet, und einer derselben heirathete die Wittwe desselben. Mit diesem Manne begann die Herrschaft der Mameluken-Sultane, welche bis zum Anfange der Reformation in Deutschland, nämlich bis 1517 über Aegypten Gewalt hatten. In diesem Jahre nahm Sultan Selim von Konstantinopel den Titel eines Kalifen in Aegypten an, nachdem er das Land erobert hatte. Er hob die Mamelucken als Dynastie auf, ließ aber eine Art aristokratischer Kaste bestehen, zum großen Nachtheil seiner Nachfolger und des ganzen Landes; denn seit dieser Zeit fanden unausgesetzt Erhebungen gegen die Sultane in Konstantinopel seitens einzelner Mamelucken in Aegypten statt; das unter sie vertheilte Land wurde aufs schauderhafteste ausgesogen und erst 300 Jahre später, im Jahre 1811, reinigte Mehemed Ali das Land von diesen Blutsaugern durch die Ermordung derselben auf der Citadelle und die Befehdung der übriggebliebenen Mameluckenbey's. Zwar besteht der Name Mameluck noch bis auf den heutigen Tag fort; aber die Träger desselben haben nichts mit den alten Mameluken gemein. Jeder Pascha in Aegypten hat nämlich seine tscherkessischen oder

kaukasischen Sklaven, die eine Art Leibweiche bilden und den Namen Mamelucken führen.

Außer den Denkmälern aus dieser jüngern Zeit befinden sich in Aegypten noch zahlreiche Denkmäler aus der Zeit der alten Aegypter. Dahin gehören vor Allem die Pyramiden. Diese großartigen Bauwerke stehen in der Nähe Kairo's, wo sie sich von Nord nach Süd in Gruppen beisammen befinden, nämlich in den Gruppen von Aburoasch, Gizeh, Abusir, Sakarah und Daschur. Sie erheben sich sämmtlich auf dem 80 bis 100 Fuß über der Nilaue emporgerichteten ersten felsigen Absatz des lybischen Wüstenplateau's, zum Theil nahe am Rande desselben. Erbaut sind sie zumeist aus Steinen, selten aus an der Sonne erhärteten Mauersteinen von Nilschlamm. Die Bruchsteine sind fast sämmtlich vom rechten Nilufer herübergeholt worden; das bekunden sie durch die Uebereinstimmung ihrer Härte und Petrefakten mit dem Kalkstein von Mokattam und Torah. Bei den am besten erhaltenen Pyramiden bilden die Kalksteine nur den groben Kern; mächtige rothe, grünschwarze Granitblöcke aus Syene (in Oberägypten) und weiter her stammend, Granitprismen, die um und an einzelnen Pyramiden liegen, liefern den Beweis, daß dieses feste und kostbare Material nicht selten die äußerste Steinlage und die Bekleidung der Stufenecken bildete. Die Gänge im Innern der Pyramiden dagegen sind fast durchgängig aus Granit und Alabaster.

Die am meisten besuchte Pyramidengruppe ist die von Gizeh, wo 3 große und 6 kleine Pyramiden beisammenstehen. Die beiden größten von ihnen sind überhaupt die am besten erhaltenen. Sie sind von Kairo aus leicht zu erreichen. Von Februar bis Juni, also in der trocknen Zeit, gelangt man in 1½ Stunde nach Gizeh; in der Zeit der Ueberschwemmung aber muß man auf den Dämmen hinschreiten und Umwege machen, die mehr Zeit erfordern. Unmittelbar unterhalb der Pyramidengruppe liegt ein Beduinendorf, deren Bewohner von den Pyramidenbesuchern eine Einnahme ziehen, wogegen ihre Scheiks für die Sicherheit und das Eigenthum derselben verantwortlich sind. Von diesem Dorf aus gesehen, erscheinen die Pyramiden anfangs groß, aber je näher man ihnen kommt, desto mehr verkleinern sie sich scheinbar; erst wenn man den Felsabhang erstiegen hat und unmittelbar neben den Kolossen steht, kommen Einem die riesigen Dimensionen wieder zum Bewußtsein. In der Felswand, an der man aufsteigt, sieht man zahlreiche größere und kleinere Löcher; das sind Grabkammern, die aber jetzt meist zum Nachtquartier dienen. Ueber Schutt, Geröll und Sand führt der Weg hinauf auf den halbinselartig in die Ebene vorspringenden Felsrücken, auf welchem sich die Wunderbauten erheben. Die größte derselben ist die Pyramide des Cheops, die vielleicht schon 2123 v. Chr. erbaut wurde. Die Fläche, auf welcher sich das Bauwerk erhebt, ist 21 preußische Morgen groß; jede der 4 Seiten derselben ist 716 Fuß lang, und die Höhe beträgt gegenwärtig 421½ Fuß, während sie früher, als die Spitze noch nicht abgebrochen war, 451 Fuß betrug. Der kubische Inhalt berechnet sich auf 74,760,602 Kubik-Fuß, eine Materialmasse, die zur Aufführung einer 6 Fuß hohen und 1 Fuß dicken Mauer um ganz Frankreich, das 600 geographische Meilen Umfang hat, aus-

Besteigung der Stufenpyramiden.

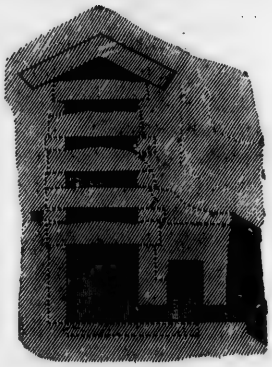
reichen würde. Jeder Steinblock, welcher eine einzelne Stufe an den Seiten der Pyramide bildet, ist 3 bis 4 Fuß hoch und etwa eben so lang und breit. Ursprünglich waren die Steinabsätze durch Steinprismen ausgeglichen und durch einen besondern Ueberzug in eine einzige glatte Fläche verwandelt. So berichtet Herodot, der 460 v. Chr. in Aegypten war, wo die Pyramiden schon 1600 Jahre standen, daß der ganze Bau wie aus einem Stein bestehe. An Höhe wird diese Riesenpyramide nur von wenigen Bauten der Erde übertroffen, nämlich nur von der Kathedrale zu Antwerpen, die 447 Pariser Fuß hoch ist, und dem Münster zu Straßburg, der eine Höhe von 440 Fuß erreicht. Der Stephansdom zu Wien kommt ihr sehr nahe, denn er ist 415½ Fuß hoch; noch mehr zurück stehen die St. Peterskirche in Rom mit 405 Fuß, der Münster zu Freiburg mit 365, die St. Paulskirche in London mit 326½ und der Dom zu Magdeburg mit 315 Fuß.

Die Besteigung der Cheopspyramide ist ungefährlich, wenn auch nicht sehr

bequem, denn die Stufen sind 1½ bis 2 Fuß breit und fest und reichen bis an den Unterleib, wenn man vor ihnen steht. Zur Erleichterung der Arbeit reiben und drücken die begleitenden Beduinen den Steigenden zuweilen die Waden, während hie und da wol auch ein Knabe eine Flasche mit Nilwasser zum Anfeuchten des trockenen Mundes bereit hält, wofür er ein „Bakschisch", d. i. Trinkgeld, einzieht. Im Ganzen sind an 200 Steinlagen zu überschreiten, ehe man oben auf der kleinen Plattform ankommt. Welch ein Panorama entfaltet sich aber auf dieser Höhe vor dem Auge des Beschauers! Am östlichen Horizonte erhebt sich das Mokattamgebirge, unter ihm die Citadelle mit der Alabastermoschee Mehemed Ali's und die Stadt Kairo mit ihren Hunderten von Minarets, an welche sich links Bulak, rechts Alt-Kairo und diesseits Gizeh anschließen; ferner weiter im Süden die Steinbrüche von Thora, mit welchen der arabische Gebirgszug abzuschneiden scheint. Von Südost gegen Süden ist die Stätte, wo einst Memphis mit dem Tempel des Lichtgottes Ptah stand, jetzt durch einen dichten Dattelwald mit einzelnen Trümmerhaufen bezeichnet; daneben erblickt man die Stufenpyramide von Sakarah und die Pyramiden von Abusir und Daschur. Den weiten Raum von ihnen bis zum Norden, also den ganzen südlichen, westlichen und nordwestlichen Horizont nimmt die unendliche, hügelige, in allen Schattirungen der gelben, grauen und braunen Farbe schimmernden libyschen Wüste ein, die, hier am Fuße der großen Pyramide beginnend, als Sahara bis fast zu den Säulen des Herkules reicht. Ihre Thäler und Hügel, Einschnitte und Erhebungen, Sanddünen und Felsenkuppen unterscheiden sich, von dieser Höhe gesehen, nicht der Gestalt, sondern mehr der Farbe nach: ein trostloser, schauerlicher Anblick! In Nordwesten begrenzt ein steil abfallender Bergkegel die Wüste, während man zwischen Nordwest und Nordost Nichts als grünende Landschaft mit unzähligen Ortschaften, dunkle Sykomorengruppen und einzelne Dattelwaldungen sieht. Hie und da blickt der Nil, den eine zahllose Menge weißer, dreieckiger Segel belebt, gleich einem Silberstreifen hindurch, und das Wasser der vielen Kanäle und der von der Ueberschwemmung zurückgebliebenen Lachen bringt eine angenehme Abwechselung in die Scenerie, die, was Farben anbetrifft, sich nur in Grün auf der bebauten und in Gelbgrau auf der wüsten Seite abstuft. In der nächsten Nähe sieht man die regelmäßigen, in verschiedenen Farben abwechselnden Felder der fruchtbaren Aue; wirklich prachtvoll präsentirt sich das Hellblau der großen Flächen blühenden Flachses. Burgartig erheben sich die Beduinendörfer aus den Feldern und gegen Norden zeichnen sich scharf vom Grün der Umgebung die weißen Gemäuer der hohen Bogenbrücken ab, auf denen die Kalifen das den Monumenten und Pyramiden entnommene Material zum Bau von Moscheen transportiren ließen.

An der sechsten Stufe von unten befindet sich auf der Nordseite der Eingang in das Innere der Pyramide, in welcher eine Temperatur von circa 21 Grad R. herrscht. Man betritt einen 4 Fuß hohen, 3½ Fuß breiten, sanft geneigten, 80 Fuß langen Gang, der am Ende durch einen Granitblock verschlossen ist. Hinter demselben befindet sich die Fortsetzung des Ganges, der 102 Fuß lang und aufwärts gerichtet ist. Dann gelangt man an drei Wege, von denen der erste in einen brunnenartigen, senkrechten Schacht führt, in den man sich schon

200 Fuß tief hinabgelassen hat, ohne eine Kammer zu finden; er durchbohrt offenbar die Felsenbasis. Der zweite Weg ist 136 Fuß lang, führt wagerecht ins Centrum und endigt im sogenannten „Gemach der Königin, das 18 Fuß lang, 16½ Fuß breit und 14 Fuß hoch ist, aber weder Hieroglyphen noch Sarkophag enthält. Der dritte Gang führt schräg aufwärts, verbreitert und erhöht sich allmälig, mißt 125 Fuß und führt den Namen „Galerie". Durch ein Vorgemach kommt man in das eigentliche Grabgemach, das 34 Fuß lang, 19 Fuß hoch und 17 Fuß breit ist, und 138 Fuß über der Grundfläche mitten im Centrum liegt. Die Wände bestehen aus glattpolirten, kolossalen Granitblöcken ohne jede Spur von Hieroglyphen; im südwestlichen Ende steht der einfache Sarkophag des Pharaonen Cheops, 7 Fuß lang, 3 Fuß breit und 3⅛ Fuß hoch. Im Jahre 820 n. Chr. soll ein Chalif diese Pyramide zuerst geöffnet haben, in deren Inneres es sich nicht eben bequem eindringen läßt, indem man immer gebückt gehen muß, und durch Staub, Hitze, Qualm der Lichter, Fledermäuse und die Eile der Führer zu leiden hat. Ueber den Grabkammern der Pyramiden befinden sich nicht selten, wenn dieselben einigermaßen groß sind, wieder hohle Räume, welche durch Schächte oder Gänge mit einander in Verbindung stehen, aber nur den Zweck zu haben scheinen, die Last der darüber liegenden Mauermasse zu verringern. Neben den Pyramiden von Gizeh liegt die Riesensphinx, ein ruhender Löwenleib mit menschlichem Antlitz. Kopf, Hals und Brust des riesigen Bildes sind aus dem Felsen gehauen; seine Länge beträgt 172½ Fuß, die Höhe des Gesichts 26 Fuß und der Leib ist 90 Fuß lang; vom Boden bis zum Scheitel beträgt die Höhe 74 Fuß. Aus seinem tiefen Sandgrabe heraus schaut das seltsame Räthselthier wie sehnsüchtig nach dem lebensfrischen Nilthale hinüber. Es ist wahrscheinlich, daß die Sphinxe, die bald mit Menschenhäuptern, bald mit Widder- oder andern Thierköpfen (siehe das Schlußbild dieses Abschnittes!) versehen sind und verschiedene Größe haben, theils den Eingang in das Innere einer Pyramide bezeichneten, theils als symbolische Wächter zu Pyramiden- und Tempelbauten angesehen wurden.



Das Innere einer Pyramide.

Die genannten Pyramiden scheinen die Begräbnißstätten derjenigen Herrscher zu sein, welche Jahrhunderte lang das nicht weit davon liegende Memphis bewohnten, das in seiner Blütezeit, die von Moses bis Alexander den Großen (von 1500—300 v. Chr.) reichte, wol an 300,000 Einwohner gezählt haben mag. Während die Herrscher sich Pyramiden als Grabstätten bauten, richteten sich ihre Untergebenen Felsengräber ein, die nicht blos die Pyramidenfelder umgeben, sondern auch in die Felswände eingehauen sind. Die Todtenstadt des alten Memphis erstreckt sich von Aburoasch bis Daschur in einer Ausdehnung von 3 deutschen Meilen. Man balsamirte im alten Aegypten nicht blos Menschen ein, sondern auch Thiere; so findet man z. B. in den Mumienbrunnen

von Sakarah alle Arten von heiligen Thieren in endlose Leinwandstreifen eingewickelt: Ibis, Geier, Katzen, große, fest verkittete Töpfe, deren jeder mehrere Tausend der 3 Zoll langen Nilfische, Namens Sir, enthält. Für alle diese verschiedenen Gattungen von Mumien wurden besondere Felskammern ausgehauen, deren Zahl dadurch ins Ungeheuere sich steigerte. Bei Sakarah sieht man jetzt große Haufen von Knochen aller Art, die durch Kameele an den Nil transportirt werden, von wo sie nach Kairo eingeschifft, dort zu Knochenkohle verwandelt und dann in den Zuckerfabriken zum Reinigen des Zuckers verbraucht werden. Vom alten Memphis ist dagegen äußerst wenig übrig geblieben. Der einzige ansehnlichere Kunstüberrest der vielbewunderten Stadt ist die 40 Fuß lange Bildsäule von Rameses II., die noch dazu umgestürzt im Boden liegt.

Wir versetzen uns nun wieder auf den Nil, um ihn mit Dr. Kane stromaufwärts zu verfolgen. Nachdem die nöthigen Mundvorräthe und sonstigen Bedürfnisse in Kairo besorgt sind, geht es dem Hafen von Bulak zu, wo die Nilbarken aus- und einlaufen. Unterwegs kommen wir noch an einem Araberhause vorüber, in welchem man einen Todten beweint. „O mein Herr! O mein Kameel! O mein Löwe! O Kameel des Hauses! O mein Ruhm! O meine Zuflucht!" So oder ähnlich klagt die Frau des Verstorbenen und die Weiber der Nachbarschaft, in der Nähe des Trauerhauses hingekauert, helfen, ihr eigenes Angesicht schlagend, die Wehklage mit einem „Ach über ihn! Ach über ihn!" vermehren. Ist es früh am Morgen, so können wir die Araber in ihrer Morgenandacht beobachten. Siehe, wie sich jener Andächtige zuerst die Richtung nach Mekka sucht und mit halbgeschlossenen Augen und ein wenig auseinander gehaltenen Füßen einer Salzsäule gleich dasteht; wie er dann die flache Hand dem Gesicht zuführt und mit den Daumenspitzen seine Ohrläppchen berührend, ein „Gott ist sehr groß!" vor sich hinmurmelt; wie er nun die Arme sinken läßt und ein wenig unterhalb seines Gürtels die Linke in die Rechte legt, und mit gesenktem Auge das Anfangskapitel des Koran u. s. w. hersagt; wie er darauf bei Wiederholung der Worte „Gott ist groß!" Leib und Haupt zugleich neigt, die Hände auf seine Kniee legt und die Finger ein wenig auseinander fallen läßt; wie er dann, immer fortbetend, sich wieder aufrichtet und gleich nachher auf seine Kniee niedersinkt, die Hände dicht an diesen auf den Boden streckt und Nase und Stirn zwischen beiden Händen gleichfalls in den Staub legt, dann Kopf und Leib erhebt, rückwärts auf seine Fersen sinkt, die Hände auf der Hüfte ruhen läßt, und sodann sein Haupt zur Erde neigt und wieder erhebt; wie er dann nach Vollendung dieses ersten Gebetsaktes sich von Neuem aufrecht auf seine Füße stellt, und nach jedem neuen Akte auf den Knieen liegen bleibend, seinen linken Fuß unter sich beugt und darauf sitzend die Hände auf seine Hüften legt, bis er endlich, auf seine rechte und linke Schulter nach einander hinblickend, mit einem „Friede sei über dich und die Barmherzigkeit Gottes!" seine Andacht ganz geendet hat.

Bald nach der Abfahrt von Kairo begrüßen wir die palast- und gärtenreiche Insel Rhoda, und hinter dieser schauen zur Rechten die königlichen Pyramiden von Gizeh über niedrige Felder stolz herüber. Später erscheinen die bescheidenern Schwestern von Sakarah, die über hohe Palmenwälder hinwegblicken.

Grabeingang in Benihassan.

Bei Meidun sehen wir die sogenannte falsche Pyramide. Aus der Untersuchung dieses Bauwerkes erkannte der verdienstvolle v. Lepsius, daß der ganze Bau von einer kleinen Pyramide ausgegangen war, die in Stufen von etwa 40 Fuß Höhe errichtet und dann erst durch umgelegte Steinmäntel von 15 bis 20 Fuß Breite nach allen Seiten zugleich vergrößert und erhöht wurde, bis man endlich die großen Stufen zu einer gemeinschaftlichen Seitenfläche ausfüllte und dem Ganzen die gewöhnliche Pyramidengestalt gab. Nach diesem Forscher erklärt dann dieses allmälige Anwachsen die ungeheure Größe einzelner Pyramiden neben so vielen andern kleinern. Jeder König begann den Bau seiner Pyramide, bald nachdem er den Thron bestiegen; er legte sie klein an, um sich für jeden Fall ein vollständiges Grab zu sichern, und vergrößerte sie dann durch umgelegte Mäntel so lange, bis er seinem Lebensziele nahe zu sein glaubte. Starb er etwa während des Baues, so wurde nur der äußerste Mantel noch vollendet, und immer stand zuletzt das Todesdenkmal mit der Länge seiner Regierung im Verhältniß. Die Richtigkeit dieser Erklärung wird auch durch den Umstand bestätigt, daß der innere Kern der Pyramiden immer sorgfältiger, ja oft von Werkstücken ausgeführt ist, während die äußern Mäntel, deren sich bisweilen zwei bis drei finden, von Nilziegeln hergestellt sind.

Nicht weit südlich von der Stadt Minieh liegen die berühmten Gräbergrup-

pen von Benihassan, die wie die Pyramiden dem alten Aegypten angehören. Die Geschichte der Aegypter zerfällt nämlich in zwei Hauptabschnitte. Die des alten Reiches reicht durch die Mythe bis in die graueste Urzeit zurück. Etwa im Jahre 2000 v. Chr. brachen aber die Hyksos, barbarische, asiatische Volksstämme über die Grenze des Reiches herein und es begann eine Umwälzung des ganzen staatlichen Lebens. Doch nach 500jähriger Herrschaft unterlag die Macht der Hyksos in einem langen Kampfe unter Thutmosis III. Von dieser Zeit an beginnt eine neue Kulturentwickelung. Schon während der Befreiungskriege waren die zerstörten Nationalheiligthümer zum Theil wieder aufgerichtet worden und wurden jetzt ganz hergestellt und vergrößert. Jahrhunderte hindurch bis etwa 1200 v. Chr. dauerte eine glorreiche Zeit, während welcher zahlreiche neue Monumente entstanden. Besonders zeichnete sich König Rameses II., mit dem Beinamen Miamun aus, der Theben zur Hauptstadt erhob und die ägyptische Macht über Aethiopien, Syrien, Kleinasien ꝛc. ausbreitete. Nach mancherlei Schicksalen kam Aegypten endlich unter eine Zwölfherrschaft, der jedoch von Psammetich um das Jahr 670 v. Chr. mit Hinzuziehung fremder Hülfe ein Ende gemacht wurde. Unter diesem Könige und seinen nächsten Nachfolgern, welche gegen das früher aufrecht erhaltene Prinzip der Abgeschlossenheit den Handel und Verkehr mit andern Völkern beförderten, bestand das Reich nur kurze Zeit in Blüte, bis es, zuerst von den Persern und später durch Alexander den Großen erobert, mehr und mehr fremden Einflüssen zugänglich wurde und zuletzt in Verfall gerieth.

Die Gräbergrotten zu Benihassan gehören der letzten Epoche des alten Reiches an; ihre weitere Entwickelung wurde durch die räuberischen Einfälle der Hyksos gestört. Im Innern der mächtigen Felsaushöhlungen, deren Wände mit bildlichen Darstellungen reich verziert sind und bei den vor ihnen liegenden Hallen finden Säulen Anwendung, und dies macht diese Denkmäler für die Geschichte der Baukunst besonders wichtig.

Weiter am Nil hinauf gelangt man nach Oschmunain, der alten Hermopolis Magna, jener Stadt des ägyptischen Hermes, Thot, der den Wissenschaften vorstehend, das Amt des himmlischen Registrators versah und, den Menschen die göttliche Gabe des Verstandes vermittelnd, zuletzt das himmlische Richteramt an den abgeschiedenen Seelen übte. Dem alten Tempel des Thot ist es trotz seines schönen Säulenganges wie vielen andern aus kalkhaltigen Steinen erbauten Denkmälern des ägyptischen Alterthums ergangen: die Türken, die es bequemer fanden, den Kalkstein aus den künstlichen Fugen des Tempels, als aus seinem natürlichen Lager herauszubrechen, haben ihn nach und nach in den Kalkofen gesteckt.

Bei Darut erscheinen die ersten freiwachsenden Dumpalmen, deren Stamm sich in einer gewissen Höhe stets in zwei Aeste theilt, die sich dann nochmals gabeln, und deren trockene Frucht zu den wenigen Nahrungsmitteln des ägyptischen Landmanns ein neues hinzufügt. An Maabdeh mit seinen heiligen Krokodilgräbern vorüber kommt man nach Manfalut, das von den Muslims für den Aufenthalt des ausgewanderten Lot, und von den Kopten für den Bergungsort der

heiligen Familie ausgegeben, vom Nil aber, allen heiligen Legenden zum Trotz, immer weiter weggespült wird. Die Umgebung dagegen wird immer malerischer; zur Linken die steil abfallenden und wildzerrissenen Felsenwände und unmittelbar zur Rechten der lieblichste Baum- und Pflanzenwuchs, und wenn gar noch ein kurzes Abendroth sein Gold und dann ein fast voller Mond sein Silber darüber gießt, so hat man eine der schönsten Naturscenen vor sich. Die Dörfer, an welchen man vorübersegelt, machen jedoch einen erbärmlichen Eindruck; sie bestehen zumeist aus erdgrauen elenden Hütten. So gelangt man nach Osiut und weiterhin nach Girgeh, wo vordem das reichste und größte christliche Kloster war, während die Stadt gegenwärtig noch an 2000 koptische Christen zählt. Besonderes Interesse erregen die zahlreich an den Nilufern angebrachten Bewässerungsanstalten. Diese wichtige Maschinerie ist meist höchst einfach: zwei Pfähle und darüber ein Querbalken mit einer langen Stange, an deren hinterm Ende ein Gewicht, — gewöhnlich ein großer Lehmklumpen — befestigt ist, während an dem andern zwei Schöpfgefäße hängen. Ein oder zwei Arbeiter ziehen unter eintönigem Gesange die Schöpfgefäße ins Wasser hinab, und lassen sie, wenn gefüllt, hinaufschnellen. Ist das Ufer des Nils zu hoch, so sieht man zwei, drei bis vier solcher Maschinen absatzweise einander in die Hände arbeiten, indem die folgende Maschine aus dem Becken schöpft, in welches die vorhergehende ihre Ladung hineingießt.

Vor und hinter Girgeh werden die Nilufer immer interessanter, hauptsächlich in Folge der immer höher und romantischer sich gestaltenden Gebirgsumsäumung, sowie der zunehmenden Manchfaltigkeit des Pflanzenwuchses. Zu der schlanken Dattelpalme hat sich außer der gelbblütigen Nilakazie auch die Dumpalme gesellt, und zu den eintönigen Durra- und Gemüsefeldern sind lachende Getreidefluren und große Zucker-, Baumwollen- und Ricinuspflanzungen hinzugetreten. Auch die Thierwelt mehrt sich schon von Benihassan an. Bis dorthin fällt unser Auge etwa nur auf eine trinkende Büffelherde, oder auf einen Trupp Pelikane, die ganze Uferstrecken weiß berändern, sowie auf Schwärme grauer Gänse, die zuweilen den ganzen Himmel quer überfädeln. In der Nähe von Benihassan beginnt aber bereits das Krokodil sich zu zeigen, wenn es sich auch auf diesem nördlichsten Punkte seines Verbreitungsbezirks noch selten sehen läßt. Dagegen wird das Wüstenungeheuer, das Kameel, immer häufiger und schöner. Einzeln und truppweise kommen sie ans Ufer. Ein besonders anziehender Blick aber ist es, wenn etwa ein arabischer Reiter auf flinkem Dromedar in dem verklärenden und vergrößernden Abendscheine sich am fernen Horizont hinzeichnet.

An Denderah mit seinem großartigen Tempel der Hathor vorüber gelangt man nach Ballas, einem Dorfe, berühmt durch seine Töpferarbeiten, die auf Flößen bis Kairo geschafft werden. Von Keneh führt eine Straße durch den Wüstengürtel hinüber nach Kosseir, demjenigen Hafen des Rothen Meeres, der mit Emba und Jedda an der arabischen Küste in Verbindung steht; das ist die Straße, auf welcher das ägyptische Getreide nach Arabien aus- und der arabische Kaffee nach Aegypten eingeführt wird.

Endlich gelangt man nach der Stelle des alten Theben, auf dem rechten

Nilufer. Die Barke legt dicht neben dem Tempel von Luxor, der südlichsten Ruine der einst „hundertthorigen" Stadt an. Zahlreiche Ruinen bedecken den Platz, deren gegenseitige Beziehung weniger durch die zerstörende Hand der Zeit und der Barbaren, als durch die daran-, dazwischen- und darüber geklebten Neubauten unklar geworden ist. Dicht neben dem Tempel haben eben ein paar reichgeputzte Mädchen aus der Zunft der Ghawasi ihr Zelt aufgeschlagen; sie durchziehen das Land als öffentliche Tänzerinnen; ihre leidenschaftlichen Vorstellungen bei immer heftigerem Geberdenspiel, immer wilderem Zusammenschlagen der messingenen Kastagnetten, immer lauterem Getöse der Trommel und Pfeife erinnern an ähnliche Darstellungen auf den ägyptischen Grabdenkmälern. Das ganze Dorf Luxor hat Platz in einem Säulenhofe. Von der Höhe des Tempelthores zu Luxor fällt der Blick nach Norden hin in der Entfernung von etwa einer Stunde, dicht bei dem Dorfe Karnak auf die Thore des alten Reichstempels. Zwischen diesem und dem Tempel zu Luxor scheint einst die Hauptmasse Thebens gelagert zu haben, während die zu Theben gehörige Todtenstadt auf der Westseite des Nils gelegen war. Die Gruppe von Tempeln und Palästen bei Karnak scheint die Pharaonenburg gewesen zu sein; eine 6000 Fuß lange Allee aus kolossalen Sphinxen führte zu derselben, so daß an jeder Seite 300 Stück aufgestellt waren. Das Thor des Reichstempels ist 62 Fuß hoch; tritt man ein, so führt eine Allee riesiger liegender Widder, 22 Stück, zu einer Pforte zwischen 2 Pylonen, vor denen zwei gewaltige Bildsäulen stehen. Hiermit öffnet sich ein umfangreicher mit Säulengallerie umgebener Platz als Vorhof eines großen Säulensaales, und erst aus diesem Saale tritt man in das Allerheiligste des Tempels, woran sich Säule und Gemächer reihen als Wohnungen der Priester.

Auf der Westseite des Nils befindet sich unter anderen ein Palast mit einer Gallerie, deren blaue mit goldenen Sternen besäte Decke von Pilastern getragen wird, die als kolossale Karyatiden den Osiris oder doch Osirispriester darstellen. Hier, in dem Palast-Tempel des Sesostris, nahm Dr. Kane seine Wohnung. Auf dem Fuße einer der ungeheuren Osiris-Säulen schrieb er einen Brief nach der Heimat, während auf einem andern sein Frühstück aufgetragen war; hinter ihm stand sein Bett, umgeben von 48 Säulen. Dann und wann stattete er auch Besuche bei ein paar Deutschen ab, die auf einer Anhöhe in der Nähe ihre Wohnung in einem Grabgewölbe aufgeschlagen hatten. Hier trug er einen ägyptischen Anzug, zu welchem sein lang herabreichender Bart vortrefflich passen mochte. Seine Wohnstätte war auf dem bloßen, heißen Erdboden. Täglich machte er Spaziergänge von ungefähr sechs Meilen. Das Hauptgericht seiner Mahlzeiten, deren täglich fünf abgehalten wurden, bestand in jungen Tauben, das Getränk fast nur aus Kaffee, zuweilen Thee ohne Zucker. Er bekennt, daß er einen betäubenden Eindruck von Ungeheuerlichkeit im Anschauen dieser großartigen Denkmäler empfunden, im Uebrigen aber in historische Untersuchungen über die darnach zu bestimmende Zeitrechnung der ägyptischen Dynastien sich keineswegs vertieft habe, die er ruhig einem Lepsius, Wilkinson und Gliddon überlassen wolle. Doch war es ihm von Interesse, durch eigene Beobachtungen und Vergleichungen zu Manfalut (27° n. Br.) an den großen Kolossen von Theben vollständig bestä-

tigt zu finden, daß das Nilthal um Theben gegenwärtig beinahe 7 Fuß höher ist, als zur Zeit der Erbauung jener Kolosse.

Auch die berühmte, wunderbare Memnonsbildsäule, besuchte er, die nördlichste der beiden riesigen Granitfiguren, die auf der Ebene bei Medinet-Abu, auf dem westlichen Ufer des Nils, gegenüber von Luxor und Karnak stehen. Zahlreiche Inschriften auf derselben bestätigen, daß es jene Säule ist, von der man im Alterthume glaubte, daß sie den Aufgang der Sonne mit musikalischen Tönen begrüße. Sie stellt einen König Amunophis III. vor, der nach Lepsius ungefähr zwischen dem 16. und 15. Jahrhundert v. Chr. regierte. Die Figur ist in sitzender Stellung mißt vom Kopf bis zu den Füßen 45½ Fuß Höhe, und ruht auf einer Basis von

Die Memnonsbildsäulen.

13 Fuß. Kane bemerkte in einer gewissen Höhe derselben einen hervorragenden, tafelförmigen Stein, den er noch in keiner Beschreibung erwähnt gefunden und an dessen unterer Fläche er eine hieroglyphische Inschrift, die gewiß von Bedeutung wäre, vermuthete. Er nahm sich daher vor, die Sache zu untersuchen. Dies war nur möglich, indem er an den Beinen bis zur betreffenden Stelle hinaufkletterte. Dies war bis jetzt noch nicht versucht worden; um so mehr fühlte sich Kane dazu angereizt. Da aber das Bein an der Wade etwa 4½ Fuß Durchmesser und 13 Fuß Umfang hat, so war es natürlich unmöglich, es durch Umspannen mit den Armen wie einen Baum zu erklimmen. Es gab nur das eine Mittel, zu den

Knieen hinauf zu gelangen, nämlich sich, je nach der Weite des Zwischenraumes, mit dem Rücken oder mit dem Nacken gegen die innere Seite des einen Beines, und mit den Füßen gegen die des andern zu stemmen, und so sich empor zu arbeiten. Seine Begleiter behaupteten, daß dies unausführbar sei, und so schien es auch, denn wiederholte Versuche schlugen fehl. Endlich gelang es ihm, nachdem er sich bis auf die Beinkleider, die ihm weiter nicht hinderlich waren, entkleidet hatte. Er hatte darauf gerechnet, wenn er sich ausgestreckt in die Höhlung unter den Kniekehlen hinlege, ganz gemächlich untersuchen und dann, bis zu dem Schooße weiter kletternd, mit Hülfe verschiedener Hervorragungen auf der Rückseite der Figur wieder hinabsteigen zu können. Aber er hatte sich sehr über die Größe der vorragenden Steinplatte getäuscht; es war nicht möglich, von seiner Stellung aus dieselbe zu erfassen, und so hing er oben in peinlicher Schwebe wagerecht ausgestreckt. An den Schenkeln hinauf weiter in die Höhe zu klettern, hinderte ihn aber die Steinplatte; in derselben Weise, wie er hinaufgeklommen, wieder hinabzurutschen, war gefährlich; denn ließ er nur einmal im Anspannen nach, so mußte er unfehlbar hinabstürzen, um wahrscheinlich als Ruine neben den andern Ruinen dort liegen zu bleiben.

Ziemlich lange mußte Kane in seiner peinlichen Lage ausharren, bis ein Bootsmann ein Pferd bestiegen, eine gute Strecke weit über den Sand geritten und den arabischen Führer herbeigeholt hatte, der es wußte, auf welche Weise man an der Rückseite der Figur hinabsteigen konnte. Der Araber kletterte von der Rückseite bis zum Schooße der Figur, warf mit einem kräftigen wohlberechneten Schwunge das Ende seiner Leibbinde so über die Steinplatte, daß es Kane erfassen und sich im Vertrauen auf das kraftvolle Standhalten des Arabers auf die Platte hinaufschwingen und so sicher hinaufgezogen werden konnte, um dann bequem auf dem gewöhnlichen Wege hinabzuklimmen.

Was das Tönen der Memnonssäule anbetrifft, so verknüpft man dasselbe mit einer alten Sage. Diese berichtet: Memnon, Sohn der rosigen Eos und des Tithonos, von herrlicher, göttergleicher Schönheit, zog mit seinen äthiopischen Schaaren in das trojanische Kriegsgetümmel. Doch von der rauhen Hand des Achilleus wurde die schöne Knospe gebrochen. Sein Grab wird von äthiopischen Vögeln durch einen Wettgesang geehrt; seine Mutter Eos netzt mit den Thränen des Thaues die schlummernde Erde, über die frühverwelkte Schönheit des Kindes weinend. Der kalte Stein ertönt, von seiner Mutter, der Morgenröthe (Eos) begrüßt, dem wiederkehrenden Glanz seiner göttlichen Mutter entgegenklagend. Eine kleine Zeit nach Sonnenaufgang, so geht die Sage, hört man den räthselhaften Ton, der bald den Schwingungen einer zerspringenden Saite, bald den Tönen der Metallbecken, bald dem melancholischen sanften Klageton, bald dem Schmerzenslaut der Mutter verglichen wird. Dieses Wunder zu bezeugen, wanderten in den ersten Jahrhunderten nach Christo die gläubigen Anhänger des sinkenden griechisch-römischen Heidenthums nach Theben, der Stadt des Jupiter Ammon.

Auf seinen Ausflügen von Theben und überhaupt auf seiner Nilreise hatte Dr. Kane Gelegenheit, die trefflichen Atlanten von Cailliaud und Wilkinson, die

Der Tempel zu Esneh.

er nebst mehreren anderen Werken von der Aegyptischen Gesellschaft mit auf den Weg bekommen hatte, mit der Wirklichkeit selbst zu vergleichen.

In dem großen Tempel zu Karnak traf er den Professor Lepsius aus Berlin, wie er Hieroglyphen copirte und Kaffee dabei schlürfte. Derselbe stand an der Spitze der großen preußischen Commission. Kane hatte als Sekretär der Amerikanischen philosophischen Gesellschaft schon früher mit ihm Briefe gewechselt, und zu seiner Freude stand er bei Lepsius noch in gutem Andenken.

Kane's Fahrt den Nil aufwärts muß sich bis nach dem Sennaar erstreckt haben, denn in seiner Darstellung der ersten Grinnell-Expedition spielt er gelegentlich darauf an, um seinen Mangel an Widerwillen gegen Insekten u. dgl. zu bezeugen, daß er im Sennaar Heuschrecken gegessen habe.

Der nächste bedeutende Punkt ist Esneh, wo einst der Latusfisch neben Kneph, der eigentlichen Gottheit der Stadt, verehrt wurde. Hier hat man Gelegenheit, den imposanten, von Bildhauerarbeit überwucherten Portikus eines ägyptisch-römischen Tempels zu bewundern, sowie auch über Umfang und Styl des Hauptgebäudes, das unter dem angehäuften Schutt der Zerstörung und dem aufgedrängten Ueberbau der Neuzeit begraben liegt, der Phantasie freies Spiel zu lassen. Vierundzwanzig hohe Säulen, in 4 Reihen geordnet, tragen den Portikus; insbesondere ziehen die Kapitäler die Aufmerksamkeit auf sich, unter deren manchfachen Verzierungen sich die ägyptische Wasserlilie hervorthut. In kulturgeschichtlicher Hinsicht ist das Bauwerk insofern von Interesse, als seine Entstehung in die Zeit der Römerherrschaft fällt. Aus den Inschriften geht hervor, daß noch bis Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christo an diesem Tempel gebaut wurde. Die Römer pflegten die Ausführung ihrer Schöpfungen den Anschauungen und den Gewohnheiten der eroberten Länder anzupassen und so entstanden in Aegypten mehrere Bauwerke griechisch-römisch-ägyptischen Styls. Die Vergrößerungen der Nationalheiligthümer und die Errichtung neuer Tempel, welche sich bis in das untere Nubien erstreckten, reichen bis zum gänzlichen Verfall des ägyptischen Reiches.

Weiterhin segelt man an Edfu mit seinen zwei prächtigen Tempelruinen vorbei, und bald nachher sieht man den Nil, der sich bisher breit gemacht hat, zwischen den nah heranrückenden Gebirgsketten zusammenschrumpfen. Das ist die erste Annäherung an den landschaftlichen Charakter des benachbarten Nubiens, wo die Berge zu beiden Seiten meist nur ziemlich schmale Thalstreifen lassen, und mit diesem nubischen Charakter der Landschaft harmonirt es trefflich, wenn man hie und da ein Schöpfrad vom Ufer her wimmern hört. In Nubien nämlich vertritt die Stelle des von Menschen gehandhabten Schöpfhebels ziemlich allgemein das von Stieren in Bewegung gesetzte Schöpfrad, — der Stolz des armen nubischen Bauern, dem das melancholische Geknarr desselben so süße Musik ist, daß er sein Fett lieber für sein struppiges Haar, als in die Räder seiner unbeholfenen Maschine verwendet.

Weiter aufwärts bei Hadjar Silsileh, wo der Strom sich durch das Sandsteingebirge einen engen Weg gebrochen hat, befinden sich auf beiden Ufern die

Steinbrüche, aus denen die Könige Thebens das Material zu den Bauten von Luxor und Karnak u. s. w. entnahmen.

Das Nilthal wird nun immer enger; zerklüftete Sandsteinberge von schwarzgrauer Farbe, zwischen denen der Sand der Wüste in goldgelben Bächen herabrinnt, treten nahe an den Fluß, in dem nun auch öfters Krokodile sichtbar werden. Die Gesichter der Fellahs (Landleute) sind dunkler und in ihren Zügen drückt sich mehr und mehr die Verwandtschaft mit den Stämmen des Sudan aus. Ein Berg zur Rechten, auf dem das weißgetünchte Kuppelgrab eines moslemitischen Heiligen in der Sonne glänzt, zeigt endlich die Ankunft an der Grenze Nubiens an. Bald nachher sieht man den Nil sich in zwei Arme theilen. Bleifarbene und rothe Granitklippen, von Strudeln umrauscht, erscheinen in der Stromfläche als Vorboten des Kataraktes, und aus den Palmen des rechten Ufers treten unter grauen, mit Ruinen von Burgen und Grabmalen bedeckten Hügeln die bräunlichen Häuser von Assuan hervor.

Assuan, das alte Syene, zeigt nur wenige Reste der römischen Grenzstadt. Der jetzige Ort ist schmutzig und ärmlich. Die Bevölkerung besteht meist aus Berbern. Die Kinder gehen fast ohne Ausnahme ganz nackt; einige tragen wenigstens einen aus feinen Lederriemchen zusammengesetzten Gürtel. Sehr interessant sind die alten Granitsteinbrüche, welche dem Zeitalter des Sesostris seine Obelisken und Kolossalstatuen, seine Platten und Blöcke zur Auskleidung des Allerheiligsten der Tempel lieferten. Die Farbe des Granits ist hellroth, grün gesprenkelt und sein Korn ist überaus fein. In einem jener Brüche liegt ein unvollendeter Obelisk, der eine Länge von 100 Fuß hat und an seinem Grunde 12 Fuß im Quadrat stark ist. Ein anderer merkwürdiger Steinbruch liegt in der Wüste östlich von der Stadt. Er besteht aus weißem Quarz und so schimmert er, wenn die Sonne darauf scheint, in dem braunen Sandsteingebirge wie ein kleiner Gletscher.

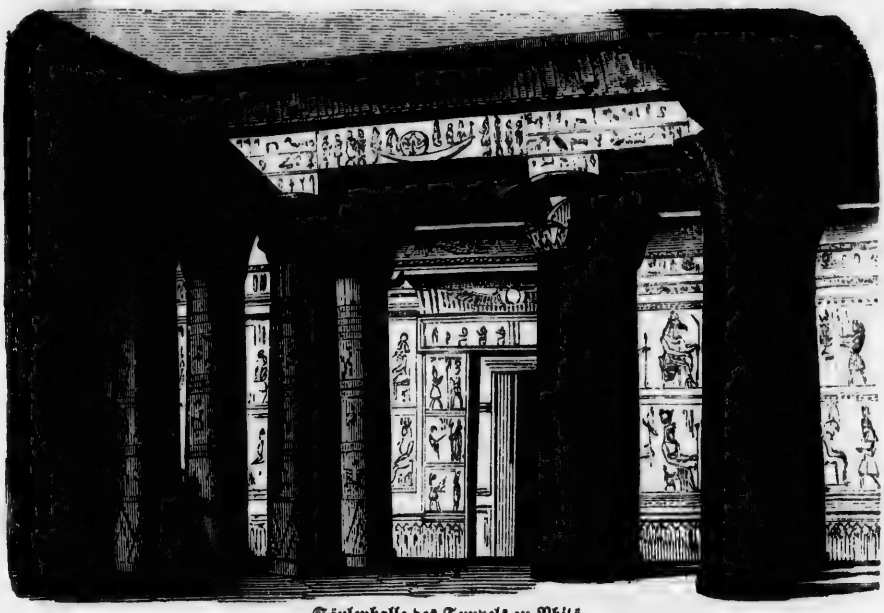
Assuan gegenüber liegt die Insel Elephantine, die mit ihrem Gürtel von Palmen und Akazien und ihren grünen Getreidefeldern einen recht anmuthigen Gegensatz zu den dürren Wüstenhügeln jenseits und zu den nackten Klippen im Strombett bilden. Man trifft auch auf ihr einige Ruinen aus altägyptischer Zeit an.

Eine kleine Strecke oberhalb der Insel liegt das Eiland Sehail, auf dessen Felswänden man eine Anzahl zum Theil sehr alter Hieroglyphentafeln erblickt. Dann beginnen die sogenannten Katarakten, die aber in Wahrheit nur Stromschnellen sind; denn man sieht nirgends einen eigentlichen Sturz des Flusses, wol aber ein Drängen der Wellen durch die im Strombett 10 bis 15 Ellen von einander hingesäeten Granitblöcke, ein brausendes Ueberströmen, Anprallen und Weiterstrudeln des Flußwassers, durch welches die Barken, mit denen man von Kairo heraufkommt, von den hier wohnenden Lootsen mit Hülfe einiger dreißig Nubier, welche ziehen, ohne erhebliche Gefahr hindurch gebracht werden. Eine solche Fahrt beschreibt ein Augenzeuge also: „Das Boot war bereits zur Stelle, und da der Wind sich günstig anließ, so entfaltete es alle Segel. Das Deck war mit Nubiern angefüllt, während viele Andere, auf den Felsen postirt, an den Seilen zerrten,

die an den Seiten des Bootes befestigt waren. Jetzt rückte es ein wenig vorwärts; da riß es die Strömung plötzlich zurück und zog ein Dutzend laut schreiender Schwarzer ins Wasser. Dann sprang eine Anzahl Leute aus dem Boote, ergriff das Seil, erkletterte den Felsen und zerrte es wieder vorwärts. Dieselbe Scene wiederholte sich mehrmals. Fast hundert Leute waren dabei beschäftigt, und fast ein Drittel derselben sah man von Zeit zu Zeit in den bewegten Fluten umhertreiben."

Bei den Katarakten nehmen die Ufer des Nil eine vollständig andere Gestalt an. Der Fluß durchströmt von hier an ein außerordentlich wildes, grauenvoll zerklüftetes Thal dunkelrother, nackter Granitfelsen, die in riesenhaften Blöcken auf und durcheinander geschichtet sind, und an deren Fuß sich nur schmale Strecken grünen Landes und nur hin und wieder kleine Haine von Palmen finden. Die Stromschnelle selbst bildet die natürliche Schranke zwischen Aegypten und Aethiopien, und wie die beiden Inseln Elephantine und Sehail unterhalb derselben die Pforten Aegyptens sind, so stellen Philä und das dicht daneben liegende Eiland Biggeh oberhalb derselben die Thore Aethiopiens dar.

Philäe, altägyptisch Pilak, liegt ungefähr 2½ Stunden von Assuan, und ist ein Nilinselchen, deren steiler, kaum 5 bis 6 Morgen Landes haltender Rücken eine kleine Welt der interessantesten Trümmer trägt. Natur, Kunst und Geschichte vereinen und verstärken dort ihre Reize dermaßen, daß Lepsius seinen ersten achttägigen Aufenthalt auf dieser heiligen Insel zu den schönsten Erinnerungen seiner Reise rechnen konnte. Die wichtigste der Ruinen der Insel ist der Isistempel, von Ptolomäos Philadelphos erbaut und ebenfalls wie der Tempel zu Esneh der römisch-ägyptischen Zeit angehörig. Der Eingang ist am obern Ende der Insel. Man betritt zunächst einen Hof, der rechts und links eine Kolonnade von 36 Säulen hat. Derselbe ist nie ganz fertig geworden, denn einige der Kapitäler sind noch unbehauene Blöcke und andere zeigen verschiedene Grade der Vollendung. Auf den Säulenhof folgt zunächst ein gewaltiges Zwillingspaar von pyramidal sich verschmälernden Thürmen, welche ein hohes Portal zwischen sich haben und im Innern durch wohlerhaltene Wendeltreppen zu ersteigen sind. Ein zweiter Hof führt zu einem zweiten Pylonenpaar von etwas geringerer Höhe. Rechts säumt sich der Hof mit einer Säulengallerie, links wird dieselbe von der Säulenflanke eines Nebentempels vertreten. Durch das Portal des zweiten Pylonensystemes tritt man in einen dritten Hof mit Seitenkolonnaden, deren Säulen beträchtlich höher und stärker als die der vorher erwähnten sind. Hier sind alle Farben wohl erhalten. Die Lotus-, Papyrus- und Palmblätter der Kapitäler sehen fast wie natürliche aus, die Schafte sind ringsum und von oben bis unten mit bunten, religiösen Symbolen und Figuren, Sternen, Thieren, Menschen und Göttern umgeben. In den Kapitälern herrscht Grün und Roth vor. Ueber dem Eingange schwebt die dem Reisenden in Aegypten wohlbekannte blaubeschwingte Sonnenscheibe; die Decke der Halle zeigt auf blauem Grunde goldene Sterne, die Skulpturen der Wände, meist halberhabene Arbeit, stellen Scenen aus den Mythen von Isis und Osiris nebst ihrem Sprößling Horos dar, welche die Dreieinigkeit bildeten, die in Philä verehrt wurde. Die Götter sind hier mit weißer Haut



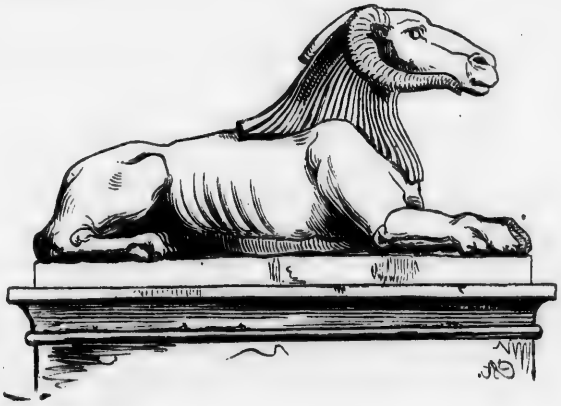
Säulenhalle des Tempels zu Philä.

dargestellt, nicht, wie in den ältern Tempeln, mit braunrothen Gesichtern und Händen. Ihr Profil ist regelmäßig, selbst schön, und die Abzeichen, mit denen sie umgeben sind, zeigen in ihrer Ausführung einen bessern Geschmack, als das alte, vom griechischen Geiste noch nicht angehauchte Aegypten. — Der Dienst der Isis hielt sich hier und in der Nachbarschaft bis zum Ende des 4. Jahrhunderts nach Christo, und erst im 5. nahmen die Christen von dem Hause der Göttermutter Besitz. Jetzt haben auch diese die heilige Stätte geräumt, durch die einsamen Räume schleicht der Schakal und im Allerheiligsten nisten Eule und Fledermaus.

Man zählt zehn Nilkatarakten, deren oberster sich vor dem Eintritt des Nils in das nubische Gebirgsland befindet, unterhalb der Einmündung des Astaboras der Alten, oder des Atbara oder Taccazze der neuen Geographen. Daß Kane bis über den zweiten Katarakt hinaus und wol gar bis Sennaar vorgedrungen sei, ist nicht unwahrscheinlich; gewiß ist aber, daß er bei Denderah, dessen wir schon erwähnten, all sein Gepäck und seine Aufzeichnungen verlor. Er wollte nämlich von Denderah einen Spazierweg nach den nur sechs Meilen davon gelegenen Ruinen des ehemaligen Tenthyra machen, und um der Kühle wegen recht früh aufbrechen zu können, hatte er an einem Abhange des Stromufers sein Nachtlager aufgeschlagen. Das Boot hatte er, weil es während seiner Abwesenheit gereinigt werden sollte, ans Land gezogen und sein Gepäck, wie gewöhnlich in solchen Fällen, auf Breter gelegt, die mit dem einen Ende auf dem Ufer, mit dem andern auf der Kanonenlage des Bootes ruhten. Darüber legte sich der Steuermann zur

Nachtruhe; Kane schlief unentkleidet auf dem sandigen Ufer. Aber als er von seinem Lager sich erhob — weg war Boot, Gepäck und Alles; nichts war zu sehen, als schlafende Bootsleute und nackte Sandwehen. Das Boot fand sich zwei Meilen weiter stromabwärts wieder; aber das Gepäck mit allen Papieren und Sammlungen war verschwunden. Ein herber Verlust für Kane! Er vermuthete, daß durch eine heftige Strömung während der Nacht das Boot unterspült, von den Bretern nach und nach entfernt und so flott geworden sei. Als er jedoch einige Tage später vom Boote ans Land gehen wollte, und von seinem Dolmetscher sich auf den Schultern durchs Wasser tragen ließ, blinkte ihm am Halse desselben ein Stück von der Kette seiner Taschenuhr entgegen, die gleichfalls unter den verlorenen Sachen war. Nach einiger Anstrengung gelang es ihm, der ganzen Kette und mit ihr der Uhr habhaft zu werden. Der Kerl ergriff mit dem Uebrigen, was er sich angeeignet haben mochte, die Flucht.

Schon vorher war Kane in einem Gefechte mit einem Trupp Beduinen, die ihn hatten berauben wollen, im Schenkel verwundet worden, und er beeilte sich deshalb, wieder nach Alexandrien zu gelangen, um sich daselbst chirurgisch behandeln zu lassen. Aber eine neue Prüfung war ihm vorbehalten. Wie er in China das einheimische Reisfieber zu ertragen hatte, so mußte er auch in Aegypten mit der landesüblichen Krankheit Bekanntschaft machen. So ging es ihm auch bei seinen sonstigen Reisen, so daß neben seinen Anemometern (Windmessern), Hygrometern (Feuchtigkeitsmessern), Barometern und Thermometern sein eigner reizbarer Körper als klimatisches Instrument seine Dienste that. Er wurde von der Pest befallen. Während der Krankheit, wobei er dem Tode nahe war, kamen ihm auch noch die Sammlungen, die er von Zeit zu Zeit den Fluß hinab vorausgeschickt hatte, abhanden.



Der Parnaß in Griechenland.

XI. Europa.

Griechenland. — Athen. — Akropolis. — Eleusis. — Die Eleusinischen Feste. — Platää. — Leuktra. — Chäroneia. — Der Helikon. — Die Thermopylen. — Der Oeta. — Der Parnaß. — Delphi. — Von Griechenland nach Triest. — Schweizerreise. — Ankunft in Philadelphia.

Kaum von der Pest genesen, fuhr Dr. Kane in Begleitung eines Leutnants der britischen Armee nach Griechenland und landete am 10. Juni 1845 im Hafen von Athen, worauf er sich nach der ¾ Stunden vom Meere entfernten Hauptstadt Griechenlands selbst begab. Seit dem Jahre 1834 zur Residenz des gegenwärtigen griechischen Königs Otto I. erhoben, hat dieser hochberühmte Ort bereits wieder ein freundlicheres Ansehen und eine bedeutendere Größe gewonnen. Zur Zeit der Befreiung Griechenlands nur etwa 12,000 Einwohner zählend, enthält Athen gegenwärtig schon über 27,000 Einwohner, was freilich immer nur erst ein Drittel seiner ehemaligen Bevölkerung beträgt, sowie auch sein heutiger Umfang nur einen geringen Theil des alten klassischen Athens ausmacht. Wol erheben sich auf allen Seiten Neubauten, darunter das prächtige Residenzschloß, aber noch bedecken ehrwürdige Ruinen ein bedeutendes Feld. Wehmuth ergreift den Wanderer, wenn er diese wüsten Trümmerhaufen erblickt, einst das Wunder der alten Welt, wo sich die herrlichsten öffentlichen Gebäude in unüber-

troffener Schönheit und Pracht erhoben, darunter die stolze Akropolis, die Burg, die sich unter Perikles zu einer Stadt von Tempeln erhob. Hier stand das Parthenon, oder der Tempel der Athene, dieses Gebäude, welches noch in seinen Trümmern die Bewunderung Aller auf sich zieht; in demselben stand die Bildsäule der Athene von Pheidias (nebst seinem Zeus das erhabenste Werk der Bildhauerei aller Zeiten), aus Elfenbein gebildet und ganz mit gediegenem Golde überzogen. Das Parthenon hatte sich bis vor anderthalb Jahrhunderten fast unversehrt erhalten. Im Kriege der Türken mit den Venetianern diente es erstern zum Pulvermagazin; eine Bombe sprengte es in die Luft und hinterließ nichts als Trümmer. Die Propyläen, ein majestätisches Säulenthor von phrygischem Marmor, von denen noch 6 Kolonnen, zum Theil vermauert, zum Theil außerhalb der Mauern aus tiefem Schutt sich erheben, bildeten zum Parthenon den des Hauptgebäudes würdigen Eingang. Wie mancher weltberühmte Mann ist nicht seit Perikles durch dieses Thor hindurchgeschritten!

Nachdem sich Kane kurze Zeit in Athen aufgehalten hatte, unternahm er eine Fußwanderung durch Griechenland, um die berühmtesten Orte dieses merkwürdigen Landes aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Diese Ausflüge gingen sehr langsam vor sich, indem der Gesundheitszustand unsers Reisenden sehr geschwächt war; indessen übte die mit Konsequenz fortgesetzte körperliche Anstrengung nach und nach einen so vortheilhaften Einfluß auf das Befinden Kane's aus, daß er seinen Plan glücklich durchzuführen vermochte. Von Athen wendete er sich nach Eleusis (jetzt Leusina, ein Fischerdorf), einst nach Athen die ansehnlichste Stadt in der Landschaft Attika, und merkwürdig durch die dort gefeierten Mysterien der Demeter oder Ceres. Ursprünglich wahrscheinlich ein National- und Erntefest, dessen Zweck war, der Göttin für die verliehenen Früchte zu danken, gingen später daraus die geheimnißvollen Feste hervor. Der Ort der Feier war der Demeter-Tempel, den Perikles hatte erbauen lassen und der 20 bis 30 Tausend Menschen faßte. Unter den die Eleusinien leitenden Personen stand oben an der Hierophant, der als Weltschöpfer erschien und mit Sinnbildern der Allmacht ausgestattet war. Dazu kam der Fackelträger, das Bild der Sonne, der das Geschäft hatte, die Einzuweihenden zu reinigen, ferner der Herold, der den Einzuweihenden Stille, den Unheiligen aber Flucht und Entfernung gebot, und der Altardiener, der das Sinnbild des Mondes trug. Alle die mystischen Vorstellungen der Geschichte der Demeter und Persephone (Ceres und Proserpina), der Qualen des Tartarus und der Freuden des Elysiums, welche mit der größten Kunst und auf eine Begeisterung erweckende Weise aufgeführt wurden, hatten wol keinen andern Zweck, als durch sinnliche Mittel die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, von Belohnungen und Strafen im Jenseits unter dem Volke zu verbreiten.

Von Eleusis wendete sich Kane nach Platää, wo im Jahre 479 v. Chr. der Spartaner Pausanias und der Athener Aristeides mit 100,000 Griechen einen glänzenden Sieg über das 300,000 Mann starke Heer der Perser erfochten, das von Mardonios angeführt wurde, der in der Schlacht umkam. Der Weg nach diesem berühmten Schlachtfelde führt über den Kithäron, an dessen nördlichem Abhange ein theils ebenes, theils hügeliges Gebiet, durchflossen vom Asopos,

sich ausbreitet, in welchem Platää liegt. Westlich von Platää ist Leuktra gelegen, bekannt durch den herrlichen Sieg, welchen die berühmten Thebaner Epameinondas und Pelopidas im Jahre 371 v. Chr. gegen die übermüthigen Spartaner gewannen. Hier befehligte Pelopidas die „heilige Schaar", jene thebanischen Jünglinge, die sich durch einen feierlichen Eid verbunden hatten, entweder zu siegen oder zu sterben.

Nachdem Kane auch diesen Ort besucht hatte, begab er sich nach Theben, der berühmtesten Stadt der Landschaft Böotien, der Heimat des edlen Helden Epameinondas und des Dichters Pindaros; dann nordwestlich weiter reisend, gelangte er nach Chäroneia im Westen des ehemaligen Sees Kopais, der jetzt einem halb ausgetrockneten Sumpfe gleicht. Hier war es bekanntlich, wo im Jahre 338 v. Chr. der schlaue Makedonier Philippos die uneinigen Griechen besiegte und deren Freiheit zu Grabe trug. Noch strömt jener Bach, der am Fuße der Akropolis von Chäroneia entspringt, durch die Ebene dem Kephissos zu, welcher sich in den Kopais-See ergießt; er war damals roth von dem Blute der erschlagenen Hellenen. Noch blühen hier und da Purpuranemonen, die damals der Sage zufolge aus dem blutgetränkten Boden hervorkeimten; aber wenn jetzt im Frühlinge das Auge des Reisenden über die Ebene hinschweift, so erblickt es nur ausgedehnte Saatfelder, deren frisches Grün die Schmerzen und Wunden der Vergangenheit bedeckt.

Kane wendete sich nun nach Livadien und von da nach dem Helikon, im Westen Böotiens gelegen, jenem Berge, wohin die Griechen den Sitz der Musen verlegten. Letzteren und dem Apollo waren hier Tempel und Bildsäulen errichtet; hier waren auch die berühmten Musenquellen Aganippe und Hippokrene. Von einem Baume an der letztgenannten Quelle schnitt sich Kane einen Spazierstock, den er zum Geschenk für seinen Vater bestimmte. In den Griff des Stockes grub er die Worte ein: »Fonte prolui Caballino.« Darauf richtete er seinen Weg nach den Thermopylen, jenem berühmten Engpaß, wo der Spartaner-König Leonidas im Jahre 480 v. Chr. im Kampfe mit den Persern sich nebst seinen 300 Spartanern dem Tode weihte und wo eine Denksäule mit der Inschrift: „Fremdling, melde den Lakedämoniern, daß wir hier ruhen, weil wir die Gesetze des Vaterlandes ehrten", den Ort dieses heldenmüthigen Kampfes bezeichnete. Dieser enge Paß wird von der Oeta-Kette gebildet, die sich vom Pindus ostwärts bis nahe ans Meer, an den Busen von Zeituni (sonst malischer Busen genannt) erstreckt, dessen nächste Ufer bodenlose Sümpfe bedecken; nur ein schmaler Weg führt zwischen den Mooren und den Bergwänden aus Thessalien nach Hellas. Am Fuße des Gebirges aber entspringen warme Quellen, welche dem Paß den Namen Thermopylä, d. i. warme Thore, gegeben haben. — Der Thermopylenpaß wurde, bald nach der Kolonisirung von Hellas, zum Schutz gegen die Einfälle der nördlichen Barbaren befestigt, und in spätern Zeiten sind diese Befestigungen erneuert und oft erweitert worden. Obschon meistens im Schutt des Gebirges begraben, kann man sie doch noch an verschiedenen Stellen erkennen, und manche verengern den Paß so sehr, daß sie kaum einem Wagen die Passage verstatten. In den Perserkriegen führten die Phokier eine doppelte Mauer

vom Fuße des Oeta bis ans Meer hin und verschlossen sie mit doppelten Thoren; diese sind jedoch, wie die Werke, welche die Genuesen in spätern Zeiten aufgeführt haben, jetzt bis auf geringe Spuren verschwunden. Die Landschaft bei den Thermopylen gewährt heutzutage ein trostloses Bild der Oede und Unfruchtbarkeit, und zudem ist sie wegen ihrer Ungesundheit eben so berüchtigt, als wegen ihrer Unsicherheit; denn das rauhe zerklüftete Gebirge ist der Zufluchtsort der Räuber, welche die Grenzen zwischen dem türkischen und griechischen Gebiete beständig heimsuchen und plündern. Die sonst so berühmten Thermen sind längst eingegangen, und die heißen Quellen schleichen zwischen Schutt und Ruinen als dampfende Bäche zu dem Gestade hin, welches sie versumpfen.

Das nächste Reiseziel von den Thermopylen aus war für Kane der Parnaß und Delphi, wohin wir ihm nun folgen. Der Parnaß erhebt sich in der Landschaft Phokis und erreicht eine Höhe von 7000 Fuß. Er war dem Apollo und den Musen heilig und soll seinen Namen von dem alten Heros Parnassos, einem Sohne Poseidon's, oder nach Andern von Deukalion's Kasten (Larnake) haben, in welchem dieser bei der großen Wasserflut hier landete, daher er auch anfänglich Larnassos geheißen haben soll. Der Berg hat zwei Spitzen, von denen die südliche Hyampebe, die nordwestliche Tithoreq hieß. Der höchste Gipfel des Gebirges aber hieß Lykoreus. Am Fuße des Parnaß lag das berühmte Delphi, da wo heute ein kleines, schlechtes, von Hirten bewohntes Dörfchen, Namens Kastri, steht. Der Ort, wo die Orakelsprüche ertheilt wurden, war eine Höhle in einer engen Felsschlucht, unfern des großen Tempels des Apollo; an derselben Stelle, wo einst der Gott den Drachen Python, wie die Mythe erzählt, getödtet hat. Die Höhle hieß Pytheion. Ihre Entdeckung schreibt die Sage einem Hirten zu, der am Abhang des Parnaß weidete, und als er an ihrem Eingang ausruhte, in prophetische Begeisterung gerieth. Die Apollopriester bauten durch lange Säulenhallen das neue Heiligthum in das alte ein und stellten über die Höhle den goldenen Dreifuß, auf welchem die Priesterin, Pythia genannt, die Eingebungen des Gottes, welche als begeisternde Dünste aufsteigen sollten, empfing und verkündigte. Nachdem sich die Pythia zuvor im nahen kastalischen Quell gebadet, dann mit Lorbeer bekränzt und unter Weihgesängen auf den mit Lorbeer geschmückten Dreifuß niedergelassen hatte, gerieth sie nach einigen Minuten tiefen Schweigens in den Zustand der Verzückung; sie zitterte und aus ihrem Munde ertönte Klaggeschrei und langes Stöhnen; diesem Zustande folgte eine Art Raserei; ihre Augen funkelten, der Mund schäumte, die Haare sträubten sich, handfeste Priester hielten die sich gräßlich Windende gewaltsam auf dem Dreifuß zurück; da endlich offenbarte sich der Gott, unter fürchterlichem Geheul, durch einzelne Worte und Silben, welche die Priester mit Sorgfalt und Ehrfurcht auffaßten, ordneten und schriftlich den Fragenden überlieferten. Diese Weissagungen dauerten an 1500 Jahre; die reichsten Geschenke wurden hier von den Gläubigen niedergelegt. Mehr als einmal bestimmten die Antworten der Pythia das Schicksal ganzer Reiche, und ihre Wirksamkeit auf Griechenland, als ein gemeinschaftliches Band der Nation und als Stütze der Regierung, während so langen Zeitraumes war unermeßlich. Nachdem Kaiser Nero den Apollotempel um

Der Engpaß von Thermopylä.

den letzten Rest seiner Schätze beraubt hatte, verschwand das Orakel vollständig und Konstantin schleppte endlich den goldenen Tripus nach Konstantinopel und schmückte damit eine Rennbahn. Nur die kastalische Quelle ist noch vorhanden und noch so herrlich, wie einst. Hoch aus dem Felsen entspringt sie, und stürzt als Kaskade in ein Bassin herab, dem einstigen Bade der Pythia. Die hohen Felswände sind glatt gearbeitet, und hie und da sieht man noch die ausgehauenen Nischen, in welche die Geschenke für den Gott hingelegt wurden. Rechts erblickt man die Höhle, über welcher der Dreifuß gestanden; aber ihren engen Eingang betritt kein Gott mehr: die neue Zeit hat ihn in einen — Ziegenstall verwandelt. Kane badete sich in dem kastalischen Quell, reiste darauf über Galaxidi nach Salona, kreuzte auf einem offenen Boote den Busen von Lepanto, besuchte Megaspileon, berühmt durch seine romantische Lage und sein großes Kloster, eins der seltsamsten und kühnsten Bauwerke, indem es sich 8 Stockwerke hoch auf einer senkrechten, mehrere hundert Fuß hohen Felsenwand erhebt und dabei in eine Vertiefung des Berges hineingebaut ist, wendete sich dann nach

Vostitza, einer Stadt am Busen von Lepanto, die 1817 durch ein Erdbeben verwüstet wurde, reiste darauf quer durch Morea und endlich nach Patras, der Hafenstadt am Eingange des Busens, amphitheatralisch am Abhange eines am Strande aufsteigenden Hügels sich erhebend, auf dessen Gipfel die Akropolis steht; von da aus genießt man eine herrliche Aussicht auf die Stadt und auf den blauen mit Segeln bedeckten Meerbusen, zu dessen Herrschaft sie berufen ist, und endlich auf die gegenüberliegende Küste Nordgriechenlands, in deren Mitte sich die kolossale Masse des ätolischen Taphiassos erhebt. Von Patras fuhr der Doctor auf einem Dampfschiff nach Triest, dem bedeutendsten Seehafen und Handelsplatz des österreichischen Kaiserstaates und der zweiten Seestadt Deutschlands, dem nur von Hamburg der Rang abgelaufen wird. Zur Zeit des Mittelalters war Triest die Hauptstadt einer kleinen Republik von nicht besonderer Wichtigkeit, die sich bereits im Jahre 1382 unter Oesterreichs Schutz gegen das mächtige Venedig begeben mußte. Den Grund zu ihrer Blüte legte Kaiser Karl VI., indem er sie, die damals kaum 4000 Einwohner zählte, im Jahre 1719 zum Freihafen erklärte. Hierdurch erlangte sie allmälig auf Unkosten ihrer einstmaligen Beherrscherin Venedig eine ähnliche Bedeutung für den Seehandel auf dem adriatischen Meere, wie Hamburg sie für den Handel auf der Nordsee genießt. Die Bevölkerung, jetzt fast an 50,000, ist ein Gemisch aus verschiedenen Nationen; die Bürger sind großentheils Eingewanderte, darunter besonders viel Griechen und Tyroler; das gemeine Volk besteht aus Illyriern.

Kane hatte nun Deutschland und die Schweiz vor sich und besuchte beide Länder. In der Schweiz studirte er besonders die Gletscherbildungen, die ihm später zu interessanten Vergleichungen bei seinen Polarfahrten Veranlassung gaben. Am 13. Juli war er in Paris. Von hier schrieb er einen Brief an seine Eltern, worin er ihnen mittheilt, daß er die Absicht habe, sich die Erlaubniß bei den spanischen Behörden zur Niederlassung in Manila einzuholen. Nachmals änderte er aber seinen Plan, reiste durch Frankreich nach England und von dort nach Nord-Amerika zurück.

In Philadelphia, seiner Vaterstadt, miethete er sich (1846) ein Haus und wollte theils als praktischer Arzt wirken, theils durch öffentliche Vorträge auftreten. Die Regelmäßigkeit des Dienstes auf dem Schiffe war ihm zuwider, sowie er denn überhaupt sich in die peinliche Subordination des dienstlichen ruhigen Lebens eines Untergeordneten nicht finden konnte. Für so beschränkte Verhältnisse hatte er einen viel zu umfassenden, selbstschöpferischen Geist und scharf ausgeprägten, selbständigen Charakter. Er würde seine Entlassung als Schiffsarzt genommen haben, wenn nicht eben Krieg mit Mexiko gewesen wäre, was ein Zurückziehen mit Ehren nicht zuließ, indem seine Dienste als Arzt leicht recht nöthig werden konnten. Er blieb daher im Dienstjoche, wurde aber zu seinem Verdruß nicht nach dem Kriegsschauplatz, sondern auf die Fregatte „United States" beordert, welche nach der afrikanischen Küste segeln sollte. Er kam dem Befehle nach und reiste zum zweiten Male nach Afrika.

Bewohner der Westküste Afrika's beim Fischfang.

XII. Guinea.

Aschanti und Dahomeh. — Sitten der Neger. — Wohnungen. — Zauberer. — Haartouren. — Stuhlträger. — Sklavenopfer. — Audienz beim König. — Königliche Vergnügungen in Afrika. — Das Küstenfieber.

Am 25. Mai 1846 stach die Fregatte in See und gegen Mitte Juni erreichte sie das Grüne Vorgebirge. Von hier segelte man nach der Goldküste, an der sich die Negerstaaten Aschanti und Dahomeh befinden.

Die Bewohner dieser Länder sind meist wohlgebaute Leute; ihr Körper zeichnet sich durch Rundung, ihre Mienen durch Feinheit und Zartheit aus, ja Einzelne dürfen sogar schön genannt werden. Ihre Kleidung ist höchst einfach; sie besteht bei Männern wie bei Frauen nur aus einigen Ellen Zeug, welches sie um den Leib binden; bei den Frauen ist es lang und hängt bis auf die Zehen herab, während es bei den Männern in der Regel nur bis zu den Knieen reicht; ein zweites Stück, welches aber ausschließlich die Frauen tragen, wird um die Brust gelegt. Von Kopfbedeckung ist selten eine Spur zu finden; nur aus Nachahmungssucht und Eitelkeit suchen sich Manche einen europäischen Hut zu verschaffen oder flechten sich in Ermangelung dessen eine Kopfbedeckung von Palmen-, Schilf- oder Ananasblättern. Eben so einfach sind ihre Wohnungen, die hier leicht aufgebaut werden. Will ein Neger ein Haus bauen, so kauft er einige Töpfe Palmenwein und mehrere Flaschen Rum; dann ladet er seine Freunde ein, ihm zu helfen, wozu sie sofort bereit sind. Sie machen sich sogleich an die Ar-

beit; Einige graben Lehm, lockern ihn, Andere räumen den Bauplatz und ebnen ihn. Ist dies geschehen, so wird ein Regen erwartet; darauf beginnt der Bau. Der Lehm wird geknetet, der Boden erhöht, wie eine Tenne glatt gestampft und die Mauern errichtet. Haben sie die Höhe von 2 bis 3 Fuß erreicht, so läßt man sie zum Trocknen stehen, wartet auf einen zweiten Regen, baut weiter und fährt auf diese Weise fort, bis die Mauer die gewünschte Höhe erreicht hat. Alsdann begiebt man sich in den Wald und sucht dort junge schlanke Bäume zum Dache. Diese werden mit binsenartigem Grase oder mit Palmenblättern bedeckt, und das Haus ist fertig. Um Regelmäßigkeit bei Anlegung der Ortschaften kümmert man sich nicht; Jeder baut, wohin es ihm beliebt. Schattengebende Bäume findet man in und um die Orte wenig, dagegen zur Regenzeit um so mehr Schmutz in den Straßen. Nur im Innern des Reiches bestehen rühmliche Ausnahmen. Dort ist man auf schöne Straßen bedacht und baut auch bessere Häuser. Das ganze Dorf versammelt sich dort zum Bauen, und es wird das Haus in vier Abtheilungen errichtet, welche um einen viereckigen Hof aufgeführt sind. Rechts wohnt der Mann, links die Frauen, im Hintergebäude die Sklaven, vorn ist das Vorrathshaus. Die vier offenen Ecken sind umzäunt, dienen bei Tage zu Waschkammern, des Nachts aber zur Einpferchung des Viehes. Sobald das erste Loch, um den Pfosten aufzunehmen, gegraben ist, gießt der Besitzer etwas Palmenwein oder Rum hinein und ruft nun entweder den Fetisch an oder läßt ihn durch einen befreundeten Zauberer anrufen, daß ihn derselbe lange in diesem Hause leben lassen, daß er Krankheit, Unglück, reißende Thiere und Sklavenhändler abhalten, daß er ihm viele Weiber, gesunde Kinder und viele Sklaven geben, daß er es ihm nie an Geld, Kauris (kleine Porzellanmuscheln) und schönen Kleidern fehlen lassen möge, daß er ihn oft in Frieden mit seinen Freunden sitzen, Tabak rauchen und Palmenwein trinken lasse, und daß er jedem bösen Geist und jedem Zauberer verwehre, über die Schwelle zu schreiten. (S. die Abbild. auf S. 201.) Nach dieser Anrufung beginnt der Bau so eifrig, daß sein Ende bald erfolgt; dann werden einige Gewehre abgeschossen, um den bösen Geist, der sich doch vielleicht unbemerkt hineingeschlichen, daraus zu verjagen, und dann überläßt sich Alles den ausgelassensten Vergnügungen; der Palmwein fließt, und bis tief in die Nacht hinein wird gelärmt, getanzt und gejubelt. — Nach außen zu sind die Dörfer ganz offen gebaut, bis auf eine etwa 100 Schritt von den Häusern entfernte Umzäunung, welche man überschreiten muß; sie ist sehr klein und einfach und dient dazu, die bösen Geister vom Dorfe abzuhalten. — Außer diesem Hause in der Ortschaft besitzen die Neger noch eine immer im Walde versteckte Hütte, wohin sie das Beste von ihrem Hab und Gut bringen und wo sie gewöhnlich wohnen, wenn ihnen Ueberfälle von Sklavenfängern drohen.

Im Innern der Wohnungen ist wenig zu sehen, ein Bett aus Binsen und Blättern geflochten, ein Holzklotz zum Kopfkissen, einige Töpfe und Schalen, ein Gewehr und ein langes Messer nebst einigen großen und kleinen Kalebassen zum Aufbewahren von Pulver, Blei, Speisen ꝛc. Das ist das ganze Ameublement. Die Stühle dürfen in Dahomeh nirgends über 6 Zoll Höhe haben, denn höhere werden vom Könige als Ehrenzeichen, wie bei uns die Orden, ausgegeben. Je

Ein Aschanti-Zauberer.

höher der Stuhl, desto höher die Person, die ihn besitzt. Wer ausgeht, läßt sich den Stuhl vortragen, um seinen Rang auszudrücken. Auch steht den Stuhlbesitzern das Recht zu, von nicht Bestuhlten Alles zu verlangen, was diese haben, und diesem Verlangen muß gewillfahrt werden. Nicht minder eigenthümlich ist der Ausdruck der Würde am Kopfe; denn jedes Amt erfordert eine besondere charakteristische Haartour. So hat z. B. des Königs Stuhlträger die ganze rechte Seite, sein Waffenträger die ganze linke Seite kahl. Derjenige, welcher des Königs Bett macht, hat die rechte Vorder- und die linke Hinterseite, der, welcher ihn wäscht, die rechte Hinter- und linke Vorderseite geschoren. Der Schlüssel-Träger und Bewahrer hat den hintern Theil des Kopfes von einem Ohr zum andern, und der Scharfrichter, welcher eins der höchsten, jedenfalls aber das wichtigste Amt bekleidet, den vordern Theil des Kopfes rasirt. Die Edelleute lassen sich den ganzen Kopf rasiren, wo gegen die Sklaven einen ungefähr drei Zoll breiten Büschel um jedes Ohr stehen lassen müssen. Rasirt wird mit Messern, Glas und Muscheln.

Eine entsetzliche Sitte sind die Sklavenopferungen. Indem sich die Neger die andere Welt ähnlich der irdischen vorstellen, also das Bedürfniß der Bedienung auch den Abgeschiedenen zuschreiben, so schickt man bei Begräbnißfeierlichkeiten eine Anzahl Menschen in den Tod, um im Jenseits Dienste thun zu können. Am schrecklichsten ist die Opferung, wenn der König oder ein naher Verwandter von ihm stirbt; dann wollen die Menschenopfer gar kein Ende nehmen. Hunderte, ja Tausende werden geopfert und außer den officiell dargebrachten Opfern fallen andere Hunderte unter den Streichen schwärmerischer Verwandten. In Kumassi, der Hauptstadt Aschanti's ist ein Ort, der nie von Menschenblut trocken werden darf.

Unter solchen Umständen würde der Sklavenhandel weniger abscheulich erscheinen, wenn er nur nicht auf eine so empörende Weise getrieben würde. Es ist es ein entsetzlicher Anblick, die Unglücklichen in die Schiffskerker einpferchen zu sehen. Zehn bis zwanzig der Armen werden an ein und derselben Kette aus ihren Kerkern nach der Küste geführt, wo alle vorhandenen Kanoes in Beschlag genommen werden. Dann zieht man den Unglücklichen das kleine Stück Baumwollenzeug ab, das sie um ihre Lenden tragen und führt die geketteten Reihen nach und nach zu einem Feuer, das man vorher an der Küste angezündet hat. Hier werden die Brenneisen glühend gemacht, dann schnell in Palmöl getaucht, damit sie nicht am Fleische hängen bleiben, und dem Sklaven auf die Rippen oder auf die Hüfte und zuweilen sogar auf die Brust gedrückt. Jeder Sklavenhändler hat sein eigenes Zeichen, so daß man, wenn das Schiff seine Bestimmung erreicht, leicht ermitteln kann, wem die noch übriggebliebenen angehören. Die Sklaven werden dann so dicht als möglich auf dem Boden eines Kanoes zusammengepfercht und an Bord des Schiffes gebracht. So werden jährlich viele Tausende von Menschen aus dem Innern Afrika's als Sklaven an die Küsten geschleppt, von wo aus sie, einer Waare gleichgeachtet, nach den Gestaden Amerika's transportirt werden, um in den Pflanzungen der reichen Weißen zu arbeiten. Wol mögen auf den Sklavenmärkten und bei der Einschiffung der Unglücklichen, die man dem vaterländischen Boden entführt, Scenen der rührendsten und ergreifendsten Art vor sich gehen, wohl möchte der Menschenfreund die Leiden der armen Freiheitslosen lindern, — doch die eisernen Verkettungen und Verschlingungen der Verhältnisse werden noch viele Stadien zu durchlaufen haben, bis die gänzliche Abschaffung des Menschenhandels den unausgesetzten Bestrebungen der Kulturvölker gelungen sein wird.

Dr. Kane war von dem portugiesischen Sklavenhändler Da Souza, den er in Brasilien im Jahre 1843 kennen gelernt und ärztlich behandelt hatte, aus Erkenntlichkeit mit Empfehlungsschreiben an dessen Geschäftsfreunde auf der afrikanischen Westküste versehen worden. Dieselben verschafften ihm nebst einigen andern Offizieren in seiner Begleitung die gastfreundschaftlichste Aufnahme und, soweit es sich mit seiner Stellung vertrug, den vertraulichsten Verkehr zu gegenseitigen Mittheilungen. Er benutzte die dargebotene Gelegenheit, die Sklavenfaktoreien vom Kap Mount bis zum Bonny-Strome im Golfe von Guinea zu besuchen.

Während die Fregatte noch im Hafen lag, war eine Karawane eben im Begriff, von einer dieser Faktoreien bis nach Dahomey, der Hauptstadt des Reiches Dahomeh und dem bedeutendsten Sklavenmarkt des Binnenlandes, aufzubrechen, um seiner „sandigen" Majestät ein reiches Geschenk von Juwelen und kostbaren Meubles aus der Faktorei zu überbringen. Dr. Kane bat den Kommodore um Erlaubniß, dem Reisezuge sich anschließen zu dürfen. Es scheint, daß er sich, während des Aufenthaltes der Gesandtschaft am Hofe, sehr in Gunst bei diesem Monarchen zu setzen gewußt hat, denn unter den Gegenständen, die er von dieser Partie mit in die Heimat brachte, befand sich auch eine Art Diadem aus Federn und eine Anzahl Körbe, mit dem königlichen Purpur gefärbt. Noch jetzt werden diese Gegenstände zu Fern Rock, dem Landsitze der Familie Kane's, aufbewahrt.

Ein Neger von der afrikanischen Westküste.

Der Palast des Königs bedeckt einen ungeheuren Flächenraum. Die umschließenden Mauern sowol als auch die Häuser sind aus rothem, sandigen Lehm erbaut, und auf den erstern sind in gewissen Zwischenräumen menschliche Schädel aufgestellt. Unter einem großen Sonnenschirm in der Mitte eines von zwanzig andern Schirmen dieser Art gebildeten Halbmondes steht ein hoher Stuhl, auf dem der König Audienzen ertheilt. Nach Kane's Mittheilung war der Monarch von Dahomeh in jedem Zoll ein König seiner Art, umgeben von einem prächtigen Hofstaate. Frauen hatte er mehr, als andere seines Gleichen; seine Gewalt ist unumschränkt. Er war ein Muster eines Negerfürsten und ein würdiger Nachfolger seines erlauchten Vorgängers — glorreichen Andenkens —, der einen englischen Reisenden empfing, nackt auf einem Tigerfell sitzend, über und über mit Palmöl eingesalbt und mit Goldstaub bepudert, die eine Hand auf einem Schädel ruhend, während sein Hofpoet eine Geburtstagsode sang, die in freier Uebersetzung so lautete:

„Auf, tam-a-rama, schalle nun,
Sam-a-rambo, laß dich hören!
Hurrah für den Sohn der Sonne!
Hurrah für den Bruder des Mondes!
Den Buffalo der Buffalo's, den Stier der Stiere!
Er sitzt auf einem Throne aus den Schädeln seiner Feinde,
Und braucht er deren mehr, um Ball zu spielen,
So stehen die unsern ihm zu Diensten, alle, alle, alle."

Seine Majestät ergötzte sich gelegentlich damit, seinen Feinden, zuweilen aber auch seinen eigenen Hofleuten die Köpfe vor die Füße zu legen, gleichviel ob mit oder ohne Grund.

Seine Geschenke bestanden in Federn und allerhand Tändeleien. Die Art, wie er sich seine Gemahlinnen verschaffte, war ganz sultanmäßig. Alljährlich

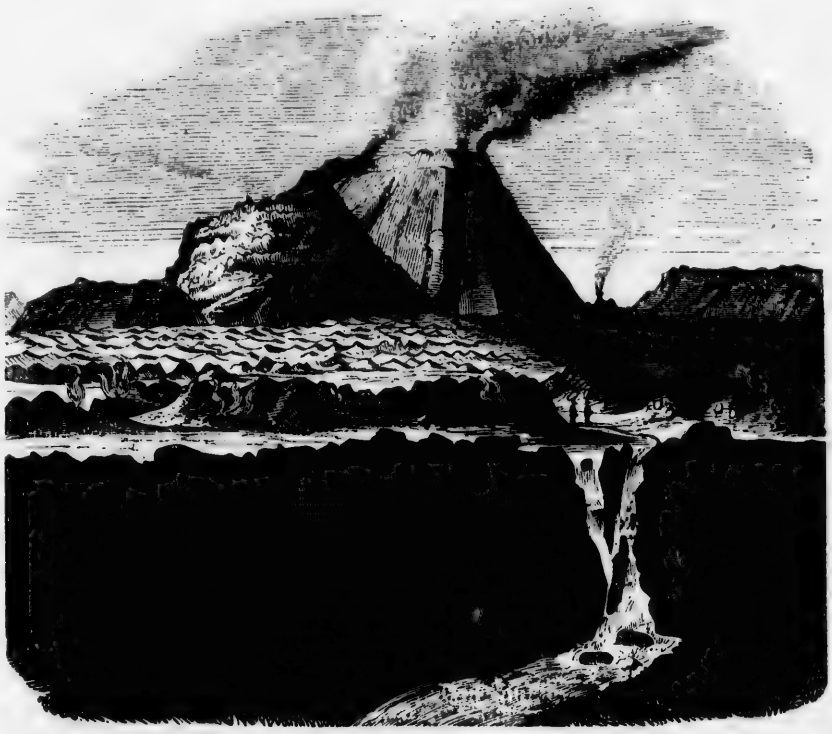
ward eine Musterung sämmtlicher Frauen von Dahomeh gehalten und kraft des lehnsherrlichen Obereigenthumsrechts eignet er sich einige Hundert derselben zu und belohnt dann mit dem Ueberreste die Großen des Reiches zur Belohnung für ritterlich geleistete Dienste, wofür sie ihren unterthänigsten Dank auszusprechen verpflichtet sind.

Daß Seine Majestät in der Kunst des Kopfabschneidens Ausgezeichnetes leistete, bewies der große Hofraum vor dem Palaste, der buchstäblich mit Schädeln überdeckt war, die er alle eigenhändig abgesäbelt hatte. Nur durch das inständigste Bitten seiner christlichen Besucher war er vermocht worden, ein beabsichtigtes neues Probestück seiner Fertigkeit noch zu verschieben.

Kane gewann hier die Ueberzeugung, daß die Sklaven, welche zur Verschiffung nach der Küste gebracht werden, sich glücklich preisen dürfen wegen dieses Wechsels ihres Schicksales, selbst Angesichts einer Zwischendeckfahrt. Er war auch der Meinung, daß die Sklaven-Jagden, die im Innern Afrika's gewöhnlich sind, wenn sie auch gegenwärtig mit durch die Gewinnsucht der Häuptlinge veranlaßt werden, ursprünglich lediglich den Zweck hatten, die erforderlichen Kriegsgefangenen für die Schlachtopfer eines blutigen religiösen Fanatismus herbeizuschaffen. Viele der Unglücklichen, die er in Dahomeh eingesperrt gesehen, waren zu jung und zu schwächlich, um als eine verkäufliche Waare zu gelten. Es ist ja bekannt, daß in mehrern Ländern der Westküste jährlich zwei Schlachtopferfeste gefeiert werden, wo der König und die vornehmsten Häuptlinge mit massenhaften Schlachtopfern die Manen ihrer Voreltern um Beistand anflehen. Die Wände des Palastes und der Tempel werden dann mit den Schädeln geschmückt; der König belegt damit den Boden seines Schlafgemaches. Kriegs- und Ruhmbegierde und die königliche Prachtliebe sind also hier weit schlimmere Triebfedern der Grausamkeit, als der Handel.

Bald darauf brach das Küstenfieber auf der amerikanischen Fregatte aus. In seiner Krankenkajüte, wo bei 85 Grad Hitze frische Luft nur durch eine Canvas-Röhre, das „Windsegel" genannt, zugeführt wird, tröstete sich Kane, während bereits sechs Erkrankungsfälle auf dem Schiffe vorgekommen, noch immer mit dem Glauben, daß die Krankheit nicht ansteckend sei, bis er bei den Kap verdischen Inseln selbst aufs Krankenlager gestreckt wurde. Drei Wochen lang war er den heftigsten Anfällen ununterbrochen ausgesetzt und nach weiteren drei Wochen hatte er sich nur so weit erholt, um in ein liberisches Transportschiff übergeführt zu werden, das ihn nach der Heimat bringen sollte, worauf der ihn behandelnde Schiffsarzt gedrungen hatte.

Kane selbst pflegte später immer diesem Anfalle des entsetzlichen Küstenfiebers vorzugsweise die unheilvolle Zerrüttung seines Organismus zuzuschreiben. Bis zu seinem letzten Augenblicke trug er sich mit dem Gefühle dieser Ueberzeugung und beklagte sich dabei über die Regierungsbehörde, die ihn zu einem Dienst verurtheilt habe, der so wenig seiner körperlichen Konstitution und seinen Bestrebungen entsprach.



Der Yorullo.

XIII. Mexiko.

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko. — Ursachen desselben. — Santa Anna. — Kane's Sendung nach Mexiko. — Die Fahrt über den Meerbusen. — Kampf mit den Guerillas. — Kane's Tapferkeit und Edelmuth. — Der Ehrendegen und drei Hurrahs! — Das Land Mexiko. — Klima. — Der Yorullo. — Der Popokatepetl. — Die Schwefelgrube. — Bewohner Mexiko's. — Die Kreolen, Kaziken und Indianer. — Wasserwanzen und Kochenille, Mineralreichthümer. — Die Stadt Mexiko. — Bevölkerung derselben. — Trachten und Sitten. — Mexikanische Alterthümer.

Es war am 6. April 1847, als Dr. Kane in Philadelphia eintraf, also zu einer Zeit, wo sich die Union noch im Kriege mit Mexiko befand. Dieser Krieg war 1845 ausgebrochen in Folge der Aufnahme von Texas in das Gebiet der Vereinigten Staaten. Texas suchte unmittelbar nach der Vereinigung um militärischen Schutz nach, weil eine mexikanische Armee an der Grenze stand, welche Texas bedrohte. Die Union sendete Hülfe unter dem General Taylor, dieser rückte mit ungefähr 6500 Mann nach Mexiko ein und begann den Kampf, der fast immer zu Gunsten der Nord-Amerikaner ausschlug. Schon hatten die Mexikaner mehrere Schlachten verloren, als sie den General Santa Anna zum

Haupt der Regierung erhoben, worauf derselbe das Oberkommando über die mexikanischen Truppen übernahm.

Santa Anna ist vielleicht der markigste Charakter der sonst in einem jammervollen Zustande sich befindenden Bevölkerung Mexiko's. Schon seit 1821 nahm er an allen Revolutionen und militärischen Ereignissen seines unglücklichen Vaterlandes Theil. Mexiko war nämlich unter der langen spanischen Herrschaft materiell und geistig außerordentlich heruntergekommen; es war eben ein Nebenreich der spanischen Krone, und da schon der Hauptstaat an den Folgen des Despotismus krankte, so noch viel mehr seine Nebenreiche in der neuen Welt. Man hatte zwar die Eingeborenen getauft und mit der spanischen Sprache bekannt gemacht, aber an weitere Kultur nicht gedacht. Die Chapetones, d. h. die in Europa geborenen Spanier, waren stets die Bevorzugten, die Inhaber aller hohen und einträglichen Aemter. Die Großen, die Reichen und die Priester lebten in Behaglichkeit und Glanz. Das Mutterland bezog außer den Abgaben alles edle Metall aus den eigenen Bergwerken und den zehnten Theil aus denen der Privatleute. Gewerke aufzumuntern fiel der Regierung nicht ein; im Gegentheil duldete sie keine Anlage von Fabriken, ließ sogar einmal die Reben und Maulbeerbäume, die man mit Erfolg angebaut, sämmtlich umhauen, damit Seide und Wein nur aus Spanien bezogen würden, und nur spanische Schiffe durften den Handel Mexiko's betreiben. Außer den vorgefundenen Straßen wurde selten eine neue angelegt, statt dessen der Brauch eingeführt, alles auf Maulthieren fortzuschaffen. Ueberall that sich Beschränktheit und Engherzigkeit in der Verwaltung kund, so daß es nicht Wunder nehmen konnte, daß ein Aufstand gegen Spanien ausbrach, der mit der Losreißung endete. Oberst Iturbide proklamirte 1821 die Unabhängigkeit Mexiko's und Santa Anna unterstützte ihn so lange, bis es sich herausstellte, daß jener Absichten auf Errichtung eines Kaiserthrones hegte, die zu erreichen ihm auch wirklich auf kurze Zeit gelang. Bald darauf aber erklärte Santa Anna Mexiko zur Republik und man bildete diese der Union nach. Doch schon 1835 stieß Santa Anna das Gebäude um, indem er die Freistaaten in bloße Departements verwandelte und unter dem Titel Präsident als Diktator verfuhr. Lange dauerte aber auch diese Herrschaft nicht; Santa Anna wurde von Andern gestürzt, und Föderalisten haderten mit Centralisten, während einzelne Ehrgeizige den Scepter für sich, obwol vergeblich, zu erringen suchten. Unter solchen Wirren wuchs der Bundesstaat nicht, wie sein Vorbild, die Union, nach außen; vielmehr ward er kleiner. Wir erwähnten schon, daß sich 1845 Texas losriß. Später hat der Staat noch mehr verloren, u. a. Kalifornien.

Santa Anna, am 1. Oktober 1846 zum Generalissimus ernannt, war ein tüchtiger Soldat. Entschlossen, unermüdlich, ausdauernd, aller Widerstände und Beschwerden spottend, leuchtete er seinen Kriegern als ein nachahmungswürdiges Beispiel vor. Und unter ihm kämpften viele Brave, an deren abgehärtetem Körper keine Beschwerde, keine Sonnenglut, kein gelbes Fieber, kein Skorpionstich mehr haftete, denen Hunger und Durst und Beschwerden aller Art nur Kleinigkeiten waren. Trotz des tapfern Widerstandes der Mexikaner gelang es dem General Taylor vorzudringen; am 29. März 1847 nahm General Scott die

Santa Anna, mexikanischer Generalissimus.

Hafenstadt Vera-Cruz ein und nach einigen andern gewonnenen Schlachten fiel endlich auch die Hauptstadt Mexiko am 16. September in die Hände der Nord-Amerikaner.

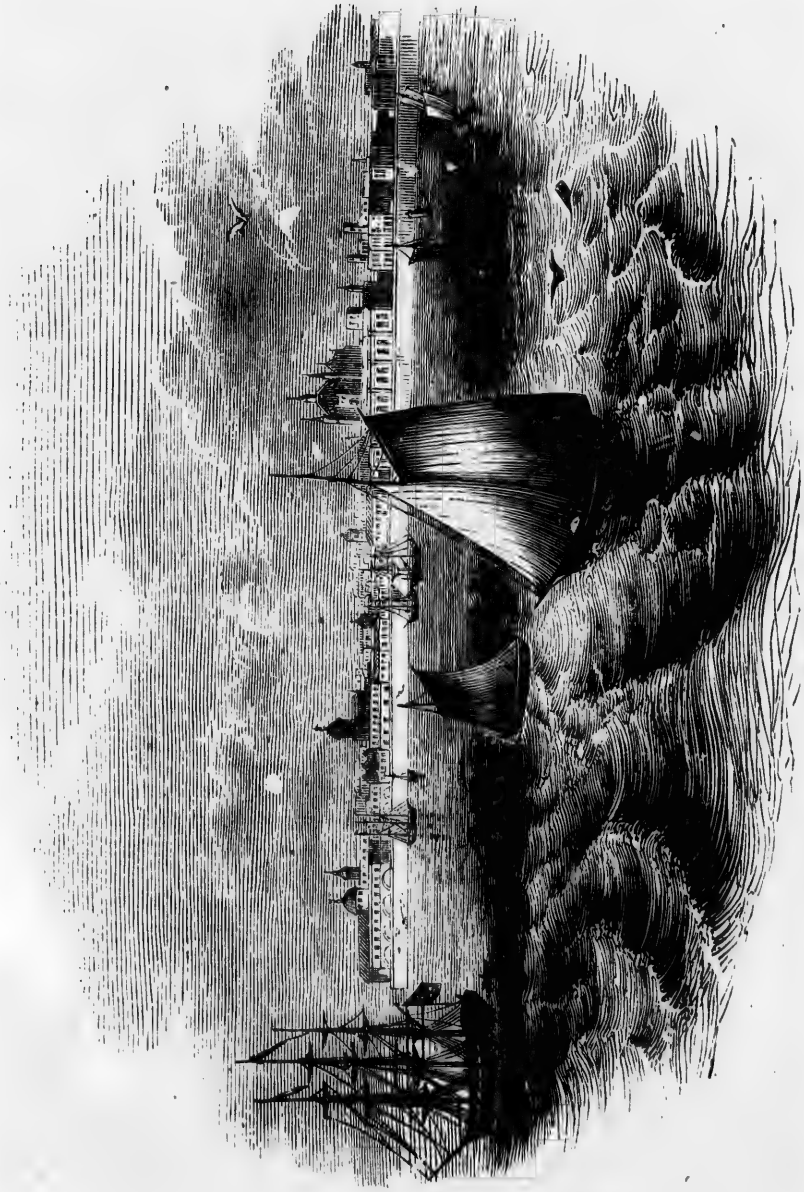
In dieser Zeit hielt sich Dr. Kane in Philadelphia auf. In Folge eines wiederholten Gesuches um eine entsprechende Verwendung wurde er nun durch den Präsidenten Polk mit einer Sendung nach dem mexikanischen Kriegsschauplatze betraut. Es war schon ein Monat nach der Einnahme Mexiko's durch Scott verflossen; aber Oberst Childs befand sich noch immer zu Puebla, von den Mexikanern belagert, und dem Oberbefehlshaber war die Verbindung mit der Golfküste durch die drohende Haltung der Feinde, die diesen Distrikt noch behaupteten, abgeschnitten. Auf eine wichtige Depesche des Kriegsministers, die in drei Exemplaren nach dem Hauptquartier abgeschickt worden, war noch keine Nachricht über deren Empfang eingelaufen, und so hatte der Präsident beschlossen, dieselbe durch den Dr. Kane mündlich überbringen zu lassen. Zugleich erhielt er Aufträge von den Vorständen des ärztlichen Armee- und Marine-Stabes. Mit diesen amtlichen Aufträgen und mehreren Privatbriefen brach er am 6. November auf, um zu versuchen, ob er nach Mexiko vorzudringen vermöge. Von Philadelphia bis New-Orleans reiste er zu Pferd; von hier aber schiffte er sich am 23. Novbr. 1847 ein in Gesellschaft zahlreicher Offiziere, Damen Freiwilliger,

sammt Pferden, militärischen Equipagen u. s. w. Während der Fahrt erhob sich ein starker Nordwind, durch den das Schiff außerordentlich litt und endlich leck wurde. Alle Pumpen werden in Gang gesetzt; doch bald versagen sie den Dienst. Die Gefahr steigt von Minute zu Minute. Kane greift mit Entschlossenheit in die zur Rettung nöthigen Arbeiten ein und schon ist er im Begriff, sein sehr schönes eigenes Pferd über Bord zu werfen, als ihn die Offiziere noch rechtzeitig daran verhindern. Jetzt ist der Dampfer dem Sinken nahe und nur einen einzigen Pfad der Rettung giebt es. Da endlich gelingt es, das gefährdete Fahrzeug zwischen zwei Riffen hindurchzuführen und nach dem einzig möglichen Rettungspunkte, in der Nähe des Kastells San Juan d'Ulloa bei Vera-Cruz zu dirigiren. Kane taufte zur Erinnerung an die überstandene Gefahr sein Pferd auf den Namen „Relic", d. h. ein Gerettetes, Uebergebliebenes.

Als Kane bei Vera-Cruz ans Land gestiegen war, erfuhr er, daß ein Korps von der Hauptarmee unter General Armstrong (von Teneſſee) vor wenigen Tagen nach dem Innern marschirt sei. Nach einer kurzen Nachtruhe stieg er daher zu Pferde und sprengte in Begleitung einiger Officiere, die auf dem Wege zu ihren Regimentern waren, an den von den Feinden besetzten Defileen vorüber und erreichte glücklich den noch auf dem Marsche befindlichen Truppenkörper, den er bis Perote begleitete. Von hier aus konnte er in Ermangelung einer Eskorte seinen Weg nicht weiter fortsetzen; er wartete daher, bis die vom Obersten Domingues befehligten übergegangenen Contre-Guerillas in Puebla eintreffen würden, die als Observations-Corps auf dem Wege nach der Hauptstadt waren. Ungefähr 25 Meilen von Puebla, in der Nähe von Nopaluca, am 6. Januar 1848, traf diese Eskorte, die aus etwa 120 berittenen Lanciers — lauter mexikanischen Fellhändlern, Banditen und Ueberläufern — bestand, auf einen Trupp mexikanischer Guerillas, die einige mexikanische Offiziere, darunter den General-Major Gaona, früheren Gouverneur von Puebla, und dessen Sohn und Adjutanten Maximilian, sowie den General Torrejon, der den Angriff auf Buena Vista geleitet hatte, nach Orizaba begleiteten.

Der Kampf, der sich zwischen beiden Corps entspann, war kurz, aber hitzig. Die Generäle Gaona und Torrejon, Oberst Gaona, zwei Kapitäne und 38 Mann gemeine Mexikaner wurden zu Gefangenen gemacht.

Das Zusammentreffen war ganz unvorhergesehen; die beiden Trupps erblickten einander erst, als sie etwa auf 20 oder 30 Ellen einander nahe waren, indem sie die Anhöhe eines Hügels erreichten, den sie von entgegengesetzten Seiten erstiegen hatten. Kane's Eskorte griff, vielleicht auf dessen Befehl selbst, zuerst an und kämpfte mit der Lebensverachtung von Leuten, welche wissen, was sie als Ueberläufer zu erwarten haben, wenn sie in Gefangenschaft gerathen. Nur wenige ihrer Gegner entkamen durch die Flucht, darunter ein Oberst und zwei Kapitäne; die übrigen wurden theils getödtet, theils gefangen genommen. Während des Gefechtes, bei dessen Beginn Kane noch in einiger Entfernung gehalten, sprengte sein Pferd mit ihm zwischen einen jungen feindlichen Major und dessen Ordonnanz, die beide gleichzeitig über ihn herfielen. Während die Lanze des Letzteren ihn streifte und nur eine leichte Fleischwunde zurückließ, gelang es Kane,



Vera-Cruz.

den Säbel des Majors zu pariren und demselben einen Stich in den Unterleib beizubringen. Nach Beendigung des Gefechtes, als Dr. Kane mit dem Verbande seiner Wunde beschäftigt war, faßte ihn der gefangene verwundete junge Major beim Arm und rief: „Vater! Mein Vater!“ Retten Sie meinen Vater!“ Jetzt gewahrte Kane, daß seine mexikanischen Ueberläufer, ihr Anführer Domingues mit seinen Leutnants Vallasios, Rocher und Andere, im Begriff standen, die Gefangenen mit kaltem Blute niederzumetzeln; eben sollte mit dem Vornehmsten derselben, dem General Gaona, einem bejahrten Manne, der sich dem Dr. Kane als Gefangener ergeben hatte, der Anfang gemacht werden. Da stürzte Kane ohne Kopfbedeckung plötzlich unter sie, um dem brutalen Vorhaben zu wehren. Aber die Ueberläufer, statt sogleich zu gehorchen, kehren die Waffen nach ihm selbst. Entschlossen zieht Kane seinen Revolver, den Schrecken aller Mexikaner, hervor und legt auf den Oberst Domingues an. Das half; die Blutgierigen gehorchten und die Gefangenen waren gerettet.

Als sich der alte General befreit sah, setzte er sich an die Seite des Majors, seines Sohnes, um ihn in seinen letzten, schmerzvollen Augenblicken zu trösten. Kane bemerkte selbst, daß Le[illegible]r aus einer Leisten-Arterie blutete. Er machte daher einen Versuch, die Verblu[illegible] zu verhüten, indem er mit der gekrümmten Zinke einer Tischgabel die Arterie heraushob und mit zerdrieseltem Packgarn unterband, und er hatte die Freude, diese — allerdings nicht ganz kunstgerechte — chirurgische Operation mit dem besten Erfolge gekrönt zu sehen.

Wie groß die Dankbarkeit der Mexikaner sein mochte, als sie wohlbehalten wieder nach Puebla zurückgekehrt waren, läßt sich wol denken. Sie erklärten hier öffentlich gegen den amerikanischen Gouverneur, Obersten Childs, daß sie ihr Leben dem Dr. Kane verdankten, und der Gouverneur stattete ihm seinerseits seinen Dank für seinen Muth und seine Menschenfreundlichkeit ab, und bot ihm an, sich aus seinen Pferden eins auszuwählen als Ersatz für das Seinige, das ihm bei dem Gefechte getödtet worden war. Kane aber, der nach Beendigung des Gefechtes in Folge seiner Verwundung bereits so kraftlos war, daß er nebst andern Verwundeten in einem Wagen vom Kampfplatze nach Nopaluca hatte geschafft werden müssen, erkrankte gefährlich an dem schlimmsten aller Typhus-Fieber, an der sogenannten Calentura typhoidae.

Kaum hatte der alte, edelgesinnte mexikanische General Gaona das erfahren, als er auch gleich darauf bestand, daß der Kranke in seine fürstliche Wohnung gebracht wurde, wo er selbst und seine Gemahlin und Töchter der unmittelbaren Pflege und Wartung desselben sich unterzogen, und dieser hatte es Kane zu danken, daß er, obwol er 12 Tage lang ohne Besinnung gelegen und von vier Aerzten, die abwechselnd Tag und Nacht an seinem Bett zubrachten, bereits aufgegeben war, dennoch gerettet wurde.

Die langwierige Krankheit, die beiderseitige Dankbarkeit, verwandelte die hochherzigen und tapfern Männer, die sich feindlich gegenüber gestanden, in innige Freunde, die nichts sehnlicher wünschten, als fortan gemeinsam leben zu können. Doch nur zu bald vereitelte der Friede ihre schönen Pläne. Als Kane's Mitbürger zu Philadelphia Kunde von seinem edelmüthigen und heldenhaften Be-

nehmen in Mexiko erhielten, ertönte sein Lob aus Aller Munde. Mehr denn 70 der angesehensten Männer vereinigten sich, um Kane einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit und Hochachtung darzubringen. Einstimmig ging der Vorschlag durch, dem tapfern Doctor einen Ehrendegen mit goldenem Griffe zu überreichen, was denn auch im Februar 1849 geschah. Als die Deputation dem Gefeierten diesen Tribut der allgemeinen Achtung überbrachte, sprach der edle, uneigennützige Mann: „Ihr legt einen großen Werth auf eine Handlung, die jeder brave und muthige Soldat verrichtet, der seine Schuldigkeit thut. Erlaubt mir, daß ich euch den Unterschied zeige zwischen dieser einfachen Erfüllung meiner Pflicht und einer Handlung der edelsten und erhabensten Hochherzigkeit." Und nun erzählte Kane seine Aufnahme und Verpflegung im Gaona'schen Hause und schloß mit der Bitte, daß dieser Ehrendegen nicht ihm, sondern seinem tapfern Gegner eingehändigt werde. Ein dreimaliger, donnernder Beifallsruf folgte diesen schönen Worten Kane's, und sogleich wurde einstimmig beschlossen, daß man als Glieder eines wahrhaft großen Volkes nicht blos die Tapferkeit ihres Mitbürgers, sondern auch die Tugenden des Feindes würdigen und ehren wolle. Kane erhielt sein prachtvolles Schwert, indessen wurde auch für den Mexikaner ein gleiches bestimmt.

Werfen wir bei dieser Gelegenheit einen Blick auf das merkwürdige Land Mexiko. Zwischen 16 und 32° N. vom Aequator entfernt, also zum Theil schon in der heißen Zone, nimmt Mexiko das ganze 27,000 Quadratmeilen enthaltende Plateau von Anahuak ein, nebst dem östlichen und westlichen Saum am Atlantischen und Stillen Meere. Im Südosten, an der Bai von Tehuantepek nur 30 Meilen breit, erweitert es sich im Norden bis zu einer Breite von 160 Meilen. In welcher Weise sich das Land erhebt, ersehen wir aus folgenden Zahlenbeispielen. Auf der Wanderung von Vera-Cruz nach Mexiko befindet man sich nach 12 Wegstunden etwa 1000 Fuß überm Meere, mit 20 Stunden schon 3000 Fuß, mit 28 Stunden bei dem Orte Jalapa 4500. Dann übersteigt man nach weitern 12 Stunden den östlichen Rand und befindet sich bald auf weiter Ebene, durchschnittlich 8000 Fuß über dem Meere, wo es einzelne Gruppen ausgebrannter Vulkane giebt. Die Stadt Mexiko selbst, 64 Stunden von Vera-Cruz entfernt, liegt in einer Senkung von 7000 Fuß überm Meeresspiegel. Der einige 70 Stunden lange Weg von dort nach der Südsee führt zuerst auf der Hochebene wieder zu einem Gebirgsrande, dann auf und ab über drei Terrassen in die Tiefe, doch nicht so gemach, als man von Osten aufgestiegen ist. Ganz ähnlich, wenn gleich ausgedehnter, ist weiter im Norden der Querweg von Tampiko am Golf über das Anahuak nach San Blas an der Südsee.

Ueber 15 Breitengrade sich ausdehnend, läßt das Land natürlich verschiedene klimatische Abstufungen unterscheiden; noch bedeutender ist der Unterschied nach der vertikalen Gestaltung. Das Küstenland oder die Tierra caliente, bis 3000 Fuß hinauf reichend, ist am wärmsten; die Tierra templada, bis 5000 Fuß ansteigend, ist mäßiger, und die Tierra fria, den hohen und größten Theil des Landes umfassend, hat die kühlste Temperatur. Die Winterzeit bringt den Hochebenen bei klarem Himmel und seltenem Regen nur zuweilen einen Nachtreif, nördlich außerhalb des Wendekreises tritt dagegen auch Frost und Schnee auf

einige Tage ein. Ohne Kamine und Oefen hüllt sich der halbnackte und unbeschuhte Indianer alsdann in seinen Teppich, frezada, der ihm Tags als Kleid, Nachts in einer leichten vom Wind durchzogenen Hütte als Decke dient. An der Küste ist der Winter bedeutend wärmer, auch regnet es hier mehrere Male. Der Sommer, auf den Hochebenen mild, an der Küste mit steigender Hitze, führt für das ganze Land im Juni die Regenzeit herbei. Im Juli und September sind die Regen am stärksten, im Oktober werden sie unregelmäßig und zu Anfang November hören sie auf. Unglaublich ist die Menge der wässerigen Niederschläge, welche in der kurzen Sommerzeit den Wolken entströmen. Trockene Flußbetten werden zu reißenden Strömen, in den tiefen Barancas hört man das Tosen der Wildbäche und das Rollen der Felsblöcke, welche die Flut mit sich reißt. Quellen brechen überall hervor, und schöner Pflanzenschmuck entwickelt sich, wo kurz zuvor noch Alles unfruchtbar erschien. Selbst die nackten Felswände bedecken sich mit Kryptogamen und Gräsern, und die Stämme der Bäume mit Schmarotzern. Häufig bilden sich Seen und die künstlichen Wasserbehälter, die der Mensch in wasserarmer Gegend durch Abdämmung von Thälern vielfältig gemacht hat, füllen sich mit Wasser, um in der Trockenzeit für Felder und Herden benutzt zu werden.

Auf den Fremden, der dieses merkwürdige Land zum ersten Mal betritt, macht es einen überaus mächtigen Eindruck. Die durchsichtige, reine Atmosphäre, die ein helles Licht durch sich hindurchströmen läßt, einen Reichthum an Farben und Widerscheinen darbietet, dem Auge die Fernen ganz nahe rückt und nach allen Seiten im tiefen Dunkelblau des Himmels mit den schärfsten Umrissen den großartigen Bau der Cordilleren zeigt, das Alles fesselt den Blick unwiderstehlich. Wo sich die Abhänge der Cordilleren entfalten, da sieht man angebaute Felder, Weidetriften, Urwälder, Flecken und Städte in so großen Provinzen, wie sie in Europa für Königreiche gelten könnten, und über diese reiche Landschaft zieht dann die Riesenbergkette ihre ungeheure silberne Binde wie einen Ehrenkranz. Die gewaltigen Felskegel scheinen, den Titanen der Vorwelt gleich, den Himmel erstürmen zu wollen, und die riesigen Basaltmauern, die sich in den seltsamsten Formen, bald wie Säulengänge und Vorhallen, bald wie die Ruinen mächtiger Burgen dem Auge darstellen, scheinen Bauwerke zu sein, die nur ein überirdischer Baumeister so zu entwerfen und auszuführen vermochte. Manche Vulkane Mexiko's sind sechsmal höher als der Vesuv, doppelt so hoch als der Aetna.

Weniger wegen seiner Höhe, — denn er ist nur gegen 4000 Fuß hoch, als wegen seiner Neuheit ist der Jorullo interessant, der im Jahre 1759, also gerade vor 100 Jahren aus der Ebene der Intendantschaft Valladolid, sechs Tagereisen westlich von Mexiko, sich erhob. Es war eine überaus fruchtbare, mit Reis, Bananen und türkischem Weizen üppig bebaute Gegend. Die große Lieblichkeit und Milde der Klima's dieser etwa 40 Meilen vom Meere entfernten, 2400 Fuß über dessen Niveau gelegenen Gegend hatte schon seit einem Jahrhundert und darüber eine starke Bevölkerung dahin gezogen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß man sich auf vulkanischem Boden befinde. Da erscholl plötzlich im Juni 1759 ein gewaltiges unterirdisches Getöse, das tage- und wochenlang währte und endlich in Erdbeben der furchtbarsten Art überging, welche zwei volle Monate an-

hielten. Zu Anfang des Monats September beruhigte sich die Erde wieder und die entsetzten Einwohner bekamen von Neuem Muth; doch in der Nacht vom 28. zum 29. desselben Monats erneuerten sich die Schwankungen der Erde mit verstärkter Wuth, und ein großer, weit ausgedehnter Landstrich, eine Fläche von mehr als dem doppelten Umfange des Fürstenthums Liechtenstein, begann sich zu erheben; sie schwoll wie eine weiche, zur Blase geformte Masse auf, riß sich von dem umgebenden Boden dergestalt los, daß sie sich um 40 bis 50 Fuß darüber erhob und die Schichten deutlich sehen ließ, welche den Boden bildeten, stieg im Ganzen zu einer domartigen Wölbung von ungefähr 500 Fuß Höhe an, eine Flächenausdehnung von 4 bis 5 Quadratmeilen bildend. Von den nahegelegenen Bergen übersahen die aus der heimgesuchten Gegend entflohenen Bewohner die Schrecknisse dieses Ausbruches. Die Oberfläche des emporgetriebenen Landes schlug Wellen wie das sturmempörte Meer; Tausende von Hügeln von 10 bis 20 Fuß hoben und senkten sich abwechselnd. Endlich aber brach die Mitte der Blase völlig auf und von dem Raum wenigstens einer Quadratmeile sah man Rauch, Flammen, glühende Steine und Asche viele Tausende von Fußen aufsteigen; es klaffte die Erde weit auseinander und aus einem quer durch die ganze erhobene Blase gehenden Spalt traten sechs Berge in einer Reihe hervor, unter ihnen erhob sich nach und nach der jetzt Yorullo genannte Vulkan am höchsten und bis zu 1200 Fuß über die vorher erhobene Erdmasse, also überhaupt 1600 bis 1700 Fuß über die Ebene, welche das Volk fortan Malpays, d. i. schlimmes Land nannte. — Von der Zeit seiner Entstehung bis zum Ende des nächsten Jahres, 1760, blieb der neue Vulkan in fortgesetzter Thätigkeit; er schleuderte Basaltstücke, Schlacken und Lavamassen aus, bildete sich so einen eigentlichen aufgeschütteten Kegel und beruhigte sich nach und nach, doch keineswegs vollständig, denn noch immer stößt er Rauch und Dampf aus. Der Vulkan hat eine weit ausgebreitete Thätigkeit; nicht allein sein eigentlicher Krater raucht, sondern Tausende von sogenannten Hornitos (Oefen), auf den glockenförmigen Erhebungen zerstreut, stoßen fortwährend Dämpfe aus. Die kleinen Oefen bestehen aus einer thonigen, gebrannten Masse, welche, vielfach zerklüftet in wunderliche Gestalten, Pyramiden von höchst unregelmäßiger Form bildet; sie alle sind hohl, haben entweder eine unmittelbar in das Innere gehende Oeffnung oder eine große Menge Spalten, welche insgesammt diese Oeffnung ersetzen und den heißen Rauch, den brühenden Wasserdampf ausströmen lassen. Der thonige Teig, aus dem sie bestehen, muß sehr tief aus dem Innern emporgehoben sein, denn er enthält, in seiner Masse eingeknetet, Basalt und Lavastücke in großer Menge.

Als die Erhebung des Bodens begann, staueten zuerst die beiden kleinen Flüsse, Rio di Cuitimba und Rio San Pedro, welche die Ebene, die jetzt den Yorullo trägt, durchströmten, und bildeten einen See; doch bald öffnete sich mit der emporsteigenden Wand ein Spalt, ein Abgrund, in welchen nunmehr beide Flüsse sich ergossen. Sie haben die Höhlung, welche muthmaßlich unter der aufgetriebenen Stelle liegt, durchströmt sind westlich von ihrem frühern Verlauf an einer ganz andern Stelle, als die sie ehemals berührt, durchgebrochen und entspringen nunmehr dem neuen Berge als die stärksten Mineralquellen der Erde in

einem Doppelstrom von 25 Fuß Breite. Sie haben eine Temperatur von 53 Grad.

Dr. Kane richtete mitten unter dem Kriegslärm seine Forscherthätigkeit insbesondere auf den Vulkan Popokatepetl, der gegen 17,000 Fuß hoch ist. Er ist jedoch nicht der höchste Vulkan Mexiko's; diese Ehre gebührt vielmehr dem Orizaba, der 19,549 mexikanische Fuß hoch ist.

Ueber dem Krater des Popokatepetl hängt stets eine giftige, beizende Wolke bläulichen Schwefeldampfes, die fortwährend aus dem Abgrunde des Schlundes genährt wird. Jede Annäherung an diese droht mit Erstickungstod. Dieses wissend, faßte vor einiger Zeit ein bankerotter deutscher Kaufmann in Mexiko den verzweifelten Entschluß, sich in die Tiefe des Kraters zu versenken, um dort zu sterben. An den verschiedenen Abhängen des schluchtenreichen Vulkankegels kleben mehrere Indianerdörfer. Aus einem der höchsten nahm er sich zwei Führer mit und die nöthigen Stricke und Balken, denn er gab vor, den Krater untersuchen zu wollen. Angekommen am Krater, ließ er zwei Balken an demselben befestigen, und traf darauf Anstalten, sich an den Stricken in die Tiefe hinabzulassen. Den Zurückbleibenden sagte er, daß sie ihn, wenn er am Seile ein Zeichen geben werde, wieder heraufziehen sollten. Hierauf schloß er die Augen, hielt den Athem an und glitt an dem Seile hinunter. Um alle seine Sinne stach und brannte und brauste es; das Hirn im Kopfe drohte zu zerspringen und der gewaltsam angehaltene Athem durchrieselte ihn mit den Vorboten des Erstickungstodes aus Mangel an athembarer Luft. Aber er hielt noch aus und fuhr fort, hinunterzusteigen, bis plötzlich, wie durch ein Wunder, ihn eine reine, erquickende athembare Luft aufnahm und sofort auch ein fester Boden. Er öffnete die Augen und sah sich in einer andern Welt, in einem ungeheuern goldgelb-krystallenen Wunderdome voll der abenteuerlichsten Arabesken und Figuren, angeglitzert von unzähligen blauen Flammen, die wie Geister dieser vulkanischen Kirche aus Winkeln, Spitzen, Säulensimsen und Mauerlöchern hervorflackerten oder in den malerischsten Zuckungen an den Kolonnaden und Wänden emporleckten, sich bald verkleinernd, bald zu grimmigen, schlanken Riesen aufschießend. Die goldenen Säulen und Kolonnaden, oft ungeheuren Garben gleichend, glänzten wie polirt hinter den blauen Flammen. — Der Kaufmann besann sich; er blickte näher zu und erkannte, daß er sich in einer unerschöpflichen Mine von Schwefelkrystallen und Schwefelblumen befand. Der Spekulationsgeist und die Liebe zum Leben erwachten, und während seine Augen sich mit Thränen füllten in Dankbarkeit gegen den erbarmenden Gott, fühlte er sich sicher und kräftig emporgezogen. Er bemerkte dabei, daß blos um den Mund des Kraters oben sich giftige Schwefeldämpfe sammeln und unten durch stets zuströmende Luft, welche die ewigen Flammen unten herbeizuziehen scheinen, sich eine athembare Luft halte. Die von ihm entdeckte Schwefelmine war sein. Er ging sofort ans Werk und wurde bald ein reicher Mann, als welcher er nach Deutschland zurückkehrte. Die Schwefelwerke des Kraters aber werden bis heutzutage bearbeitet und erscheinen noch immer unerschöpflich. Am Rande des Vulkans oben sind noch heute die zwei Querbalken zu sehen, an welchen der Mann sich niederließ.

Die Bewohner Mexiko's, 7 bis 8 Millionen an der Zahl, vertreten drei Menschenstämme; es laufen die verschiedenartigsten Mischungen und Abweichungen von Schwarz, Weiß und Kupferroth durcheinander; gegenseitiger Haß erfüllt sie aber Alle. Den eigentlichen Adel bilden die Kreolen, d. h. die Nachkommen jener Spanier, die einst Mexiko eroberten. Sie werden tief verabscheut von den Kaziken, dem ehemaligen aztekischen Adel. Daneben stehen die Indianer als die geringsten Leute des Staates. In einfachen Hütten wohnend, in denen einige Matten, Töpfe und Schüsseln und einige geschnitzte Heiligenbilder das ganze Hausgeräth bilden, beschäftigen sie sich mit Landbau und mit Sammeln von Rohprodukten der Wälder. Sonst genießen sie gleiche Rechte mit allen übrigen Bewohnern des Landes, sind Bürger mit freiem Eigenthum und verwalten ihre Gemeinde selbst. Noch besteht unter ihnen dieselbe Stammverschiedenheit, wie zur Zeit der Eroberung; mehr als 34 verschiedene indianische Sprachen werden gesprochen, die unter einander so wenig Aehnlichkeit haben, wie das Deutsche und Slawische. Der Azteke versteht nicht den Otomiten, der Maya nicht den Migo ꝛc.; ja manche Stämme hassen sich gegenseitig.

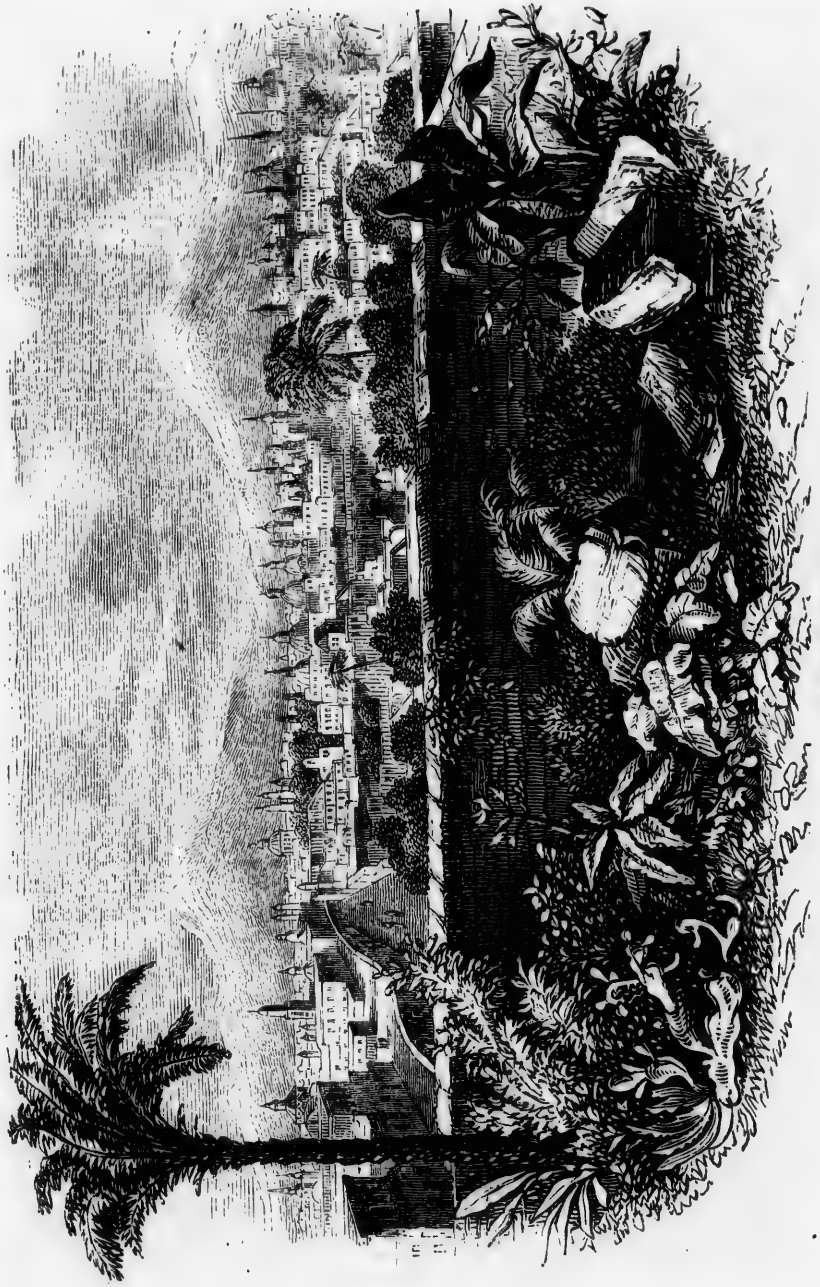
Während der Kreole gut zu speisen liebt, Chokolade zum Frühstück, Fleischbrühe, Reis, Fleisch und Gemüse zu Mittag um 3 Uhr und wieder Chokolade um 6 Uhr, kommt der gemeine Mann einfacher durch. Mais, Bohnen, Batate, Pfeffer, das nährt ihn. Das Lieblingsgericht desselben aber ist nach verschiedenen glaubhaften Nachrichten eine Art Kuchen — aus Wanzenmehl. Diese Speise ist seit Jahrhunderten in Mexiko üblich. Schon Thomas Gage, ein Mönch, der 1625 Mexiko bereiste, erzählt von Kuchen, die aus dem Schaum der Seen bereitet würden. Der wahre Sachverhalt ist dieser. Die Kuchen werden aus Wanzeneiern bereitet. Diese Eier rühren von drei Arten Wasserwanzen her, die man in den Süßwasserlagunen von Mexiko und auch in anderen Gegenden findet. In der Lagune von Chalco wächst eine Binsenart, in welche jene Wanzen ihre Eier zu legen lieben. Die Eingeborenen benutzen diesen Umstand, um ordentliche Eierernten abzuhalten. Sie schneiden jene Binsen zu Bündeln und legen diese in langen Reihen in die Lagune von Tescuco. Die Wanzen ermangeln nicht, alsbald ihre Eier in diese Bündel abzulegen. Die Mexikaner sammeln dann die Bündel, trocknen sie auf großen Tüchern an der Sonne und nehmen dann die Eier aus. Diese werden gereinigt und durchgesiebt, in Säcke gethan und als Mehl auf den Märkten im Kleinhandel an den Mann gebracht. Auch jene Wanzen selbst sind ein Handelsartikel auf den Märkten. In Senkgarnen schöpft man sie von der Oberfläche der Lagunen ab, trocknet sie und verkauft sie als Vogelfutter. Von den Kuchen versichert Graveri, sie seien leidlich gut zu essen, schmeckten nur sehr stark nach Fisch und etwas säuerlich.

Von größerer Bedeutung als diese Wanzen ist für Mexiko ein anderes Insekt, das Koschenille-Insekt, welches den kostbaren rothen Farbestoff giebt. Es lebt auf dem Tunakaktus, der auf großen Meiereien (Nopaleros) feldweise gebaut wird. In welch ungeheurer Zahl diese Thierchen hier leben, kann man berechnen, wenn man erwägt, daß zu einem Pfunde Koschenille, das etwa 10 Thaler kostet, gegen 70,000 Thierchen gehören, und daß die Koschenilleausfuhr

aus der Provinz Oaraca allein 3½ Million Thaler einträgt. Die jungen Insekten werden auf abgeschnittenen Kaktusblättern während der Winterzeit ernährt und bei der Aussaat einzeln an die langen in Alleen gepflanzten Kaktusbäume angesetzt. Das Insekt verläßt seine Stelle nicht, und die Jungen, die es hervorbringt, überziehen allmälig die Pflanze. Wird die Erndte recht reichlich, so sieht die ganze Pflanze aus, als wäre sie mit weißem Schimmel bedeckt. Das Insekt saugt die Pflanze sehr rasch aus, und alle Blätter, welche mit Koschenille überzogen gewesen sind, vertrocknen und werden nach der Ernte abgeschnitten. Wenn die Thierchen ausgebildet sind, kehrt man sie mit kleinen Besen oder mit dem Schweife eines Eichhörnchens von der Pflanze ab, tödtet sie durch Sonnenhitze oder Wasserdämpfe, trocknet sie und bringt sie so in den Handel. Durch Zusatz von Alaun entsteht daraus der kostbare Karmin und durch Zusatz von Thonerde der Florentiner Lack.

Die reichsten Schätze aber hat Mexiko in edlen Metallen. Alljährlich werden an 9½ Millionen Dollars Gold und Silber verschifft, und seit Gründung der Republik mögen an 300 Millionen Dollars ausgeführt worden sein. Der Gesammtertrag der Gruben beläuft sich jährlich auf 35 Millionen Dollars. Nach diesem Durchschnittsertrag haben die Gruben seit der Eroberung des Landes durch Cortez die ungeheure Summe von 11,760 Millionen Dollars geliefert. Trotz dieses Mineralreichthums, dem sich die Fülle der Vegetation anschließt, ist Mexiko in jämmerlichen Umständen, ein sprechender Beweis, daß nicht der natürliche Reichthum des Landes allein das Glück und die Wohlfahrt eines Volkes begründet. — Durch nie endende Parteikämpfe wird das Elend fortwährend gesteigert.

Wenige Länder bieten an Naturschönheiten so viel wie Mexiko. Die Hauptstadt des Landes, Mexiko (mit 200,000 Einwohnern), im Thale Tenochtitlan, gewährt einen überraschenden Eindruck, wenn man, von Vera-Cruz kommend, sie zwischen den grünen Flächen der Seen ausgebreitet sieht. Beim Eintritt in die schmutzigen Vorstädte mit ihren holperigen Straßen wird allerdings das Entzücken herabgestimmt; doch die eigentliche Stadt zeigt breite gepflasterte Straßen, und um die Plaza mayor sehr stattliche Gebäude. Die ganze Ostseite dieses Platzes nimmt der schon von Ferdinand Cortez erbaute, seitdem vielfach veränderte Regierungspalast ein. Die Casa municipal, das Rathhaus mit seinen Arkaden, sowie andere große Häuser, deren Vorhallen als Kaufläden dienen, begrenzen die Südseite, während sich an der Westseite die Portales (Arkaden) hinziehen, unter denen sich ein reiches Verkehrsleben entfaltet. Die Nordseite zeigt das großartigste Gebäude, die Kathedrale mit ihrem anstoßenden Sagrario. Auf dem Platze davor strömt unaufhörlich eine bunte Menge Spaziergänger. Da bietet sich Gelegenheit, die Kreolen in allen ihren Eigenthümlichkeiten zu beobachten. Die Frauen sind nicht besonders schön; der Rebozo, ein langes, schmales Tuch, verhüllt noch dazu die Hälfte des Gesichts. Auf der Straße tragen sie sehr unkleidsam einen seidenen, über Eck zusammengelegten Schal. An Festtagen dagegen legen sie die reizende Mantille aus schwarzen Spitzen um, die sie vortheilhaft kleidet. Die Indianerinnen und die niedern Kreolinnen dagegen gehen mit unverhülltem Gesicht; Hemd und Unterrock ist ihr Kleid, während ein Stroh- oder



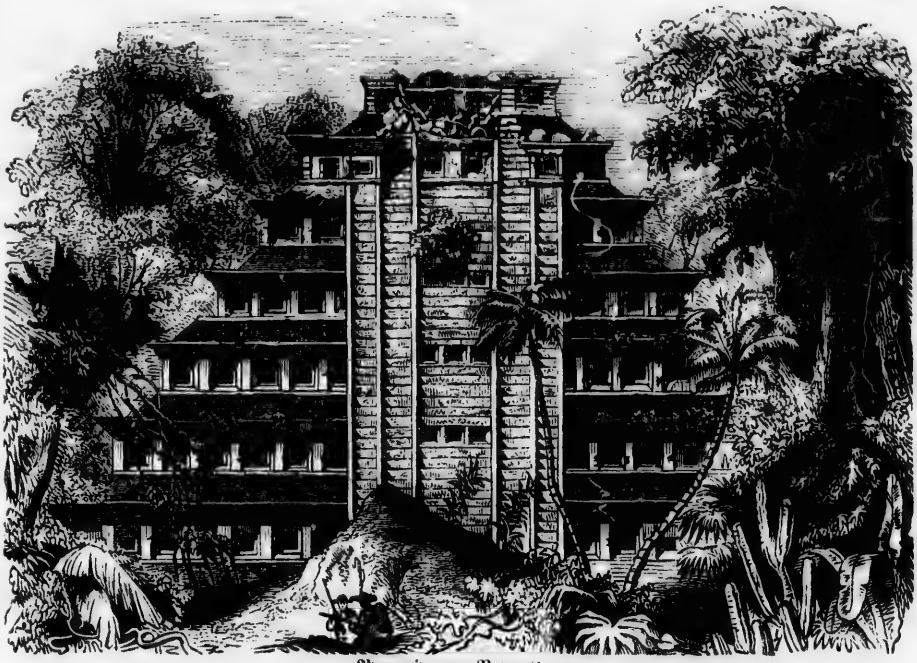
Das heutige Mexiko.

Filzhut den Kopf bedeckt. — Eine charakteristische Erscheinung im Straßenleben sind die Wasserträger, Aguadores, die Wasser in großen irdenen Gefäßen tragen. Die letztern hängen an einem Riemen, der über die Stirn geht, auf dem Rücken und werden von einem kleinen Kruge auf der Brust balancirt. Das Wasser wird von den Fontänen geholt und in die obern Stockwerke der Häuser getragen.

Trotz der bürgerlichen Gleichheit sondern sich die Vornehmen streng von den niedern Klassen. Die Nachkommen der Spanier betrachten sich noch immer als gente con razon (Leute mit Vernunft), während sie die Andern zur gente sin razon (Leute ohne Vernunft) rechnen. Die sittliche Schlaffheit, welche alle romanischen Kolonisten Amerika's kennzeichnet, tritt auch hier zu Tage. In der Regel verläuft das Familiengeschick in der Weise, daß der Vater Kaufmann ist, der Sohn Bummler und der Enkel ein Bettler wird, worauf wol der Kreislauf von Neuem beginnt. In den Werkstätten trifft man meist Europäer und Nordamerikaner an. An chevalereskem Benehmen thun es freilich die Kreolen Andern zuvor. „Zu Ihrer Verfügung, Euer Gnaden", hört man bei jeder Gelegenheit sprechen, und dabei entwickeln sie eine große Lebhaftigkeit und Mimik. Eine Haupttugend des Mexikaners ist seine Mäßigkeit. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser oder Limonade; wird bei außerordentlichen Gelegenheiten bei Tische Wein getrunken, so geschieht dies im geringsten Maße. Morgens hüllt sich zwar Jeder in seinen über die Schulter geworfenen Mantel, seine Manga oder Serape, welche zugleich die Hälfte des Gesichts bedeckt, um sich gegen die scharfe Morgenluft zu schützen. Kaum ist diese aber durch die wärmenden Strahlen der Sonne gemildert, so gehen alle in französischem Kostüm ihren Geschäften nach, bis am vorgerückten Nachmittag die Zeit kommt, wo Jeder, der es nur irgend kann, die Damen im Wagen, die Herren zu Pferde, sich auf dem Paseo zeigt. Zu diesem Ritte, sowie auf Reisen legen die Männer die malerische altmexikanische Tracht des Ranchero an, und selbst die Europäer folgen diesem Gebrauch. Die weiten, an den Seiten offenen Beinkleider, von oben bis unten mit Knöpfen besetzt, zeigen die weißen Unterbeinkleider, ein breitrandiger, niedriger Filzhut mit Gold- oder Silberborten besetzt, deckt den Kopf und eine knapp anliegende Tuchjacke den Oberkörper, während die kolossalen, künstlich gearbeiteten Sporen über die Stiefeln geschnallt werden. Zaum und Sattelzeug ist reich mit Silber geschmückt, und von der Croupe des Pferdes hängt der Vaquerillo, zwei glänzende, langhaarige Angoraziegenfelle, herab, die nach ihrer Schönheit oft mit sehr hohen Preisen bezahlt werden. Der von den spanischen Eroberern stammende Gebrauch, das Hintertheil des Pferdes zum Schutz gegen Pfeile und Wurfgeschosse mit einem ledernen Panzer zu bedecken, kommt mehr und mehr aus der Mode.

Die Spielwuth grassirt in Mexiko, wie nur irgendwo auf der Erde. Da ist kein Stand, kein Alter, das sich nicht leidenschaftlich am Spiel betheiligte. Am beliebtesten sind die Hahnenkämpfe. Daran schließen sich Wetten bei Pferderennen und Stierkämpfen.

Was in Mexiko sonst noch die Aufmerksamkeit des Fremden in hohem Grade fesselt, das sind die architektonischen Alterthümer, die auf die hohe einheimische Kultur zurückweisen, welche Mexiko vor der Eroberung durch die Spanier



Pyramide von Papantla.

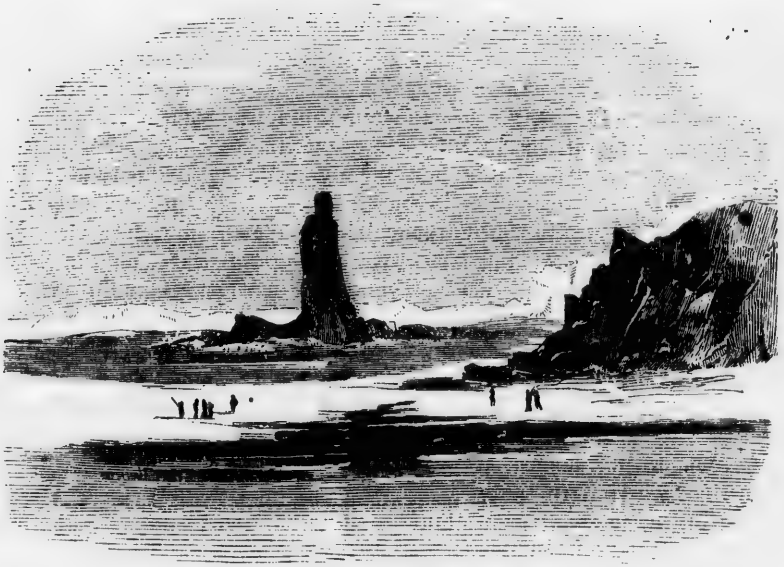
besaß. In dem Thal von Mexiko sind besonders die beiden Pyramiden berühmt, die den Namen Sonne und Mond führen. Man steigt auf einer großen Treppe von behauenen Steinen auf den Gipfel derselben, wo man noch in den umherliegenden Werkstücken die Ueberreste der Altäre sieht, welche dort gestanden haben. Ringsumher standen an dem Fuße der beiden Pyramiden mehrere hundert andere, 90 bis 120 Fuß hoch, welche unter sich Straßen bildeten. Diese Pyramiden waren den Sternen gewidmet und enthielten wahrscheinlich die Gräber der Oberhäupter der Stämme. Unfern dieser Pyramidengruppe, in dem dichten Walde, welcher sich an dem Abhange der Kordilleren nach dem Meerbusen von Mexiko zieht, entdeckte man vor etwa 67 Jahren zufällig die Pyramide von Papantla, auf welche die Indianer, die gern die Gegenstände ihrer Gottesverehrung den Weißen verbergen, diese nie aufmerksam gemacht hatten. Dieser Teocall, d. i. Tempel, ist der höchste bekannte unter den mexikanischen, und besteht aus Quadern, die vortrefflich behauen und sehr genau an einander gefügt sind. Das Ganze, welches aus 7 Stockwerken besteht und mittelst einer doppelten Treppe bestiegen werden kann, ist mit hieroglyphischen Skulpturen bedeckt. In allen Stockwerken sind, durchaus symmetrisch, vertiefte viereckige Nischen angebracht, deren Zahl, nach Humboldt, sich auf 318 beläuft.

Das ist eins der vielen Denkmäler jener Zeit, in welcher das Reich Montezuma's noch blühete. Dieser alte Staat soll durch eingewanderte Eroberer aus Nord-

westen gegründet worden sein, und zwar zuerst durch Tulteken, später durch Azteken, weshalb viele der Otomies oder Urbewohner in den Gebirgen, wohin sie geflüchtet, noch als rohe Wilde sich unabhängig erhielten. Dem Oberkönig oder Kaiser, der in der Palast- und Tempelstadt Mexiko wohnte, gehorchten die Kaziken der einzelnen zum Reich vereinten Völker, 30 an der Zahl, nebst 3000 Adeligen. Diese allein besaßen Eigengüter; das Volk baute nur gemeinsame Aecker, die man jährlich austheilte. Schon gab es einige besondere Gewerke, während bei den Wilden jede Familie das gleiche Geschäft hat. Statt des Handels gab es aber nur Tausch, statt des Geldes Naturalien, vorzüglich Kakaobohnen. An Landstraßen fehlte es ebenfalls; und gleich den Wilden führten die alten Mexikaner rachsüchtige Kriege und schlachteten die Gefangenen. Die finstern Götter ihrer Priesterschaft verlangten häufige Versöhnungen durch Menschenopfer, sowie bei vornehmen Leichenfesten die Diener der Gestorbenen geschlachtet wurden. Das sind die Grundzüge der altmexikanischen Kultur, die durch Cortez zu Grunde ging, ohne daß die Spanier etwas Besseres an ihre Stelle gesetzt hätten.

Doch wenden wir uns nun wieder zum Helden unsers Buches, dem Dr. Kane. Nach seiner Heimkehr nach Beendigung des Krieges wurde er auf dem Proviantschiffe „Supply" nach dem Mittelmeere geschickt. Auf dieser Fahrt bekam er einen Anfall von Starrkrampf, in dem, wie er sich selbst auszudrücken pflegte, es ihm war, als bestünde sein ganzer Körper aus Saiten, die eine Legion Teufel zu stimmen versuchte. Er hatte nicht die geringste Hoffnung, von diesem entsetzlichen Leiden sich zu erholen; es geschah aber doch, und so kam er im September 1849, wenn auch äußerst ermattet, in die Heimat zurück.

Pyramide von Tucapan.



Der Teufelsdaumen-Felsen an Grönlands Küste.

XIV. Die erste Grinnell-Expedition.

Dr. Kane an der Küste von Florida. — Seine Berufung zur Grinnell-Expedition. — Bedenken des Kapitäns. — Kane's Kajüte. — Arktische Studien. — Kletterversuche. — Begegnen mit Kapitän Roß. — Die Beechey-Insel und ihre Gräber. — Der erste arktische Winter. — Kleiderkünstler am Nordpol. — Theater in Grönland. — Das Fest der neuen Sonne. — Kajütenleben und Tageskalender. — Eine Entdeckung in der Wintermütze. — Eisbärjagden. — Arktischer Frühling. — Rückreise. — Godhaven. — Bei den christlichen Eskimos. — Pröven. — Hundetragödie zu Holsteenborg. — Uppernivik. — Die Gouverneurswohnung und der Garten. — Eine Geschichte aus dem Eskimoleben. — Fahrt nach New-York.

Wir sind nun bei der zweiten, sehr kurzen, aber höchst wichtigen Hälfte der Laufbahn Kane's angelangt, deren Inhalt ihm erst eine Stelle in der Geschichte gesichert hat, eine Stelle unter der Zahl der Auserlesenen, deren Namen die Nachwelt nie vergessen wird. Sein ganzes bisheriges Leben erscheint nur wie eine Vorbereitung zu der ihm jetzt bevorstehenden Mission, wie ein unbewußtes Warten auf den Zeitpunkt, wo der Ruf an ihn ergehen würde. Wir haben ihn auf den verschiedensten Wegen ein solches Ziel, das seinem Dasein den höheren Inhalt geben sollte, aufsuchen und Kraft und Zeit dazu seinem nur kurze Lebensdauer verheißenden Gesundheitszustande in unbeirrtem Ankämpfen mannhaft abringen sehen. Nachdem er sich durch einen längeren Aufenthalt in Rio de Janeiro einigermaßen von seinem letzten Krankheitsfalle erholt, kehrte er im Februar 1850 nach seiner Heimat zurück, und fing schon an, als ein „gebrochener Mann" auf alle Hoffnungen und Pläne für eine bedeutendere Zukunft Verzicht zu leisten und entsagend mit seinem Schicksale sich abzufinden. Er beschloß deshalb trotz seiner entschiede-

nen Abneigung gegen den vorschriftmäßigen Zwang des dienstlichen Lebens mit seinen Rang-Unterschieden, sich schließlich doch unter denselben zu fügen und suchte bei der Küsten-Aufsicht um eine Anstellung nach, die er auch erhielt. Wie Kane alle Pläne des Ehrgeizes sich aus dem Sinn zu schlagen wenigstens versuchte, giebt sich charakteristisch zu erkennen aus einem Briefe, der von seinem neuen Posten in der Bai von Mobile aus, Short's Hotel den 1. Mai 1850 datirt ist. Er lautet: „Wer hörte je von Short's Hotel? Ein vollständiges kleines Paradies, mit der Aussicht auf die Bai von Mobile und einer vierfüßigen Bettstelle. Tapeten, weißen Anstrich oder ein Waschbecken giebt es nicht in Short's Hotel, und doch ist es ein allerliebstes kleines Nest von honigsüßer Behaglichkeit, wie eins nur je unter den Zweigen einer Lebens-Eiche gestanden hat. Short's Hotel hat ungefähr den Umfang unseres ehemaligen Waschhauses. Short's Hotel hängt auf sammtenen Wiesengründen hinter Magnolien versteckt unmittelbar über dem jähen Ufer; Short's Hotel ist, um die Steigerung seiner Schönheiten vollständig zu machen, gänzlich unsichtbar; Aeste einer großen knorrigen Lebenseiche, ganz überwachsen mit langem grauen Moose überhängen es wie das Reliquienkästchen eines Patriarchen, und wenn nicht gerade die Seewinde den ehrwürdigen Vorhang lüften, so möchte man glauben, ein Gebüsch von Tscherokih-Rosen vor sich zu sehen. Und da lebe ich."

Von duftenden Magnolien umgeben, in ländlicher Einfachheit ein idyllisches Dasein führend, befand sich Kane gerade in süßpoetischer, träumerischer Stimmung, als die Nachricht eintraf, daß auf das wiederholte Anliegen der Lady Franklin an den Präsident Taylor um Mitwirkung der Regierung der Vereinigten Staaten zu Auffindung ihres auf einer Erforschungsreise nach der nordwestlichen Durchfahrt seit dem Jahre 1845 verschollenen Gemahls, Sir John Franklin's, General Taylor eine Botschaft an den Congreß hatte ergehen lassen, in der eine Bewilligung zu Ausrüstung einer Expedition zur Auffindung der vermißten Schiffe und ihrer Offiziere und Mannschaft vorgeschlagen wurde, und bereitwilligst hatten die Vertreter der Nation, unterstützt und befeuert von dem allgemeinen Enthusiasmus der gesammten Bevölkerung, ihre Zustimmung einstimmig ausgesprochen.

Das zwischen England und Nordamerika, neben der Rivalität staatlicher Getheiltheit zugleich bestehende natürliche, unvertilgbare Gefühl nationaler Verwandtschaft und Gemeinsamkeit in Bezug auf die großen allgemeineren Richtungen und Anschauungen konnte sich nicht deutlicher und lebendiger zu erkennen geben, als in der Theilnahme, welche Franklin's Schicksal überhaupt, und in dem Anklange, den insbesondere der Aufruf der Lady Franklin und der in Folge dessen gefaßte Beschluß des Congresses durch die ganze Union fand. Für unsern Kane wurde dieses Ereigniß zum Wendepunkt seines Lebens. Mit Begeisterung erfüllte seine von edlem Thatendrange bewegte Seele der Gedanke, an einem solchen Unternehmen sich betheiligen zu können und so das Ziel seines Lebens, nach dem er lange gesucht, gefunden zu haben. Ganz seinem Charakter, wie wir ihn bisher kennen gelernt, gemäß, schien es ihm nicht im entferntesten auch nur einzufallen, daß eine Expedition nach dem Nordpol für ihn, bei dem es eigentlich nach einer solchen be-

reits hinter ihm liegenden Vergangenheit ein wahres Wunder war, daß er überhaupt noch lebte, so gut wie der Weg zum gewissen Tode sei. Hier erscheint uns der wahrhaft große Charakter der eigentlich geistige Mensch Kane ebenso bewundernswerth, als fast räthselhaft die unzerstörbare Lebenskraft seiner so oft bis zum Tode gebrochenen physischen Natur, die es wol werth wäre, von der pathologischen Physiologie zum Gegenstande einer eingehenden Untersuchung gemacht zu werden.

Dr. Kane, war damals, nach der Schilderung eines Freundes, von ungewöhnlich magerer und scheinbar hinfälliger Gestalt, mit Gesichtszügen, die offenbar mehr für ein angenehmes Klima und die Bequemlichkeiten heimatlicher Wohlhabenheit, als für das Ungemach und die Beschwerden einer arktischen Seefahrt geschaffen schienen. „Dr. Haven, der Kapitän der Expedition, — erzählt er — hatte nie von Kane gehört und gestand, daß, als er ihn zuerst gesehen habe, er bei sich gedacht, daß dies nicht der rechte probemäßige Mann für die Stelle sei, kein Arzt, auf den er sich in Zeiten der Gefahr nebst seiner Mannschaft verlassen könne. Er würde, wenn es noch Zeit gewesen wäre, das Departement gebeten haben, ihn gegen einer passenderen Mann auszutauschen; dies sei aber nicht mehr möglich gewesen und so habe er darauf gerechnet, daß die kleine hinfällige Gestalt, wenn sie nur erst bis nach Grönland gekommen, wol genug haben werde, und er ihn dann wieder zurück schicken könne."

Nachdem Hr. Grinnell, der mit seinem Sohne in seinem schönen Pilot-Boote „Washington" die Expedition bis zum 25. Mai begleitet hatte, Abschied von derselben genommen hatte und sein Schiff wieder außer Sicht war, richtete sich Kane in vorsorglicher Ahnung des bevorstehenden Ungemachs seine ihm angewiesene Behausung, die Koje, nach Möglichkeit ein. Es hatte einen unbehaglichen Eindruck auf ihn gemacht, als er zum ersten Male über Stroh und Kehricht hinweg sich dahinein begeben sollte und den Gegensatz seines früheren Hafenlebens in der Heimat gegen die Existenz, die ihm nun für eine lange Zeit bevorstand, in seiner ganzen Schroffheit gewahr wurde. Die Kajüte, welche die Wohnung für vier menschliche Wesen abgab, hatte noch etwas weniger Umfang als etwa die Zelle eines Pönitentiar-Gefängnisses. Es war eben knapp Raum für zwei Kojen von je 6 Fuß auf jeder Seite und der Raum dazwischen, der bei den Seeleuten „das Land" heißt, wurde durch einen Klappentisch, 4 Feldstühle und eine Schieblade vollständig ausgefüllt. Eine Hängelampe, die ächzend unter ihren Ringen schwankte, erleuchtete durch die dunstige Luft hindurch die lange Reihe von Topfgeschirren, die auf dem Gesimse aufgestellt waren, sowie die triefende Stufenleiter, die unmittelbar von dem nassen Verdecke hinabführte. Alles umher machte den Eindruck unerquicklicher Unbequemlichkeit und engster Einschränkung. „Meine Koje — erzählt Kane — bestand in einer 6 Fuß langen, 8 Zoll breiten und kaum eine Elle hohen Vertiefung in der Schiffswand. Meine erste Sorge war, das Wasser davon abzuhalten, die nächste, sie so warm wie möglich zu machen. Aus einigen Ellen India-Rubber-Stoff machte ich mir mit Hülfe eines Gebunds kleiner Nägel in kurzer Zeit einen wasserdichten Ueberzug über das Holzwerk. Darüber wurde mein Mormon-Wolfsfell und ein etwas prahlerisch aussehender Astrakan-Pelz, ein Ueberrest einer früheren Reise, gelegt. Zwei kleine Breter nahmen meine dürftige

Bibliothek auf; auf einem dritten nahm eine Studirlampe Platz oder nach Befinden ein Berzelius'scher Argand, der angezündet wurde, wenn die Feuchtigkeit eine Vermehrung der Wärme erforderlich machte. An einem besonderen Nagel pickte meine Uhr und an einem anderen hing ein stillerer Anzeiger, mein Thermometer. Von einem Haken herab schwankte pendelartig meine Tintenflasche und an einem langen Stricke war, ähnlich dem Schwengel einer Straßenplumpe, meine ganze Toilette, d. h. eine Zahnbürste, ein Kamm und eine Haarbürste befestigt.

Wenn ich nun, nachdem ich alle diese Anordnungen glücklich getroffen und von der Nässe, Kälte und Unordnung draußen durch einen Schlitz in dem India-Rubber-Ueberzuge mitten in mein enges Gemach hineinschlüpfte, fühlte ich mich so behaglich, wie es kaum ein Anderer sich wird vorstellen können. Meine Lampe brannte freundlich; vom Dache träufelte wenig oder gar kein Wasser; meine Pelze wärmten mich hinlänglich und so vermochte ich mich nach Belieben in eine Temperatur zu versetzen, wie sie mir gerade genehm war."

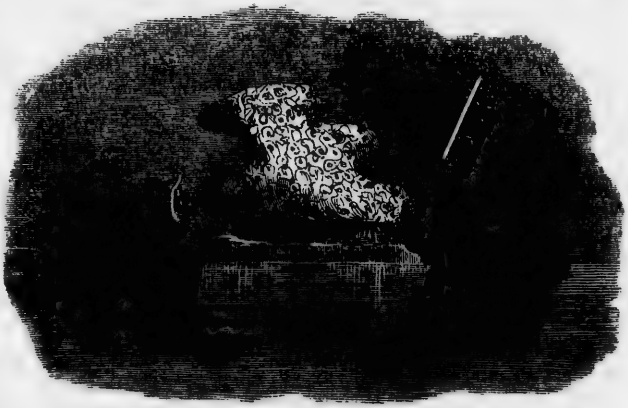
Nach einer Fahrt von 31 Tagen begegnete man an der grönländischen Küste einem englischen Transportschiff. Es kam dem Kapitän wie gerufen, um den Doctor, der von der Seekrankheit fürchterlich zu leiden gehabt, nach England und schließlich von dort in die Heimat zu bringen und der Kapitän stellte ihm das sehr höflich, aber mit aller Entschiedenheit vor. Alles, was er verlangte, war, daß der Doctor seine eigne Untauglichkeit für den ferneren Dienst bezeugen solle; er solle dann als invalid, mit Beibehaltung des vollen Gehalts und des Ranges verabschiedet und so die Sache von beiden Seiten in allem Guten abgemacht werden. Ganz bestürzt hatte ihn der Doctor eine Weile angeblickt. Er fühlte wol, daß etwas Wahres an der Sache sei; aber nach einem kurzen Anfall peinlicher Niedergeschlagenheit, der dem Kapitän wahrhaft zu Herzen ging, raffte er sich schnell auf und antwortete mit Festigkeit: „Ich werde das nicht thun!" und so konnte der Kapitän nicht länger darauf bestehen.

Am 6. Juli erreichte die Expedition Uppernivik, die letzte dänische Niederlassung, außer einer untergeordneten Station, die noch 18 Meilen nördlicher gelegen ist, — die Markscheide der Nordpolfahrer, wo sie zum letzten Male mit der übrigen Welt sich in Verkehr setzen können. Eskimo's in 2 Kajaks (Eskimo-Booten) näherten sich hier von der Küste her und nahmen die Depeschen in Empfang, in deren Beförderung an den Hafen-Oberaufseher, die sie für wenige Zwiebacke übernehmen, ihre Zuverlässigkeit sprüchwörtlich ist. Bis dahin hatten noch keine schwimmenden Eismassen die Fahrt gehemmt; erst nachdem die Reisenden bei fortdauernd ungetrübtem Sonnenschein sich eher im Golf von Neapel als in der Baffinsbai hätten glauben können, begann der Kampf mit den Eisschollen.

In Bezug auf die Baffinsbai und die Einfahrt in die Melvillebai bemerkt Kane, habe er sich verwundert, daß dieser Region so wenig Aufmerksamkeit von Seiten der so geschickten englischen Schiffskundigen, die diese Gewässer untersucht haben, geschenkt worden sei. Die werthvollen „Wind- und Strömungs-Bestimmungen" des Leutnants Maury würden besonders für die Eisschiffahrt sichern Nutzen erweisen müssen, besonders auch für den Fischfang in der Baffinsbai. Die Befehlshaber der Walfischfänger, seien ein höchst intelligenter Schlag

Menschen, die durch vielfältige und oft theuer erkaufte Erfahrung eine große Sicherheit in der Befahrung dieser tückischen Gewässer sich zu eigen gemacht, und deren Angaben wol besser hätten benutzt werden sollen. Seit dem Jahre 1819, wo zum ersten Mal die Melvillebai der Schifffahrt geöffnet worden, seien nicht weniger als 210 Schiffe über dem Versuche, in dieselbe einzufahren, zu Grunde gegangen.

Einundzwanzig Tage lang sah sich jetzt die Expedition im Eise eingeschlossen, ohne trotz aller der beschwerlichen Hülfsmittel, die dabei von den Nordpolfahrern angewendet wurden, auch nur im geringsten weiter zu kommen. Von Vögeln wurden während dieser Zeit vielerlei Meven- und Papageientaucher-Arten theils gesehen, theils geschossen. Unterwegs richtete Kane sein Hauptaugenmerk bei seinen Beobachtungen auf die verschiedenen Bildungen der Eismassen in der Gestalt von Schollen, Packeis, Hummocks oder Hügeln, Eisbergen und Gletschern. Viele dieser schwimmenden Eisberge waren als Bruchstücke der nordgrönländischen Gletscher auf ihrer ganzen Oberfläche noch mit größern und kleinern Stücken von Felsen und Steingeröll bedeckt, das sie nach Süden transportirten. Er hatte dabei Gelegenheit, Vergleichungen mit seinen in den Alpen gemachten Beobachtungen anzustellen, die ihn zu dem Resultate führten, daß die Veränderungen der Gletscherbildung nach Wasserbeschaffenheit und Form in den Alpen ganz denselben Gesetzen unterliegen, wie in den Polar-Regionen. Interessant war ihm hierbei die Beobachtung, daß die allmälige Auflösung der Eismassen, die durch die Wärme der Sonne und der warmen Strömungen in der Tiefe des Meeres so schnell allein unmöglich vollständig bewirkt werden könnte, sehr kräftig befördert werde durch die mechanischen Bewegungen, in welche die verschiedenen Eismassen in Folge des allmäligen Zerschmelzens gerathen, die ihrerseits wiederum nach Befinden das Thauen befördern können. So tragen überall in der Natur die vorkommenden Störungen und Hemmnisse in sich selbst zugleich die Mittel ihrer Beseitigung und Ausgleichung. Auch Luftspiegelungen in den verschiedenartigsten Gestaltungen boten sich ihm dar, mit deren sorgfältiger Beschreibung er gewiß ein schätzbares Material für weitere theoretische Untersuchungen geliefert hat.



Eisfelsen mit Steingeröll bedeckt und in Auflösung begriffen.

Bei den Loseisungsversuchen kam auch Einer der Mannschaft in große Le-

hensgefahr. Es hatte sich Aussicht gezeigt, flott zu werden, und es waren sofort drei tüchtige Leute abgeschickt werden, um die nöthigen Vorarbeiten zum Bugspriren zu bewerkstelligen; der eine arbeitete mit der Halse, der andere mit einer eisernen Brechstange, um die Oeffnung zu schlagen, und der dritte, ein muskulöser Matrose, Costa mit Namen, war eben im Begriff, den Anker zu lichten und ihn mit aller Macht in das feste Eis einzuschlagen, als mit donnerähnlichem Geprassel ein Riß quer durch den Eisberg sich bildete. Im Nu war ein Stück desselben, zweimal so groß als unser Schiff, von der Hauptmasse losgetrennt. Einer der Leute war auf der Hauptmasse zurückgeblieben, der andere rettete sich durch einen Sprung auf den hintern Theil des Bugspriets; aber der arme Costa war mit Anker und allem zwischen der Spalte verschwunden! Eine gütige Vorsehung hatte es jedoch gefügt, daß das versunkene Stück so glatt abgebrochen war, daß, als es wieder empor kam, es sich dicht an der abgebrochenen Fläche hielt und so den Mann als lebende Fracht mit herauf brachte. Halbtodt vor Schreck wurde er dann, als er ans Schiff kam, vom Kapitän aufgegriffen und wohlbehalten an Bord gebracht.

Einen reichlichen Vorrath an frischer Fleischkost erhielten sie durch ungeheure Schwärme einer kleinen Alke, eines Vogels, welcher in Schaaren jene kalten Gegenden bewohnt (Uria alce) und deren sie eine große Anzahl schossen. Auch einen Bär war man so glücklich zu erlegen, der als ein Opfer seiner Neugierde fiel. Er bahnte sich anfänglich, als er der Brigg ansichtig wurde, seinen Weg durch das Eis mit den Vordertatzen; als sich dies aber als ungenügend erwies, tauchte er zu verschiedenen Malen unter, indem er jedesmal seinen Angreifern um ein Stück näher kam, die ihm in einem Boote entgegen fuhren. Es gewährte einen merkwürdigen Anblick, ihn durch Aufwärtsstoßen das Eis durchbrechen, tauchen und sich wie ein Hund das Wasser vom Kopfe schütteln zu sehen. Ein Schuß in die linke Schulter blieb ohne alle Wirkung, und noch mehrere Kugeln mußten ihn treffen, ehe er sich zur Umkehr bewogen sah; es gelang dem standhaften Thiere, selbst nachdem es in einem der hinteren Rückenwirbel verwundet war, eine Scholle zu erklimmen, auf der es, sein gelähmtes Hintertheil nach sich ziehend, davon lief. In diesem Zustande ward es angegriffen und nach der Bucht gebracht, wo es mit einem Bajonett den Gnadenstoß erhielt. Dieser Bär hatte um Rücken und Unterleib eine Fetthülle von nahe an 3 Zoll Dicke. Bei wohlgenährten Bären ist das Fleisch von dem Fette so durchzogen, daß es einen thranigen Geschmack erhält, weshalb die mageren Bären die schmackhaftesten sind. Unsere Reisegesellschaft aß aber reichlich von dem Fleische, wenn es auch etwas nach Fischthran schmeckte. Kane aß sogar ohne alle üble Folgen von der Leber, deren Genuß, nach der Angabe der Waljäger, einen Hautausschlag erzeugen soll. Auch die Eskimo essen sie nie und Scoresby erzählt sogar, daß Matrosen daran gestorben seien. Kane's Beispiel fand auch bei der Mannschaft Nachahmung, ohne daß es geschadet hätte. Kane glaubt die Erkrankungsfälle einem zufälligen Zusammentreffen mit schon vorhandenen Krankheitssymptomen zuschreiben zu müssen.

Am 12. August 6 Uhr Nachmittags zeigte sich eine merkwürdige Luftspiegelung. Eine schwarze Kugel schien in der Luft zu schweben, 3 Grad nördlich von

Felsenküste zwischen Kap York und den Dudley-Diggs.

der Sonne; bald schien es ein Vogel, bald ein Ballon zu sein; dann fingen die Umrisse an, in eine etwas zitternde Bewegung zu gerathen, und mit einem Male hatte die Erscheinung die Gestalt eines ungeheuren Piano's angenommen; kaum jedoch hatte man das Bild zu fixiren gesucht, so war es plötzlich wieder wie ein Ambos, der sich alsbald nach einigem Drehen und Wenden in eine kolossale Hantel verwandelte, und im nächsten Augenblick war es wieder die frühere schwarze Kugel. Eine Stunde nach diesem nekromantischen Spuk verzerrten sich alle Umrisse des Horizonts; große Berge stiegen über ihm empor und Luft und Wasser verschwammen in durchsichtigen Massen so ineinander, daß man nicht zu unterscheiden vermochte, wo das eine endigte und das andere anfing; ringsumher Eisgestalten von unbeschreiblicher Manchfaltigkeit, scheinbar in der Luft schwebend; Vögel konnte man eben so deutlich unter sich in der Tiefe des Meeres fliegen

sehen, wie im Himmelsraume über sich, und von der „Advance" aus wurde das andere Schiff doppelt gesehen. Dieser Zustand der Luft und der Lichtbrechung währte bis zum nächsten Tage, verminderte sich mit dem Aufsteigen der Sonne zur Mittagshöhe, kehrte aber des Nachmittags mit vermehrter Stärke zurück.

Weitere Beobachtungen über das Eisbrechen brachten Kane auf den Gedanken, daß die Anwendung von Dampfbugsirboten von großem Vortheil bei arktischen Seefahrten sein müsse.

Bemerkenswerth war unter 75° 58′ nördlicher Breite das Zusammentreffen mit zwei Eskimo, die sich in höchst unschönen Gestikulationen und Pantomimen beim Anblick der Expedition bewegten und Exemplare von der ächten, noch unvermischten Nationalität zu sein schienen. Ihr Haar hing mähnenartig an ihren öligen Wangen herab, und das Gesicht hatte noch die vorgeschobenen Backenknochen, die man bei den Eskimo in den dänischen Niederlassungen so selten mehr sieht. Es waren lustige Bursche von geselliger Gemüthsart. Ihr Anzug bestand aus Hosen von Bärenfell, die ungleich weniger zweckmäßig sind, einer Seehundsfelljacke mit einer Kappe und einem Paar grobgenähter Stiefel von Seehundshaut. Sie waren bewaffnet mit einer Lanze, einer Harpune und einer Schwimmblase zum Seehund-Stechen. Mit dem Kajak und dessen Vortheilen schienen sie unbekannt zu sein. Kane vermuthet, daß sie zu denselben Trupps von Küstennomaden gehörten, die ausschließlich nur von Seehundsjagd und Fischfang leben, und welche Sir John Roß auf seiner Reise im Jahre 1819 traf. Elf Jahre später kamen einige verschlagene Matrosen eines Walfischfängers in diese Gegend, wo sie einige Hütten stehen sahen. Verwundert, keine Fußspuren oder sonst Spuren von Eskimo ringsumher zu finden, traten sie an eine derselben heran, und als sie den Fellvorhang des Eingangs lüfteten, löste sich ihnen das Räthsel. Um die ausgebrannte Lampe herum gelagert, als ob sie noch lebten, saßen vier oder fünf menschliche Körper mit dunkeln Lippen und eingefallenen Augen, im übrigen aber durch den Frost vor Verwesung bewahrt; der erfrorene Hund an der Seite seines erfrorenen Herrn, und starr und steif ein Kind in einer Rennthierhaut, in welcher die erfrorene Mutter eingehüllt war. Da die Bucht reich ist an Seehunden, die den Eskimo Nahrung, Licht und Heizungsmaterial gewähren, so ließ sich nun vermuthen, daß vielleicht eine Epidemie unter den Leuten ausgebrochen, oder daß ihnen bei übergroßer Kälte durch Zufrieren der Eishöhlen der Seehunde auf einige Zeit der Lebensunterhalt abgeschnitten worden war. Die anderen Hütten hatten ein gleiches Schauspiel dargeboten.

In ziemlich große Lebensgefahr war Kane gerathen, als er sich verleiten ließ, ein Alkennest zu erklettern, um diesen kleinen arktischen Zugvogel in seiner Häuslichkeit zu beobachten, ohne dabei zu bedenken, wie er wieder herunter kommen werde. „Der Neigungswinkel — erzählt er — war schon sehr steil, nicht viel weniger als 50 Grad, und als ich mich mit meinem Kletterstabe in Bewegung setzte, fand ich nichts Befremdliches darin, daß die losen Stücke unter mir dröhnend hinabstürzten; bald aber, als ich, um Athem zu schöpfen, ein wenig ausruhte, gewahrte ich, daß Alles über und unter mir und um mich herum in Bewegung war; einige Stücke von bedenklichem Umfang waren sogar kollernd über

meinen Kopf gehüpft, und mein Kletterstab wurde mir aus der Hand gerissen und unter die Trümmer begraben. So halb unwillkürlich herabrutschend, die Augen auf meinen Stab gerichtet, den ich wieder zu erlangen hoffte, gewahrte ich einen hervorragenden Feldspathblock, an welchem die herabstürzenden Massen sich brachen. Nach einigen kühnen Sprüngen erreichte ich diesen. Indem ich auf diesem Ruhepunkte abwartete, bis die Massen wieder einen Halt gefunden haben würden, der mein weiteres Hinabsteigen möglich machen könnte, hatte ich Gelegenheit, die arktische Eigenthümlichkeit der ganzen Scenerie um mich her zu bewundern. Es war Mitternacht und die Sonne, die jetzt im Norden stand, war hinter Felsen versteckt; aber die ganze Atmosphäre war in ein röthliches Licht gehüllt; um mich herum flatterten zahllose Schwärme von Alken, Elfenbein-Meven, die fast an mich anstreiften und die Luft mit entsetzlichem Geschrei erfüllten. Auf dem gefrorenen See unter mir kämpften auf der blendendweißen Schneedecke desselben zwei Raben um ein Stück Eingeweide miteinander; über mir saßen auf den hervorragenden Klippen regungslos einzelne phlegmatische Burgemeister-Vögel."

Einen besonderen Eindruck machte die immerwährende Tageshelle auf Kane. Anfänglich war ihm derselbe bei der Neuheit der Sache ein angenehmer. Es war ein merkwürdiges Gefühl, beim Mittagessen oder Schlafen, beim Arbeiten oder Ausruhen immer dasselbe Tageslicht zu haben. „Es kam mir vor — sagt Kane — als wäre ich von irgend einem unbekannten Drucke befreit, als wäre ich eines unbestimmten Zwangs ledig; ich hatte das Joch der Stundenregelmäßigkeit abgeschüttelt, so vollständig, daß ich es kaum ganz zu ermessen vermöchte. Die Astrallampen, die bestäubt auf unsern Schiebladen standen, kamen mir vor wie veraltete, seltsame Gegenstände. Nach und nach machte sich aber ein anderes Gefühl geltend. Das fortwährend sich gleichbleibende Licht fing mir an lästig zu werden; ich fühlte einen fortwährenden unbestimmten Reiz in mir, der mich aufregte wie starker Kaffee; der Schlaf verminderte sich und war unregelmäßig; es kostete mir eine große Ueberwindung, die regelmäßigen Mahlzeitsstunden festzuhalten. Aufgezogen in der Zone der Tulpenbäume und des Zuckerahorns, ziemlich unter der Mitte des vierzigsten Breitengrades, war ich gewöhnt an den Wechsel von Tag und Nacht, und an jede Abtheilung dieser beiden großen Hälften knüpfte sich für mich eine bestimmte Gedankenreihe. Schon in den Tropen vermißte ich das Zwielicht schmerzlich; wie vielmehr jetzt auch das besänftigende Dunkel, dessen Vorläufer das Zwielicht sein sollte! Jetzt erst lernte ich einsehen, welche Wohlthat in der regelmäßigen Abwechselung von Tag und Nacht liegt — in diesen Symbolen der beiden Grundbedingungen alles Lebens in der Natur, Thätigkeit und Ruhe. Wie freundlich winkt denen, die mit regelmäßiger Arbeit ihr tägliches Brod verdienen, die Zeit des Schlafs! Wie glücklich für den Müßiggänger, der beim Sinken des Tages sich beeilt, ein versäumtes Geschäft noch zu Ende zu bringen, daß zwischen Heute und Morgen nicht eine sechsmonatliche Nacht liegt! Wie wohlthuend für die Kopfarbeiter, die mit Begeisterung in ihre Studien versenkt, sich nur ungern von der hereinbrechenden Dunkelheit unterbrechen lassen, daß der süße Zauber der Nacht sie wider Willen zur Ruhe zwingt."

Am 21. August 3 Uhr Morgens begegneten die Reisenden dem Schiffe

„Felix" unter dem Commando von Sir John Roß. Nach gegenseitiger herzlichster Begrüßung erschien der alte arktische Veteran selbst auf dem Verdeck, ein breitschultriger Mann, dem man sein Alter durchaus nicht ansah und der vollständig tüchtig für die Mühen und Gefahren seines Berufs erschien. In vier verschiedenen Treffen ist er verwundet worden, zweimal gefährlich, und vom Kopf bis zum Fuß ist er mit Narben bedeckt. Kurz vorher hatte man schon das Schiff „Lady Franklin" mit Kapitän Penny und die andern Schiffe seines Geschwaders begrüßt. So setzten Alle zusammen eine Zeit lang in Gesellschaft ihre Fahrt fort.

Der traurigste Anblick, der auf der ganzen Expedition sich darbot, waren die drei Gräber von Gefährten Franklin's auf der Beechey-Insel. Die Inschriften erwiesen, daß der eine 32 Jahre, der andere 23 Jahre und der dritte 20 Jahre alt gewesen. In der Nähe lagen noch manchfache Ueberreste des Winterlagers Franklin's verstreut, die vermuthlich zurückgelassen worden waren, weil ein plötzliches Aufbrechen des Eises eine hastige Rückkehr zu den Schiffen nöthig gemacht hatte. Die Gräber waren errichtet in der Zeit vom Januar bis April 1846; damals also war wenigstens die Expedition nicht schiffbrüchig gewesen. Am 28. August begegneten sich die beiden Expeditionen wieder und Kane hatte eine Unterredung mit Sir John Roß, bei welcher dieser ihm mittheilte, daß er es Sir John Franklin vor seiner Abfahrt zur Pflicht gemacht habe, in dieser Gegend immer auf Errichtung eines Hauses zum Ueberwintern bedacht zu sein, sowie auf einen Zufluchtsort für den Fall, daß der Rückweg zum Schiffe ihm abgeschnitten werde. Seine feste Ueberzeugung sei es, daß Franklin ein solches Rettungshaus auf der Melville-Insel errichtet habe und auch sicherlich darauf rechne, daß man ihn aufzusuchen kommen werde.

Hier unter Roß' übrigen Offizieren erneuerte Kane eine alte Bekanntschaft, die er unter den tropischen Gebüschen von Luzon gemacht, mit Leutnant Brown.

Die Kälte fing nun immer mehr zu steigen an, thierisches Leben ward immer seltner und hörte endlich ganz auf. Zu der äußersten Unbehaglichkeit des Zustandes gesellte sich noch die stete Besorgniß, welche die drohenden Eismassen einflößten.

Am 22. September unter 75° 24′ 21″ nördlicher Breite erblickte man nördlich jenseits eines zunächst liegenden Streifen Landes abermals Land mit einzelnen über die Wolken hervorragenden Bergspitzen, dasselbe, welchem Kapitän De Haven als erster Entdecker den Namen „Grinnell-Land" ertheilt hat.

Im Wellington-Kanale ringsum von Eismassen ohne allen Ausweg eingeschlossen, mußte vom 23. September an die Expedition den Winter abwarten in einer Region, wo noch nie, wie Kane bemerkt, ein Schiff vom Winter ereilt worden ist. Als einer schätzbaren, heilsamen Kost für seine Kranken hatte sich Kane eines jungen Seehundes zu erfreuen, den er so glücklich war zu erlegen und aus dem Wasser aufzufischen, was nur gelingt, wenn der erste Schuß sofort tödtlich ist. Man hatte sich nach und nach an den thranigen Geschmack des Seehundsfleisches gewöhnt und fand das um Vieles besser, als Bärenfleisch. Aus seinem Tagebuche theilt uns Kane neben den Beobachtungen über die Bewegungen der Eismassen auch mit, wie er dann und wann Schlittschuh gelaufen, Seehunde gejagt und einem

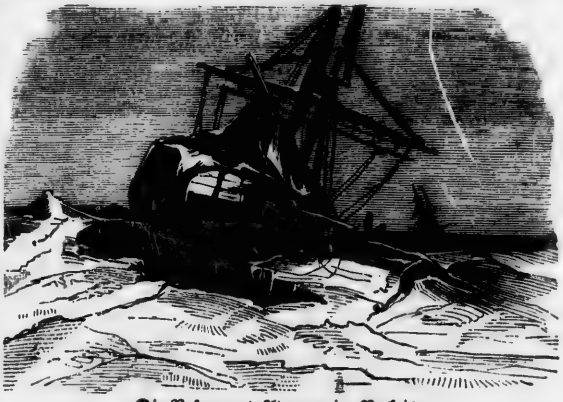
Die Gräber auf der Beechy-Insel.

Zu Kutzner's „Aus vier Welttheilen".

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

schwarzen Fuchse, der sich hungernd in diese Gegend verirrt, das Leben gerettet. Seine Leute hatten eine Falle auf ihn gestellt; Kane hatte inzwischen das Stück Fleisch außerhalb hingelegt und so war der Fuchs verschont geblieben. Die betreffende Stelle des Tagebuches schließt mit den Worten voll kindlicher Freude: „Wie mag das arme, hungrige Thierchen sich sein Abendbrod haben schmecken lassen! Es bestand in dem halben Eingeweide meines Seehunds."

Einmal war während der Nacht die Specklampe verlöscht und das Quecksilber stand in der Kajütte bis auf 16 Grad unter Null. Dies gab Kane zu der Bemerkung Anlaß, wie wunderbar der menschliche Organismus befähigt sei, sich *den verschiedenartigsten Temperaturen anzupassen*. Er hatte den Winter vorher in der Tropengegend zugebracht, den letzten in den Ebenen von Mexiko, und jetzt konnte er ruhig stundenlang bei 10 Grad Kälte auf dem Anstande aushalten; er meinte sich ziemlich behaglich zu fühlen, während er bei 40 Grad Kälte an seinem Tagebuche schrieb, und die Erhitzung wurde ihm lästig, wenn er bei 19 Grad Kälte sich auf dem Eise Bewegung machte. Dabei fehlte es zeitweilig nicht an plötzlich und unversehens *erfrornen Nasen*, die durch tüchtiges Reiben mit Schnee kurirt wurden.



Die Rescue und Advance im Packeis.

Viel Unterhaltung gewährte ein *weißer Fuchs* den man lebendig in der Falle gefangen hatte. Es war ein kleiner Wildfang mit höchst verschmitzten Augen. Er war allerdings an einem Seile von Leder und Garn fest angebunden, konnte sich aber außerdem an Bärenknochen und Schnee ergötzen, so lange es ihm beliebte. Wasser wollte er nicht trinken. Sein Bellen glich dem abgebrochenen Aufschreien eines ganz kleinen Knaben, der Schläge bekommt. Es lag dabei etwas auffahrend Heftiges in seinem Tone, das nicht allein Furcht und Schmerz, sondern auch etwas von Zorn und Aerger zu erkennen gab. Doch hatte er sich bald wieder beruhigt. Den nächsten Tag war er so zahm, daß er aus der Hand fraß, und hatte gänzlich jene scheue Wildheit des Blicks verloren, die seinem Geschlechte eigen sein soll. Er war offenbar noch nie in die Nähe von Menschen gekommen und hatte nicht gelernt, vor ihnen auf seiner Hut zu sein. Zweimal hatte man ihn vom Schiffe entkommen lassen und jedesmal wurde er die Nacht darauf wieder in der Falle gefangen. „Die weißen Füchse dieser Gegend (sagt Kane) — wir fingen mehr als 30 derselben — schienen uns mehr mit Neugierde als mit Furcht zu betrachten; und obgleich sie erschreckt zurückfuhren, wenn wir auf sie zusteuerten, kehrten sie doch bald wieder zurück; sie kamen uns selbst so nahe, daß wir sie mit der

Hand hätten erreichen können, rannten, wenn wir sie anriefen, in engem Kreise um uns herum, standen aber sogleich wieder still, sobald wir ruhig waren, und blickten uns forschend ins Gesicht. Ein kleiner Bursche, den wir eingefangen und nach ein paar Tagen wieder losgelassen hatten, kehrte augenblicklich wieder zu seiner Stelle auf dem Verdecke zurück. Stoff genug zu allerhand Betrachtungen finden Naturforscher. Sollte dieses Thier vielleicht weiter keinen natürlichen Feind haben, als den Hunger und die Kälte? Bald nachher hörten aber die Besuche der Füchse auf; wahrscheinlich wegen der Unsicherheit des Eises zwischen uns und der Küste: denn sie sind gewitzigte Eismeister."

Die nicht sehr tröstliche Aussicht auf den von der Ausfahrt des Wellington-Kanals aus sich weit vor ihnen ausdehnenden wilden und rauhen Lancastersund, der für den langen, nächtigen Winter ihre Heimat, vielleicht die letzte ihres Lebens sein sollte, weckte in den Reisenden die Sehnsucht nach den britischen Gefährten, mit denen sie kürzlich zusammen getroffen, und Kane hatte sich erboten, die Vorbereitungen zu ihrer Aufsuchung zu übernehmen. Mit dem Federharz-Boote der „Rescue" sollte eine Abtheilung durch die Fuhrten nach der Küste fahren und von da mit einem leichten Zelte und für einige Tage Provision den Weg längs der Küste nehmen.

Der arktische Winter machte sich nun allmälig immer bemerkbarer. Dabei gemahnten Kane die feinen hagelähnlichen Schneebröckelchen, die der Sturm ihm ins Gesicht wehte, an die Sandstürme der Sahara. Am 20. November 1 Uhr Nachmittags ward es so düster, daß Kane nur mit Mühe zu lesen vermochte. Von eigenthümlicher Farbenwirkung war der Mondschein, wobei der Mond selbst nicht wie eine Scheibe, sondern als eine leuchtende Kugel erschien.

Die müßige Zeit füllte Kane unter anderm damit aus, daß er der Schiffsmannschaft allgemeinverständliche Vorträge über naturwissenschaftliche Gegenstände hielt. Seine Zuhörer lauschten ihm mit sichtlicher Theilnahme und gaben auf ihre Weise auch ihre Dankbarkeit zu erkennen.

Nicht fürchterlich genug mag man sich die Scene vorstellen können, als während der Nacht vom 30. November zum 1. December das Eis brach, die Schiffe von den aufgerüttelten Eismassen getragen auf- und niederschwankten, eine grausige Musik seltsamen Dröhnens, Donnerns und Aechzens durch die Nacht schallte, ein dicker Nebel die Luft erfüllte. „Eins scheint so ziemlich gewiß — ruft dabei Kane aus —: die Grinnell-Expedition wird ebenso aufgesucht werden müssen, als sie selbst zum Aufsuchen ausgefahren ist. Armer Sir John Franklin! Dieses nächtliche Eistreiben ist ein schlimmes Omen für Dich." Trotzdem hatte er aber in ungeschwächter Hingebung den Leitstern seiner Laufbahn unverrückt vor Augen, das Bild eben dieses Franklin; er zeigt dabei in begeisterter Pietät das treue Festhalten in der Verehrung gegen den Mann seiner Wahl, als einen Bahnbrecher der Kultur, und in der thätigen Theilnahme an seinem Schicksale, das die anglo-sächsischen Stämme vor allen andern Völkern auszeichnet. Wir lassen die Stelle seines Tagebuchs, in der sich das lebhaft ausspricht, hier folgen: „Erinnert Ihr Euch wol bei den spanischen Küstenfahrzeugen, die die Gewässer um Barcellona und die Balearen befahren, der kleinen wunderlichen Bilder vom hei-

Ein Eskimodorf an der Küste von Nordgrönland.

ligen Nikolaus, die über der Schieblade zu hängen pflegten, dem Abbilde irgend eines mythischen Wesens zu vergleichen, und nach denen die Matrosen, welchen sie gehören, öfters emporblicken, wie manche unserer alten Kommodore nach dem Barometer, den sie bei schönem Wetter verlachen, aber bei schlechtem in voller Gläubigkeit zu Rathe ziehen. Nun, eben einen solchen Heiligen haben wir hier in unserer Kajüte, der fortwährend uns anblickt. Nicht so ein hochrosenrothes Vollmondsgesicht mit einer Glorie von Flittergold, aber ein gutes, ächtes, prächtiges Exemplar von englischem Fleisch und Blut, mit einem Munde, der thatkräftige Entschlossenheit sowol als Herzensgüte verkündet, und einem Auge — das andere ist verdorben auf unsrer Lithographie —, aus welchem ein fester Wille blickt. Oft habe ich mich in der Nacht mit ihm unterhalten, wenn er aus seinem Gutta-Percha-Rahmen auf mich herabblickte (mit der Unterschrift: „Sir John Franklin; geschenkt von seiner Frau"), und oft stellte ich mir vor, wie ich dereinst noch dem alten ruhmreichen Seefahrer die Hand schütteln könnte. Ich habe ihn jetzt vor mir, während ich schreibe; sein Antlitz ist geschwärzt vom Lampenrauche, der uns Luft und Tageslicht ersetzt, und sieht ziemlich mißmuthig aus. So lange in diesem kleinen Schiffe noch Hülfe und Hoffnung flott sind, magst Du guten Muthes sein, Sir John!"

Die Lebensmittel waren nach und nach in einer wahrhaft lächerlichen Weise, wie Kane sich ausdrückt, fest gefroren, und in dem Tagebuche ergeht er sich in einer humoristischen Beschreibung ihres Aussehens und ihrer Beschaffenheit.

Eine Kälte von 25 Grad hielt ihn nicht ab, seine gewohnten Spaziergänge zu machen. Eiszapfen bildeten sich an Lippen- und Kinnbart, an denen die Zunge, ein wenig herausgestreckt, augenblicklich fest fror; das Eisenwerk des Gewehres machte sich durch die doppelten wollenen Fausthandschuhe hindurch fühlbar wie heißes Wasser. So lange man aber noch den Wind im Rücken hatte, ging man sich sogar in Schweiß und fühlte eine behagliche Wärme sich durchströmen; welch ein Unterschied aber dem Winde entgegen! Schneidend dringt die Kälte am Hals hinunter und durch die Taschen; das Messer darin, das gewöhnlich hier sich warm anfühlt, ist kalt wie Eis und brennend zugleich wie Feuer. So hatte Kane eines Tages einen Weg von anderthalb Stunden nach dem Schiffe zurück zu machen und es beschlich ihn schon die Befürchtung, daß er vielleicht seine Brigg nicht wieder sehen werde. Er hatte dabei jenen eigenthümlichen schlafsüchtigen Taumel empfunden, der in Geschichtserzählungen so oft erwähnt wird. Schläfrigkeit, sagt er, sei nicht die eigentliche Empfindung dabei; besser lasse es sich mit der lähmenden Betäubung vergleichen, die man von den Schlägen einer Elektrisirmaschine am Ellbogen herauf fühle, nur solle man sich das Krampfhafte dabei wegdenken, und das Gefühl über dem ganzen Körper verbreitet sich vorstellen. Selbst das Gehirn wird davon ergriffen; alles um Einen her scheint auf Einem schwer zu lasten; und das angeblich Angenehme dabei besteht lediglich in der Befriedigung des unwiderstehlichen Sehnens nach völliger Ruhe und Bewegungslosigkeit.

Kane giebt uns eine Beschreibung seiner ganzen Bekleidung, die ihn, so gut es gehen wollte, gegen diese erbarmungslose Temperatur zu schützen hatte. Dreier-

lei Luxusartikel waren ihm noch aus besseren Zeiten übrig: seidene Hemden auf dem Leib, eine Zahnbürste und weißleinene Taschentücher. Alles andere, sagt er, ist arktisch und haarig, Pelz, Pelz und wieder Pelz. Seide hat den Vorzug, daß sie leicht ist und sich waschen läßt, dabei weder der Stärke noch der Plättglocke bedarf. Der arktische Anzug war folgender:

1) Für die Füße: ein Paar baumwollne Socken und darüber ein Paar wollene Strümpfe, die bis an den halben Oberschenkel reichen. Darüber ein Paar wasserdichte Eskimo-Stiefeln, mit Hundsfell-Socken, die Haare nach innen, und im Beine mit zugerichtetem Seehundsfell gefüttert; die Sohlen mit heraufgekrempten Rändern, so daß kein Wasser durch die Nähte dringen kann, inwendig sauber mit Stroh belegt, so daß der Fuß wie auf einem elastischen Kissen ruht.

2) Für die Beine: ein Paar grobe wollene Unterbeinkleider und ein Paar Seehundsfellhosen darüber, mit Rennthiersehnen genäht.

3) Für den Rumpf: eine Jacke oder kurzer Rock, von doppeltem Stoffe, Seehundsfell und Rennthierpelz. Dieses unschätzbare Kleidungsstück hatte ich mir in Disko angeschafft auf meiner Pelzreise, wo ich auch noch eine hinreichende Anzahl derselben für die übrige Mannschaft bekam. Es ist eine Art Hemd und wird auch so angezogen, reicht bis an die oberen Hüftknochen, so daß die Beine sich ganz frei bewegen können; am Halse schließt es fest an, ist aber übrigens durchaus weit; das Rennthierfell ist inwendig, mit den Haaren nach innen.

4) Auf dem Kopfe tragen die Leute gewöhnlich Pelzmützen. Ich habe eine Art Tiara von Wolfsfell, die höchst zweckmäßig ist, indem sie den Hinterkopf ganz frei läßt, dagegen Ohren und Stirn völlig vor der Luft schützt. Bei einem gewöhnlichen Winde mit 15 Grad Kälte und darüber genügt mir dies. Ehe ich auf diese Art der Kopfbedeckung gekommen war, war meine Mütze immer voll Eis und steif und unbequem, indem, sobald ich sie abnahm, sofort die Ausdünstung sich als Eis darin verdichtete. Ist es sehr kalt, so ziehe ich die Kapuze über; wenn noch kälter, also etwa 40 Grad mit mäßigem Winde — was, versichere ich, kalt genug ist—, so trage ich noch überdies eine seidene Nachtmütze, deren mir einer meiner Brüder bei dem Abschiede von New-York ein paar aufnöthigte; sie ist mit einer Maske von Wolfsfell besetzt und wird über das Gesicht gezogen. Um darunter eine allzu große Ausdünstung zu verhüten, habe ich für die Augen und unter der Nase Oeffnungen ausgeschnitten und mit ölgetränkter Seide eingefaßt. Ein grimmiges Aussehen giebt mir diese Maske! An die Stelle der Pelzstiefeln treten bei geringerer Kälte Tuchstiefeln, und steigt die Kälte bis auf 30 Grad mit Wind, so ziehe ich über die Pelzstrümpfe noch ein Paar dickwollene, wattirte Beinkleider als Strümpfe und darüber die Stiefel. Gute Dienste, um beim Gehen die Kälte von den Taschen und der Brust abzuhalten, thut eine lange Leibbinde nach Art eines Hindu-Kummerbunds umgeschlungen. Martialisch im Winde flatternd, vollendet es die groteske Harmonie meines Anzugs."

Mit Humor kommt er darauf an einer späteren Stelle seines Tagebuches zurück, deren Mittheilung als ein Beitrag zur Charakteristik Kane's gewiß willkommen sein wird.

„Heute — heißt es unterm 18. Mai — fand ich eine ziemlich kunstlose Karrikaturzeichnung eines unserer Leute vor: einige meiner Genossen wollen behaupten, es sei mein Konterfei. Bei dieser Gelegenheit will ich Euch doch meinen neuesten Anzug schildern. Hört also. Eine lange Büchse über der Schulter; ein Bärenmesser im Schafte des linken Stiefels, um den Kopf eine Binde von Wolfsfell, welche dem Winde zur Schädelhaut mit ihren irgendwelchen Haaren freien Zutritt verstattet; eine grobe Guernsey-Kutte und darüber ein rothes Flanellhemd, zu Ehren des Tages, „an dem Du nicht arbeiten sollst". Die Beine in Seemannshosen von Lootsentuch, im Matrosenschnitte; an den Füßen Seehundssocken von Eskimofabrik und Eskimogeruch; ein Paar karmoisinrothe Fausthandschuhe, die ihre Laufbahn als ein Halswärmer begonnen hatten, und über dem ausgewitterten Gesichte flatternd ein kleiner grüner Lappen, als Schneeschleier.

Aus einem gewissen Zartgefühle, das mir möglicherweise zum Nachtheil gereichen könnte, habe ich bisher die Ausstattung unseres äußeren Menschen unberührt gelassen. Ich will nun sofort die ganze Wahrheit sagen. Wir bilden mit einander eine schnurrige, ungeschlachte und ziemlich schäbig aussehende Gesellschaft Leute. Wir sehen schäbig aus, weil wir alle unsre feineren Kleidungsstücke abgetragen und kürzlich unsere Zuflucht zur Hausschneiderei genommen haben. Wir nehmen uns ungeschlacht aus, weil unsere Fortschritte in der neuen Kunst sich noch nicht bis auf das Malerische und das Gutsitzen erstreckt haben. Alle unsre Kleidungsstücke von Kopf bis zu Fuß nähen wir selbst, und ich erstaune, wenn ich auf die dunkle Periode meiner bisherigen Unwissenheit zurückblicke, wie viel ich jetzt gelernt habe.

Ja, ich habe sogar Entdeckungen gemacht in der — ich habe das griechische Wort vergessen — in der Kunst, in der sich Georg IV. so berühmt gemacht hat. So rührt z. B. die Methode, die meine Gefährten anwenden, um 5 Paar Strümpfe aus einem Hängemattendeck zu schneiden, allein von mir selbst. Was den abstrakten oder spekulativen Theil des Handwerks betrifft, so beanspruche ich der erste zu sein, der alle Bekleidung auf eine primitive Form höchster Einfachheit zurückgeführt hat. Ich kann mich nicht näher auf diesen Gegenstand einlassen; es dürfte das hier nicht am Orte sein, könnte mir wol auch als persönliche Eitelkeit ausgelegt werden, die jede Erfindung unvermeidlich in ihrem Gefolge hat. Indessen will ich Euch eröffnen, daß dieser entdeckte Typus, diese uranfängliche Grundform der Sack ist. So bildet ein Sack, oder zwei parallelogrammische Stücke Zeug zusammengenäht die Hülle des Rumpfes. Gleiche Säcke von kaum anderer Proportion bedecken die Arme; ditto die Beine; ditto die Hände; ditto den Kopf, und so weiter Säcke, Säcke, Säcke, bis zu den Fingern."

Unter den Einwirkungen der halbjährigen Nacht des Polarwinters, die sich in den wachsbleichen Gesichtern, noch mehr aber in einem eigenthümlich niedergedrückten Gemüthszustande, der die Leute träumerisch, eigensinnig, phantastisch erregbar machte, zu erkennen gab, war die Weihnachtszeit herangerückt und die Vorbereitungen zu den üblichen Festlichkeiten der Christnacht gewährten eine willkommene Zerstreuung. Gewiß wird es den Lesern nicht unwillkommen sein, die Schilderung dieser Christfeier in der arktischen Region aus Kane's Tagebuche

selbst zu hören. „Unserer Weihnachtsfeier fehlte keine der Ergötzlichkeiten dieses Lebens; aber das Beste aller irdischen Glückseligkeiten, den Gedanken- und Herzensaustausch in Liebe verbundener Seelen mußten die Nordpolfahrer missen. Auffallend war die Verstimmung, die sich der Leute bei ihren Heimwehgedanken bemächtigte, wahrhaft rührend aber die Anstrengung, die gleichwol jeder machte, seine Gefährten durch sein Beispiel aufzurichten und vor ihnen gutes Muthes und lustig zu erscheinen. Wir machten fortwährend Späße, aber sie gingen nicht recht von Herzen; wir lachten fortwährend, aber es wollte auch nicht von Herzen gehen; wir aßen allerhand Leckereien und tranken die Hälfte von unserem Festpunsch; dann wurden Negerlieder gesungen, denen es nur an Melodie, Takt und Harmonie, keineswegs aber an lärmendem Geräusch fehlte. Dann ging es nach dem Schlußtoast auf Mr. Grinnell in ehrbarer Lustigkeit von der Tafel zum Theater. Dieses war auf dem Verdeck, natürlich aber unter dem Filzdache. Eine große Schiffsfahne, zwischen der Schutzwehr und der Schiffsküche ausgespannt, stellte den Vorhang dar und etliche Speisefässer und Lichtkästen bildeten das Parquet. Das Thermometer zeigte anfänglich 6 Grad, aber die Elemente zeigten sich uns gewogen und stellten nachmals die behaglichere Temperatur von 4 Grad her.

Noch nie hat mir der flitterhafte Firlefanz der Bühne so viel Vergnügen gewährt. Das Theater war mir von jeher nur als ein elendes Abbild der Wirklichkeit erschienen, und ich habe zu wenig Sinn für das Nichtwirkliche, als daß ich lange daran Vergnügen finden könnte. Anders war's bei unserm arktischen Theater, da gab es von Anfang bis Ende eine ununterbrochene Erlustigung.

„Die blauen Teufel" hieß das Stück — Gott verzeih' uns! aber es war sehr, sehr possierlich. Keiner konnte seine Rolle und der Souffleur konnte nicht geläufig genug lesen, um sein Amt gehörig zu versehen. Alles, mochte es Scherz oder Erbitterung, ein Sittenspruch oder ein Ausbruch der Leidenschaft sein, wurde in einem hochtragischen, eintönigen Ausdrucke von Verzweiflung vorgetragen; immer nur fünf Worte auf einmal, oder etwas mehr oder weniger, je nach dem Vermögen des Souffleurs. Magrim, in Seehundsstiefeln, schenkte sein Geld der holden Annette; und Annette, nahe an 6 Fuß hoch, nahm es mit Mammuths-Grazie in Empfang. Annette war ein Irländer, Namens Daly, und ich frage keck, ob irgend ein menschliches Wesen sie ohne aufzuschreien würde haben anhören können, wie sie, balancirend auf dem Absatze ihres Stiefels, in voller Baßstimme mit irischem Dialekt ausrief: »Och, feather!« Bruce war James, und den reichen Magrim gab Johnson.

Hierauf folgte die Sternen-Banner-Hymne; dann Vortrag der Marseillaise durch unsern französischen Koch Henri; ein Matrosenpfeifen-Stückchen von dem talentreichen Bruce; das Orchester war — der Steuermann, der während der Zwischenakte von einem Speckfaße herab auf dem Brummeisen spielte. Wir fühlten uns wirklich alle ganz glücklich. Am Morgen hatten wir ein Wettlaufen auf dem Eise um drei Geldbeutel, aus einem Flanellhemde gefertigt. Der Tag war Nacht und schwach schimmerten die Sterne durch den Nebel. Sogar die freundliche Gewohnheit des Bescheerens war nicht außer Acht gelassen worden. Früh beim Aufstehen fand ich in meinen Strümpfen ein Taschenmesser, vielleicht eine Anspielung

auf mein geknicktes Aussehen, ein Stück kastilianische Seife — ein sehr gesuchter Artikel —, ein Brummeisen und eine Perlenkette. Ich meinerseits hatte aus dem ärztlichen Vorrath zwei Flaschen Cognak verschrieben gegen Verdauungsbeschwerden, eine eigenmächtige Verwendung des Staatsguts, deren Verantwortung vor dem Kriegsgericht ich gern auf mich nehmen will. So wurden unsere Weihnachten verbracht."

Am 30. Januar wurde zur Feier des Wiedererscheinens der Sonne — das ein alter Matrose der Mannschaft für ein heiligeres Fest erklärt hatte als Weihnachten oder Allerheiligen — wieder eine Theatervorstellung gegeben. Diesmal war es ein Divertissement aus dem häuslichen Leben: „Des Landmanns erster Besuch in der Stadt", gefolgt von einer Pantomime.

Am 14. Februar war wieder Theatervorstellung: „Die Mysterien und Misturen von New-York" nebst einer Pantomime. Im Freien war 36 Grad Kälte, im Zuschauerraum 20 Grad, hinter der Scene 25 Grad. „Eine Plättglocke, deren sich die zarte Miß Jem Smith zu bedienen hatte, gewährte den ganz neuen theatralischen Effekt des sich Verbrennens an etwas Eiskaltem. Der arme Jem fror so mit seinen bloßen Armen und Händen, daß er winselte, so oft er mit der Hand das Eisen berührte. — Es war ein kaltes Vergnügen, endigte sich aber mit allgemeinem Jubel und Gesang.

Washington's Geburtstag, der 22. Februar, bot endlich noch einmal Gelegenheit zu einer dramatischen Vorstellung. „Wir hatten keinen Wein für die Mittagstafel und fühlten uns zu krank für künstlerische Belustigung ohne solchen. Unsere Matrosen, gute patriotische Burschen, brachten aber gleichwol eine theatralische Vorstellung zu Stande: „Der irische Anwalt." Das Thermometer im Freien hatte 46 Grad; innerhalb des Theaters brachten es Ausathmung, Lampen und Verschläge bis zu 30 Grad — jedenfalls der niedrigste Thermometerstand, bei dem so eine theatralische Vorstellung stattgefunden hat. Seltsam genug nahm es sich dabei aus. Der Nebel war so dicht, daß man die Darsteller kaum sehen konnte: sie waren wie in eine Wolke eingehüllt. Wenn die Aktion etwas heftiger war, stiegen die Dünste massenhaft auf. Die Hände dampften. Wenn einer der thespischen Künstler, von Pathos hingerissen, seinen Hut abnahm, rauchte er wie eine Schüssel Kartoffeln. Stand er anhörend und über eine Antwort sinnend ruhig da, so wirbelte in kleinen Löckchen eine Rauchsäule von seinem Nacken auf." Diesmal trug Kane eine Erkältung davon. „Eine Erkältung — sagt er — will hier so viel sagen, als ein plötzliches Uebelbefinden mit unerträglichen Schmerzen in Rücken und Gelenken, erhitzten Augen und fieberhaft gereizter Haut. Alle haben wir das erfahren, die alten wie die jungen. Eine solche Erkältung hinterläßt auch ihre Spuren. Dieses arktische Leben macht einen Mann um 10 Jahr älter."

Bei alledem war Kane, wenn er seine Gefährten, seiner dienstlichen Stellung als Arzt gemäß, musterte, betroffen von den psychischen, physischen und moralischen Einwirkungen des arktischen Winterlebens. Bei einer blos theoretischen Betrachtung kann man sich kaum ein vollständiges Bild von den vielerlei lähmenden Einflüssen einer Polarnacht machen. „Wenn ich gefragt würde — sagt er —

was ich von allen den Unannehmlichkeiten als die drückendste voranstellte, so würde ich sagen, es ist weder die fortwährende Kälte, noch das ewige Einerlei, noch diese gänzliche Abgeschiedenheit von dem Verkehre mit der Welt und unseren Mitmenschen, sondern die erdrückende Dunkelheit der immerwährenden Nacht."

Der Gesundheitszustand der Mannschaft fing an immer bedenklicher zu werden. Zu der Kälte und Dunkelheit gesellte sich noch die verdorbene Luft der Zwischendecks-Hölle, wo der Rauch der Lampen, die trockne Hitze der Oefen, die Dämpfe der Küche nothwendig die Gesundheit angreifen mußten. Das kurze Wettlaufen am Weihnachtsfeste hatte alle Offiziere bis auf einen gänzlich erschöpft. Der Skorbut fing an sich immer entschiedener einzustellen. Die kräftigsten Männer wurden athemlos beim Ersteigen einer Leiter. Auch der Kommandeur war so heftig am Skorbut erkrankt, daß man eine Zeit lang an seinem Aufkommen zweifelte. Wer auch noch nicht am Skorbut erkrankt war, fühlte doch Schmerzen in den Gelenken, litt an Rheumatismen, Husten, Appetitlosigkeit und allgemeiner Schwäche. Für Kane selbst war es eine Beschwerlichkeit, seine Stutzbüchse zu tragen; seine Finger waren gekrümmt und an einander gedrückt, sein langer Bart hart und struppig.

Gegen das Ueberhandnehmen des Skorbuts wurden auf Kane's Antrag größere Rationen frischer Kost mit Kartoffeln, Sauerkraut und gedünsteten Aepfeln bewilligt, für bessere Lüftung der Schlafräume gesorgt und mehr tägliche Bewegung angerathen. Besonders wurde auch Sauerkraut deshalb nach und nach eine immer beliebtere Kost. Auch Versuche mit äußerlichen Einreibungen von acidum nitro-muriaticum hatte Kane gemacht. Später bediente er sich dazu das acidum hydrochloricum, was er zugleich innerlich gebrauchen ließ, das bisher noch nicht angewendet worden, und worauf er durch die Wirkung in Fällen von kachektischer Merkurial-Syphilis gekommen war, obwol er sonst in Bezug auf die unmittelbare Wirkung von Arzneimitteln sich als einen fast ganz Ungläubigen bekennt. Besonders gute Wirkung schien der von ihm uneingeschränkt freigegebene Genuß von Sauerkraut und Limonensaft zu thun. Als die größte Schwierigkeit bei der Behandlung und Heilung des Skorbuts hatte er den Widerwillen der Matrosen gegen tüchtige körperliche Bewegung und Innehalten einer angemessenen Diät zu bekämpfen.

Um dieser üblen Neigung entgegenzuwirken, kam er unter andern auf ein ziemliches spaßhaftes Auskunftsmittel. Einer der Leute, der bereits purpurne Flecken und ein steifes Knie hatte, mußte nach der Uhr eine volle halbe Stunde lang sein Bein hin und her bewegen, gegenüber einem aufgehangenen Magnete, und dabei fortwährend kneten. Der Mann folgte dieser Vorschrift, ein bischen Stahl ersetzt ihre Willensthätigkeit und er wurde geheilt. Einem andern, der außerordentlich unreinlich war und sich nie dazu hätte bringen lassen, mit reinem Wasser sich zu waschen, wurde verordnet, sich regelmäßig von Kopf zu Fuß mit durch Kaffee braun gefärbtem Wasser, vermischt mit etwas Weinessig, zu waschen, und sofort besserte sich sein Zahnfleisch.

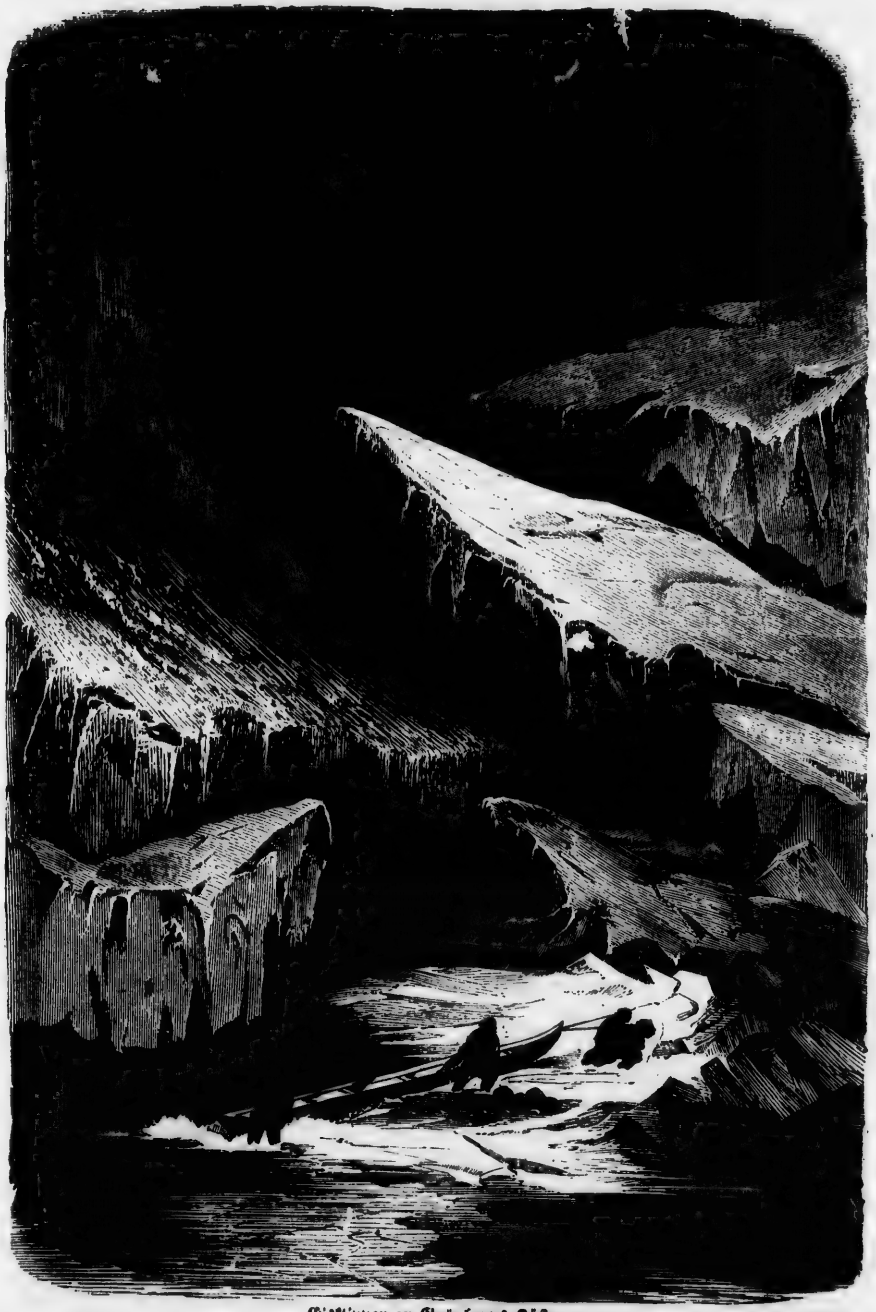
Wieder eine andere Sorte Bursche blieben hartnäckig bei ihrer gewöhnlichen Schiffskost stehen und diese konservativen Herren machten durch ihre Abneigung

gegen vegetabilische Kost viel zu schaffen. Auf eine fürchterliche Weise spielte diesen der Skorbut mit, bis Kane auf den glücklichen Einfall kam, die von ihnen verschmähten Delikatessen in eine widerliche Arznei zu verwandeln. Dies war eine Herausforderung an ihren Heroismus und — sie bewiesen sich als Helden. Dreimal täglich tranken nun diese herzhaften Burschen ein Weinglas voll eines fürchterlichen Elixirs aus Olivenöl und Limonensaft, roher Kartoffel, Sauerkraut und Syrup. Dabei aßen sie gut und genasen.

Als der Vorrath für die antiskorbutischen Getränke auszugehen anfing, mußte Kane seine Zuflucht zu weniger schmackhaften Surrogaten nehmen, so z. B. als zweckmäßige Beimischung zum Kalkwasser und Eisen-Muricat, ein Bier, aus einem kleinen Ueberrest von Pfirsichen und Rosinen, mit Gerste und braunem Zucker. Dies wurde von den Leuten in großen Quantitäten getrunken. Kane wurde endlich auch selbst von den Vorboten des Skorbuts ergriffen, die in einem Gefühl von Kälte bestehen, das sich von oben bis unten durch den Körper erstreckt; dabei waren die Glieder so steif, daß er mit Mühe bis auf das Verdeck kommen konnte; nach einiger Bewegung auf dem Eise konnte er wieder ganz frei die Glieder rühren, aber in die Kajüte zurückgekehrt, fühlte er sich auch sofort wieder gelähmt. Diese böse Krankheit, die oft sich heilen läßt, wenn sie plötzlich ausbricht, trat aber bei den Meisten als eine allmälige Kacherie, als eine allgemeine Verschlimmerung des ganzen Befindens mit unbeschreibbaren Schmerzgefühlen auf. Von den 25 Mann waren nur 5 ohne eiterfleckige Glieder, und von diesen waren merkwürdigerweise 4 Köche und der Steuermann. Alle Offiziere waren erkrankt. Alte Uebel stellten sich wieder ein, alte Wunden brachen wieder auf, selbst Brauschen und Verstauchungen aus ganz früher Zeit, deren man sich kaum mehr zu erinnern vermochte, machten sich, wie in einem Traume, dem Gefühle wieder wahrnehmbar. Sogar an einem Finger kam bei Kane eine kleine Anschwellung zum Vorschein ganz in derselben Gestalt und mit demselben Schmerzgefühle, wie es vor 25 Jahren einige Monate früher in Folge eines Schlags mit dem Stocke des Schulmeisters der Fall gewesen war. Selbst der Kommandeur, der sicherlich die beste Konstitution vor Allen hatte, unterlag den gleichen Zufällen; in wenig Tagen zeigten sich purpurfarbige Extravasationen an seinen Beinen, und eine Dysenterie schwächte ihn in sehr bedenklichen Grade.

Ueber das verschiedene Benehmen der Offiziere und Matrosen in dieser Lage macht Kane folgende Bemerkung. „Unter uns Offizieren war allseitig der Entschluß ersichtlich, stets, es möge kommen was wolle, gegen einander Höflichkeit und freundliches Einvernehmen zu beobachten, was Alle, die lange Seereisen mit einander gemacht haben, als etwas nicht so leichtes und häufiges erkannt haben werden. Jeder mochte wol seine Augenblicke haben, wo er Heimweh fühlte und an die Möglichkeit dachte, daß eine andere arktische Expedition vergebens dereinst nach einer Spur von der unsrigen forschen werde; aber nie wurde darüber unter uns ein Wort gesprochen. Ich kann mich nicht erinnern, ein einziges Mal während all der Prüfungen unserer Fahrt durch die geringste Aeußerung trüber Ahnung verstimmt worden zu sein.

Anders war es allerdings bei den Matrosen. Weniger unterstützt durch die



Eisklippen an Grönlands Küste.

moralischen Hülfsquellen der Bildung, weniger in Schranken gehalten durch die herkömmlichen Anforderungen des geselligen Umgangs oder der Ehre bei gegenseitigem Austausch ihrer Empfindungen, begegneten sich in gleicher Theilnahme ihre Gedanken und Reden im Ausmalen aller Schrecknisse, die ihre Einbildungskraft ihnen eingab. Die grausen Töne der Eismassen und des Windes, das seltsame Aechzen, das von dem Schiffe ausging, die plötzlich ohne alle bemerkbare Veranlassung in der Dunkelheit hervorbrechenden Eisklippen, ihre Zerklüftungen mit den dunklen Wasserströmen, die sich in dieselben ergossen, die wunderbar gestalteten Bilder der Luftspiegelungen, kurz alles, was geeignet ist, die Einbildungskraft zu reizen, zu verwirren oder niederzudrücken, war der fortwährende Gegenstand der Unterredungen auf dem Vorderkastell und lastete wie ein Alp auf den Gemüthern."

Zeigten sich sonach die langsamern Folgen der immerwährenden und übermäßigen Kälte als schlimm genug, so machte andrerseits Kane die Erfahrung, wie der Körper die Fähigkeit besitzt, sich der unmittelbaren Einwirkung der Temperatur auf die Empfindung anzupassen, womit offenbar auch in naher Beziehung die Erscheinung steht, daß bei äußerst niedrigem Thermometerstande danach die Kälteempfindung oft ganz gering war, während sie am unerträglichsten zuweilen bei ziemlich hohem Thermometerstande wurde, eine Wahrnehmung, die wol auch Jeder schon in unserem gemäßigten Klima, aber in weit kleinerem Maßstabe, gemacht haben wird. So fing auch die Kälte erst erst in den Monaten März und April an am allerempfindlichsten zu werden.

Zuweilen kam es Kane vor, als befände er sich gar nicht mehr auf demselben Planeten, als auf dem er sich früher zu New-York befunden.

Am 29. Januar verkündete gegen 8 Uhr eine Morgenröthe, bei der nur noch die Capella sichtbar war, zum ersten Mal das Erscheinen der Sonne nach 86tägiger Abwesenheit. „Es war beschlossen worden — erzählt Kane — daß sie von der gesammten Mannschaft mit einem dreimaligen Hurrah begrüßt werden solle; ich meines Theils war aber nicht gestimmt, diesen Moment in der Gesellschaft all dieser bleichen Gesichter zu feiern. Ich nahm meine Büchse und ging auf dem Eise eine Meile weit vom Schiffe weg nach einer einsamen Stelle, wo ich mich hinter eine mächtige Eisklippe verbarg, die mir nur die Aussicht nach dem Süden frei ließ. Da sog ich, einem betenden Parsen gleich, das rosige Licht ein, während von der Nordseite her die Sichel des Mondes sich neigte. Ich ließ die theuren Genossen unsers kleinen Freundeskreises an meiner Seele vorüberziehen und rief laut ihre Namen, gedachte nach und nach noch manches anderen Freundes oder Verwandten, kam aber immer wieder auf jenen Kreis zurück. Meine Gedanken dabei waren nichts weniger als schwungvoll, nicht werth einer Mittheilung, aber, schwach wie ich war, rührten sie mich. Ich benahm mich nicht so, wie es sich eigentlich für den Nordpol z'emt! Bald darauf verkündete ein prächtig rother Schein mit einem hellen, fast weißen Kerne, daß der entscheidende Augenblick nahe war. Als ich auf einen Vorsprung getreten war, bemerkte ich die Mannschaft des Schiffs in einer Reihe auf dem Eise aufgestellt. Meine Gedanken waren noch mit den heimatlichen Bildern und Empfindungen beschäftigt, und

wie vielleicht das eine oder andere Glied aus der Kette der Freunde möge inzwischen gerissen sein worden. Die sortes Virgilianae aus meiner Schülerzeit fielen mir ein; ich schnitt aus einem Stück starkem Lichtpapier mit meinem Bowiemesser eine kleine Zielscheibe und schrieb auf die eine Seite mit Bleistift alle unsere Namen, auf die andere zeichnete ich einen Stern. Jetzt kam die Sonne: nie, bis ein Rasenhügel oder das Eis mich deckt, werde ich das Tiefergreifende und Ueberwältigende dieses Anblicks vergessen! Dankerfüllt und tiefgerührt heftete ich die Blicke auf sie. Da ertönte der dreimalige Jubelruf der Begrüßung vom Schiffe herüber. Ich heftete meine kleine Sternscheibe an einen Eisblock, ging so weit zurück, bis ich sie kaum noch erkennen konnte und, sowie die volle Sonnenscheibe über dem Horizont glänzte, feuerte ich mein Salut. Das M wurde gespalten, aus Tom das T herausgerissen. Diese Scheibe soll ausgespielt werden, wenn ich je wieder in die Heimat zurückkehre; denn manche Jahre dürften wol kommen und wieder vergehen, ehe ein Schuß aus amerikanischer Büchse während des Winters in der Baffinsbai die Vereinigung von Sonnenaufgang, Mittag und Sonnenuntergang signalisirt."

Unterm 11. Februar schildert uns Kane im Tagebuch den Verlauf eines Tages als ein Beispiel, wie sie in dieser ewigen Gleichförmigkeit alle hingebracht würden.

„Ein kleiner Raum, von weniger kubischem Inhalt als meines Vaters Bibliothek, bildet die ganze Wohnung von 33 schwer bekleideten Männern. Einer von ihnen bin auch ich. Drei Oefen und eine Kochmaschine, vier Argandlampen und drei Bärenfettlampen brennen ununterbrochen wie die ewige Lampe der Vestalinnen. Feuchte Pelze, schmutzige Wollenbekleidung, ausgezogene Stiefeln, kranke Leute, Kochdunst und Tabaksrauch bilden vereinigt die Dunstmasse, die uns rings umgiebt. Stunde für Stunde und Tag für Tag ist dies die einzige Behausung, in der ich mich bewege, ohne jedes andere Behältniß, in das ich mich zurückziehen, ohne selbst einen Vorhang, hinter den ich mich verbergen könnte. Außerhalb grimme Ertödtung in der Gestalt von 40 Grad Kälte, die — in wirksamer Weise — mit den feindlichen Mächten drinnen zu wetteifern sich bemüht. Mein Lager ist auf dem blanken Holze, unmittelbar unter der Luke. Ein Thermometer über meinem Haupt zeigt eine mittlere Temperatur von 64 Grad F.; zu meinen Füßen, unter dem Lukengang, + 16 Grad bis zu — 4 Grad. Eis zu meinen Füßen, Wärmedunst zu Häupten. In den hinteren Schlafstellen 70 Grad bis 93 Grad; in den vorderen, vom ärztlichen Offizier regulirt, von 60 bis 65 Grad.

Aufgestanden wird von den Matrosen um 7 Uhr (auf 6 Glockenschläge), von den Offizieren ½ Stunde später. Eures Bruders Verhalten ist nun folgendes. In seinen Betttüchern sich aufrichtend, Augen, Nase und Mund von Lampenruß angefüllt, trinkt er ein Glas kaltes Wasser. O! welche Wohlthat ist dieses Wasser! Hierauf kommt ein Zinnbecken mit Schnee an die Reihe, welches Morton rund umher reicht; mit der darin befindlichen Mirtur reibe ich mir mit Hülfe eines rauhen Handtuchs, einen Tag wie den andern, das ganze Gesicht ab. Wenn dies geschehen, kleide ich mich an — 2 Paar Strümpfe,

drei Hemden, ein Pelzanzug und Seehundsfellstiefeln — und dann, um alles Unbehagen abzuschütteln und der erstickenden Luft mich zu erwehren, geht es aufs Verdeck. Die reine, schneidend kalte Luft daselbst frischt auf wie Pfirsichen und Honig im Virginischen Nebel oder eine Tasse Bergthau in den Hochlanden. Dann geht es zum Frühstück. Da giebt es Maiskuchen, Maisbrei und Makrelen, denen wir mit heißem Kaffee und gutem Appetit herzhaft zusprechen. Nach dem Frühstück werden die Pelzkleider wieder angelegt; wir verlassen den dicken Gesindestubendunst und machen einen Spaziergang über das Eis oder klettern auf die Eisblöcke, bis wir ausgefroren genug sind, um wieder in das Schiff zurückzukehren. Dann wird eine Stunde verbracht mit einem Versuch zu studiren — leider Gottes, vergeblich genug: Allein es wird versucht und am Ende doch etwas fertig, so wenig es auch ist. Nach halb elf Uhr erscheinen wieder sämmtliche Offiziere auf dem Eise zu einer antiskorbutischen Bewegung; zuerst wird mit dem Fußball gespielt, so lange bis uns die Füße schmerzen; dann folgt, die Büchse über die Schulter, mit Henri als Begleiter, ein Pirschgang über das Eis. Nach der Rückkehr wird Mittag gehalten bis 2 Uhr. Inzwischen kommt die Nacht heran und mit ihr die untröstliche Frage: Was ist unser Tagewerk gewesen? Wir strecken uns in unseren Kojen aus und schlafen unter der Musik unserer schnarchenden Schlafgenossen ein."

Einmal, während des Schreibens an seinem Tagebuche, entfielen Kane unwillkürlich die Worte: „Alle Gegenstände" — „Was Gegenstände?" unterbricht er sich verbessernd; „es giebt ja keine Gegenstände hier: alles Schnee und alles Eis wollte ich sagen" u. s. w. In einer solchen Einöde wird auch das Geringfügigste von Bedeutung, ja selbst das Widerwärtige manchmal erfreulich. Hören wir Kane selbst: „Heute, als ich mit der Hand in meine Rennthierkapuze fuhr, fühlte ich etwas sich bewegen; es hatte etwas insektenartig Kriechendes. Sonst zu Hause oder wo es sonst war, habe ich, ohne gerade besonders reizbar in Bezug auf Insekten zu sein — habe ich doch in Sennaar Heuschrecken gegessen und in Dahomeh Fledermäuse —, nie das Krabbeln eines Tausendfußes oder den Schleim einer Schnecke leiden mögen; hier nahm ich mit einer schwer zu beschreibenden Empfindung des Gemüths, mit einer freudigen Ueberraschung, einem mir selbst unerklärlichen Staunen zwischen meine Finger ein Ding, das sich akkurat anfühlte wie — eine Wanze! Ein Insekt in dieser fürchterlichen Eiswüste zu finden, würde eine größere Unmöglichkeit sein, als einen Diamanten in einer Schneewehe. Seit Monaten ist außer einem Seehund und einem Fuchs kein lebendes Wesen uns begegnet. Die zahllosen Schaaren thierischer Geschöpfe, die den arktischen Sommer auszeichneten, sind verschwunden. Die Enten erheben ihr Geschrei jetzt in den großen Buchten und Wasserstraßen weiter südlich; die Meven haben die Regionen offnen Wassers aufgesucht; die Taucher und Alken pflanzen sich jetzt längs der Küsten meines eignen lieben Vaterlandes auf; der schwarze Wintervogel, der krächzende Rabe steckt in den Einöden der Küsten; weit weg sind die Meerschwalben und eben so, Gott sei Dank! die Musquitos; es giebt keine Wanzen in den Betttüchern, kein Ungeziefer in den Kleidern, keine Maden in dem Käse; nichts Lebendiges glitzert im Sonnenschein oder summt in der Luft; kurz alle und

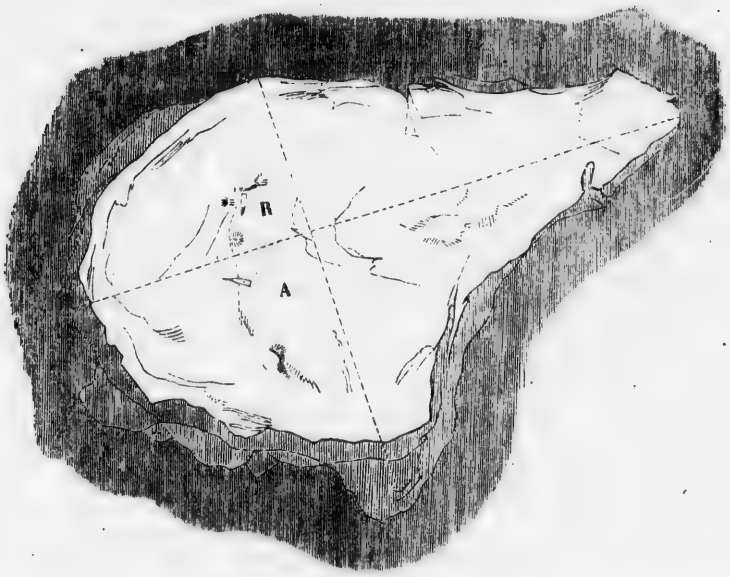
jede Spur thierischen Lebens ist wie verbannt. Wenn ihr euch nun vorstellt, wie ich in solcher Oede und bei solcher Kälte, während die erst kürzlich wieder erschienene Sonne einen kalten bleichen Schein über den Schnee wirft, die 31 Leute verlasse, von denen ich der 32ste bin und über das Eis so weit weg von ihnen gehe, daß kein Schlag eines Hammers, kein Schall einer menschlichen Stimme mich mehr an die kleine Welt, der ich angehöre, erinnert, dann werdet ihr euch denken können, was ich empfand, als ich dieses „kriechende Wunder" in meiner Rennthierkapuze erfaßte. Eben so bitter war aber meine Enttäuschung, als ich das Ding näher betrachtete: es war eine gefrorne Feder."

Auch von den verschiedenartigen Erscheinungsformen der Morgenröthe (auch der sogenannten Tagesaurora, einer morgenrothartigen Beleuchtung der Luft über der bereits hoch am Himmel stehenden Sonne) giebt er uns ausführliche Schilderungen. Trotz der Mangelhaftigkeit der physikalischen Instrumente machte Kane fortwährend die fleißigsten Beobachtungen über alle Erscheinungen, welche Luft, Licht und Sonne darboten. Besonders erschienen Nebensonnen in den manchfachsten Gestalten.

Die Beobachtungen der Schneewehen, des Rauchfrostes und der „Eisstimmen" (die eigenthümlichen Töne, die von Zeit zu Zeit aus den Eismassen emporbringen,) mußten die müßigen Stunden ausfüllen. Als Kane nach langer Zeit wieder vom Eise befreite Wellen plätschern hörte, erschien es ihm wie ein Gelächter der Freude, in das er selbst jubelnd einstimmte.

Endlich zeigte sich auch wieder thierisches Leben. Nur von irgend etwas die einförmige weite Schneewüste einmal unterbrochen zu sehen, ist für einen arktischen Reisenden dasselbe, was ein schattiger Hain nach der Wanderung durch eine sonnendurchglühte Prärie. Eine Zeit lang überließ sich Kane den poetischen Gefühlen der Theilnahme für die Vögel, die ihn unerwartet wieder begrüßten, aber der Gedanke an die Bedürfnisse der Skorbutkranken, zu denen er mit gehörte, verdrängte sie bald wieder und so griff er zur Büchse.

Eine interessante Bärenjagd wollen wir Kane selbst erzählen lassen. „Eines Nachmittags (17. April), als ich mit Murdaugh auf dem Verdeck — diesem unvermeidlichen Spaziergange — auf- und abging, sahen wir einen Bären langsam auf unsere Schiffsseite bis auf Schußweite zukommen. Wir hatten schon so manche schöne Jagdgelegenheit durch planlose und ungeschickte Jagdmanöver zusammen uns verdorben, daß ich diesmal davon schlich, um den Bär allein anzugreifen. Zu meinem Verdruß machte das Thier, das bis dahin neugierig nach Art der Hunde das Schiff angeblickt hatte, Kehrt. Der Bär war fast außer Schußweite, ich schickte ihm aber dennoch eine Kugel nach, die sein rechtes Hintertheil traf. Er fiel sogleich, und schon glaubte ich ihn sicher zu haben, als er plötzlich wieder aufstand, sich nach seiner Hüfte umbeugte, und ganz wie ein Hund, der von einer Biene gestochen worden, heftig nach der Wunde biß. So that er sich umdrehend noch einige kurze Bisse und dann, ehe ich wieder schußfertig war, trottete er hinkend, aber raschen Laufs davon. Das Thier hatte wirklich die Kugel gefunden, zwischen die Zähne genommen und herausgezogen. Die Kugel besitze ich noch, mit den deutlichen Spuren der Zähne. Nach sehr langwieriger und



Die Eisscholle im Mai.

ermüdender Verfolgung erreichte ich ihn endlich auf dem jungen Eise. Als er an das offne Wasser kam, blieb er stehen; während ich mich aber anschickte, ihm einen sicherern Schuß zu geben, ging er durchs Wasser auf das jenseitige junge Eis, fortwährend blutend. In Gemeinschaft mit einem der Matrosen, einem kühnen hartköpfigen Irländer, suchte ich nun auf einem Umwege gleichfalls auf das jenseitige Eis zu kommen und den Bär wieder zu hetzen. Es war eine sehr aufregende Jagd und ich fürchte, ich war nicht so vorsichtig dabei, als ich hätte sein sollen; ein dichter Nebel umgab uns mit einem Male und das junge Eis, in gleicher Höhe mit dem Meere, war nur zwei Nächte alt. Der Bär fiel zu wiederholten Malen nieder; endlich schleppte sich das arme Thier nur noch auf den Vordertatzen fort, indem es das Hintertheil über den übereisten Schnee schleifte, eine lange dunkle Blutspur zurücklassend. Der Nebel wurde immer dichter und dichter, das dünne Eis bog sich unter unsern Füßen so nieder, daß wir gewissermaßen auf dem Wasser gingen, und so hielt ich es für gerathen, den Rückweg einzuschlagen. Diese Jagd hatte uns einen Marsch von 2½ Meilen, zum Theil im Indianertrapp, gekostet. Wir trieften von Schweiß, wie in einem Dampfbade. Den andern Morgen brach ich bei Tagesanbruch mit einigen Matrosen auf, um den verwundeten Bär aufzusuchen. Wir hatten wol 1½ Meilen zurückzulegen, ehe wir ihn fanden. Er konnte nicht mehr entfliehen und so mußte er uns hier ankommen lassen; aber meine thörichten Leute ließen sich durch das Grunzen und den blutigen Rachen des Bären so in Schrecken setzen, daß sie nicht wagten ihn anzugreifen, sondern umkehrten. Ich hatte aber alle Ursache, dankbar dafür zu sein,

Die Eisscholle im Juni.

daß es so kam; denn hätte ich am Abend vorher den Bär weiter verfolgt, so hätte ich euch wahrscheinlich der Mühe überhoben, mein Tagebuch zu lesen, indem das Eis, über welches wir gegangen waren, bald darauf zerborst."

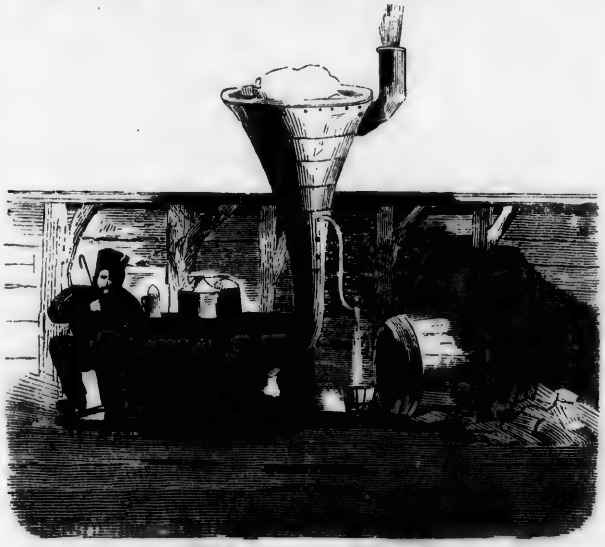
Eine überraschende Erscheinung ganz eigenthümlicher Art waren auf einer frisch gefrorenen Eisdecke über dem Wasser eine Anzahl kegelförmiger Spitzen die aus dem Eise hervorbrachen, während die zerbrochenen Eisstücken emporgeschnellt wurden; die Ursache war eine kleine Schaar Hornfische, die mit vereinten Kräften durch Ausstoßen eines Wasserstrahls auf diese Weise sich von der Eisdecke zu befreien pflegen. Von den Fischen selbst war dabei nichts zu sehen. Der Schall, der dadurch hervorgebracht wurde, war einem ungeheuren Gebell zu vergleichen, so laut, daß man kaum im Stande war, sich auf Schiffsweite verständlich zu machen.

Mit dem Monat Mai stellte sich zu allen den Uebeln, welche die Leute schon zu tragen hatten, auch noch die Schneeblindheit ein, das vorherrschende Uebel in dieser Jahreszeit in den arktischen Gegenden. Kane selbst wurde davon befallen und zwar so, daß er nicht mehr schreiben, auch nicht jagen konnte. Das beste Mittel dagegen ist völlige Finsterniß. Holzscheiben vor den Augen, mit nur einer Ritze, um das nöthigste Licht durchzulassen, thaten daher bessere Dienste, als Staub-

brillen und gefärbte Gläser, da es bei der erhöhten Reizbarkeit der Netzhaut weniger auf eine Veränderuug in der Beschaffenheit des Lichtstrahls, als auf eine möglichst geringe Quantität des einfallenden Lichts anzukommen scheint.

Von ungefähr Mitte Mai an gewährten die in großen Schaaren nach Norden hinauf ziehenden Vögel, besonders Alken und Wasserhühner, wieder frische Fleischkost in reichlichem Maße.

In Bezug auf das Meerwasser gelangte Kane durch vielfältige Beobachtungen zu der Ueberzeugung, daß Kälte allein von hinreichender Stärke, unabhängig von der Einwirkung des Durchsickerns, der Sonnenwärme oder der tiefen Lage des Eises, das salzige Wasser in eine frische, reine und trinkbare Flüssigkeit umwandle. Man benutzte deshalb eben sowol Eis als auch Schnee, um durch das Schmelzen desselben Trinkwasser zu erhalten.



Das Schmelzen des Schnees.

Vor einer großen Gefahr wurde Kane (am 5. Juni) durch die fesselnde Lektüre eines Buches bewahrt, die ihn diesmal von seinem gewohnten weiten, einsamen Spaziergange auf dem Eise abhielt; denn gerade während dieser Zeit brach die große Scholle, von der das Schiff lange festgehalten worden war.

Schon fingen die skorbutischen Anfälle unter der Mannschaft sich wieder zu verschlimmern an, als der Kommendeur den Allen höchst willkommnen Entschluß faßte, bei der Walfischinsel sich zunächst zu erholen und dann zu überlegen, ob es gerathen sei, eine zweite Fahrt nach der Melvillebai, dem Nordwasser, dem Lancastersund und Wellingtonkanal anzutreten. Im Mai hatte man noch festgefroren in der Eisscholle gesessen, wie solches auf dem Grundriß S. 246 zu ersehen und wirklich keinen sonderlichen Wonnemonat, desto mehr aber von der Maikühle in höherer Potenz zu erleben gehabt; erst am 5. Juni brachen die ehernen Ketten, die das Schiff ringsum eingeschmiedet hielten. Das Eis zerbarst in der Weise, wie es Abbildung S. 247 darstellt, und allmälig gewann die Aussicht immer größere Wahrscheinlichkeit, freies Fahrwasser nach Süden zu erholten. Auf beiden genannten Abbildungen stellt A die Advance und R die Rescue dar.

Endlich am 16. Juni begrüßten die Reisenden nach neunmonatlicher Fahrt

zum ersten Male wieder an der Küste von Grönland das feste Land. „Wir hatten nun unsere Probe bestanden — sagt Kane —; die Erfahrungen unserer Winterfahrt hatten unsern Enthusiasmus einigermaßen abgekühlt; aber wir fühlten auch, wie Veteranen nach Beendigung eines Feldzugs, daß wir, sobald wir wieder frische Kräfte gesammelt haben würden, besser als je für einen abermaligen Dienst geschickt wären." Schaarenweise erschienen die Eskimo's auf den Küstenklippen; Kindergeschrei und Hundegebell ließ sich vernehmen. In einer Sommerhütte von Rennthierhaut und Seehundsfell bemerkte Kane ein todtes Kind; es war zu guter Letzt noch einmal rein gewaschen worden und zeigte eine heitere Miene; weinend beugte der Vater sich über dasselbe, denn es war ein Knabe, und zwei kleine Schwestern stießen kindliche, etwas wilde Klagelaute aus. Kane schmückte die Leiche mit einer Perlenschnur.

Fünf Tage wurden in Godhaven verweilt. „Da sättigten wir uns — erzählt Kane — in ziemlich regelloser Weise von Eidergans, Stockfisch und Seehund, nicht zu vergessen den häßlichen Krötenfisch, der sich willig von unseren Leinen fangen ließ, kauten, was wir nur von bitteren Kräutern erlangen konnten, tranken reichlich vom dünnsten Dünnbier und tanzten mit den Eingeborenen, indem wir ihnen die Polka, sie uns den Pi-u-tu-ka lehrten."

Von Pröven aus erhielten sie einen Besuch von dem Pfarrer und Schulmeister der christlichen Eskimogemeinde, nebst Schwester und Anverwandtinnen und noch einiger anderer Eskimos niederen Standes, die in einem Boot herangerudert kamen, in deren Gesellschaft nun das kleine Geschwader in den Hafen von Pröven einlief und die amerikanische Flagge aufhißte, welche vielleicht jetzt zum ersten Male hier gesehen wurde. In einem steinernen Hause, dem einzigen, welches es hier giebt, residirt ein dänischer Gouverneur. Der Gouverneur war ein schlichter alter Däne, gesund und kräftig, der 31 von seinen 64 Wintern in dem arktischen Kreise über dem 70. Grad nördlicher Breite verlebt hatte. Er ist, erzählt Kane, unumschränkter Herr in seinem einsamen Gebiete, wo seine 4 Söhne und 5 Untergebene, Thranhändler nämlich, die einzigen weißen Gesichter sind, die er um sich hat — außer wenn er einen Besuch in Upernivik macht —, und so hat der gute alte Mann wenigstens die Genugthuung, keinen Höheren über sich zu wissen. Seine Gewohnheiten sind zu drei Viertheilen eskimoisch, ein Achtel nur dänisch, das Uebrige ist prövenisch oder, wenn man will, ihm eigenthümlich. Seine Frau ist zur Hälfte Eskimo; ganz aber, in Sprache und Aussehen, sind es die übrigen Glieder der Familie.

Wenn der lange nächtige Winter kommt, tauscht er Bücher mit seinem Freunde, dem Pfarrer zu Upernivik, aus. Zuweilen kommt der Pfarrer in Person und quartirt sich in das Gastzimmer ein, wobei man sich mit Unterhaltung in dänischer Sprache vergnügt.

Außer diesem Gastzimmer, was man an jedem andern Orte den Boden nennen würde, ist das einzige Zimmer des Hauses das, welches ich inne habe. Und hier essen und trinken, lachen, schlafen und leben nicht nur Christiansen — so heißt der Gouverneur — und seine sämmtliche Nachkommenschaft, sondern auch die Mutter seiner Frau mit ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln, wie sie heran-

wachsen. Es ist 15 Fuß breit und 16 Fuß lang und kaum so hoch, daß ein Grenadier in bloßem Kopfe gerade aufrecht darin stehen kann, ohne an die Decke zu stoßen. Das Gerüst des Hauses ist aus norwegischen Tannenbalken. Die Zwischenräume sind mit Moos ausgestopft und in einer tiefen Holzeinrahmung kleine Fensterscheiben eingefügt. Die hervorstechendste Zierrath des Zimmers bildet ein um drei Seiten desselben herumlaufender Rand oder Sims von Tannenholz von verschiedener Breite, das zu unglaublich vielseitiger Benutzung dient. Es ist Sopha und Bett zugleich für die ganze Familie; hier befinden sich, außer einem Schiffsdoctor mit seinem Schreibzeug, eine Tintenflasche, allerhand Eßwaaren, ein schlafendes Kind, eine Anzahl andrer Kinder, die nichts weniger thun als schlafen, ein Kanarienvogelbauer mit seinem ausländischen höchst trübseligen kleinen Gefangenen, und zahllose andre Gegenstände, die alle aufzuzählen zu ermüdend sein würde, zu denen hauptsächlich Seehundsfelle, Stiefeln, Flaschen, Gläser, Küchengeschirre, Kindergeräthschaften, Kaffeekannen, Hundsfellstrümpfe, Eiderdaunenpelze und eine Hündin mit einer kleinen Familie winselnder Jungen gehört.

Una, die zweite Tochter, erzählt Kane, war krank und unter meiner Behandlung gewesen; sie arbeitet jetzt zugleich mit ihren Schwestern Anna, Sara und Christina eifrig an einer Dankesgabe für ihren Arzt. Den ganzen Morgen sind sie beschäftigt gewesen, Seehundsfellstücken zu umsäumen und mit Rennthiersehnenfaden aneinander zu heften. Mein Geschenk soll in einem vollständigen Damenanzug bestehen, vom schönsten Seehundsfell, nach der feinsten Mode von Pröven, die zu jeder Zeit immer für die neueste Wintermode gelten kann. Es ist wirklich ein eleganter Anzug.

Eine so zahlreiche Familie ist natürlich eine glückliche: eine streitsüchtige Genossenschaft könnte in einer so kleinen Behausung nicht auskommen. Die männlichen Christiansens, die 4 Söhne, tüchtige herzhafte Bursche, bewandert in der Führung des Kajaks, des Schlittens, des Fischnetzes, geschickte Harpuniere und erfahrene Schützen, sind fortwährend auf der Jagd und bringen ihre Beute nach Hause in dem stolzen Gefühle, einen reichlichen Beitrag zu den Vorräthen des Haushalts geliefert zu haben. Die Frauen thuen im Kinderwarten, Kochen, Schneidern und Haushalten getreulich das Ihrige.

Während des kurzen tageshellen Sommers findet sich die gesammte Familie zu fröhlichem Beisammensein unter einem Zelte von Seehunds- oder Rennthierfell vor dem Hause ein, das, wie noch manche andere Gebräuche dieser Leute, offenbar sich noch von einem früheren Nomadenleben herschreibt. Das ist die einzige Zeit im Jahre, wo das Zimmer gelüftet wird, und wo die Grenzen zwischen Küche und Schlafstätte weniger der Verwirrung ausgesetzt sind. Für den Winter findet dann folgende Anordnung statt: drei Seiten des Zimmers werden eingenommen von drei großen Pfannen aus porösem Speckstein oder Serpentin, die auf leichten hölzernen Dreifüßen dicht an dem erwähnten Holzsimse aufgestellt sind. Dieselben sind mit Seehundsthran angefüllt und um den Rand herum mit Moos belegt, das als Docht dient, und dienen so zugleich als Leuchter und Oefen. Hieran könnten Alle, die sich zu Hause über eine schlechte Lampe ärgern, Geduld lernen. Eine jede derselben bringt einen Kaffeekessel von einem halben Maaß in zwanzig

Minuten zum Kochen und dampft wie ein Kamin mit den andern beiden um die Wette. Da giebt es weder Rauchfang, noch Kamin noch sonst einen Abzug für den Rauch.

Die freigelassene Seite des Zimmers nimmt ein Tisch mit drei Stühlen ein und daneben zeigt sich in einem bescheidenen Winkel, wie ein Nipptischchen, eine Tonne; es ist die Küpe zum Gahrmachen der Felle. Ihr Inhalt muß sich im Zustande der Gährung befinden, um für den Dienst brauchbar zu sein, und nach dem Geruche zu urtheilen, hatte der Gährungsprozeß bereits gute Fortschritte gemacht.

Kasarsoak, Niederlassung bei Upernivik, in Nordgrönland.

Zu Holsteenborg war es Kane aufgefallen, daß hier so wenig Hunde vorhanden waren, während sich sonst ganze Schaaren derselben an den Niederlassungen herumzutreiben pflegen. Auf sein Befragen deshalb wurde ihm durch Erzählung folgender trauriger Begebenheit die Sache aufgeklärt. Der Gouverneur, der Pfarrer und der Fischer hielten sich Ziegen, die während des Winters in einem erwärmten Raume des Hauses untergebracht wurden, während sie die andere Zeit des Jahres über frei umher liefen und die in den Schneethälern sich findenden Gräser abweideten. Nun kann ein Eskimohund, der darauf angewiesen ist, sich seine Nahrung selbst zu suchen, eine Ziege mit Haut und Haar und ich glaube selbst mit den Hörnern aufzehren. Das wäre ein zu theures Futter gewesen. Daher wurde in ernste Berathung gezogen, was wol bei dieser Unvereinbarkeit der Ziegen mit den Hunden zu thun sei. Die Sache wurde in sehr summarischer

Weise zur Entscheidung gebracht. Als die Zeit des Sonnenscheins und grünen Futters kam, wurden die Hunde auf eine Felseninsel verbannt, eine Art St. Helena, etwa eine Meile vom Festlande entfernt, mit der Erlaubniß, selbst für ihren Unterhalt zu sorgen; die Ziegen blieben da und weideten und mästeten sich ungestört. Der Ausgang der Sache war ein tragischer. Hungersnoth kam über die Hunde; fürchterliche Kämpfe ums Leben entspannen sich unter ihnen, indem die Starken die Schwachen auffraßen. So verminderte sich nach und nach die Kolonie bis auf vier oder fünf benarbte Veteranen, deren nächtliche Kämpfe selbst die Bewohner der Niederlassung störte, bis endlich die Ueberlebenden aus Verzweiflung ins Wasser sprangen und glücklich die Küste erreichten."

Auf einem Boote wurde ein Ausflug nach Upernivik nächst Kangiartsoak der nördlichsten dänischen Niederlassung gemacht. Hier findet sich einmal im Jahre ein vereinsamter Kauffahrer von Kopenhagen ein und hier fühlt man sich einigermaßen wieder in Verbindung mit der übrigen Welt. Kane begrüßte daher die rothen Giebel der drei Häuser, aus denen die ganze Niederlassung besteht, und die weiße Spitze, welche den Thurm über der Kirche vorstellte, nach einer Ruderfahrt von drei Meilen, mit einer Freude, als sollten ihn die Orangenhaine Brasiliens oder die Palmenpflanzungen der Gewürzinseln aufnehmen.

Unglücklicherweise war der Gouverneur nach Pröven gefahren, das dänische Schiff war nach Pröven abgegangen und auch der Pfarrer war zum Besuch nach Pröven. Indessen war das schöne Geschlecht zurückgeblieben. Die Gemahlin des Gouverneurs hieß die fremden Gäste willkommen und bewirthete sie aufs gastfreundlichste mit Allem, was das Haus darbot. Das Gebäude war nichts weniger als malerisch — ein viereckiges Blockhaus aus dicken Balken in einen spitzigen hohen Giebel auslaufend; das Dach bestand aus Bretern, die mit getheertem Segeltuch bedeckt waren; ebenso die hölzernen Wände, die man noch überdies feuerroth angemalt hatte. Ein kleines weißes Staket schloß ungefähr 10 Fuß Gartenland ein, das mit schweren Glasscheiben überdeckt war. Unter letztern waren trotz des Reiffrostes, der auf ihnen lag, einige wenige Büschel Kresse, grüne Radischen und Rübenköpfe zu erkennen. Dies war der „Garten", der die Residenz des Gouverneurs vor den andern Häusern auszeichnete. Durch eine enge Vorhalle gelangte man in das Empfangszimmer, das, 12 Fuß lang und 11 Fuß breit, für sehr ansehnlich gilt. Von da führte eine Thüre zu einem zweiten Zimmer von gleicher Größe, dem Staatszimmer. Das merkwürdigste unter den Möbeln war der Ofen, ein langer schwarzer Cylinder, der einer Säule gleich im Winkel stand. Hiernächst ein Peloton Tabakspfeifen, die sich an der Wand in Parade aufgestellt befanden; sodann — dies, um ehrlich zu sein, war eigentlich das vornehmste Möbel — ein Tisch mit einem weißen Tuche und blank geputzten Schüsseln, Messern und Gabeln. Die Decke bildeten schwere Balken, ähnlich dem Zimmerwerk einer Schiffskajüte; der Fußboden ist unbedeckt, aber sorgfältig polirt. Die Fenster sind kleine tiefliegende Vierecke hinter Musselin-Vorhängen; die Wände mit in ziemlich bunten Farben bedrucktem Kattun tapezirt. Der Spiegel war nicht eben groß; aber es war der erste, den die Polarfahrer seit ihrem Aufenthalte in der Eisregion wiedersahen. „Uns selbst zu sehen, sagt hierbei

Kane, wie Andere uns sehen, dürfte nicht immer als das Gebot einer weisen Selbstliebe sich bewähren. Schmalbäckige, hohläugige, verwilderte alte Männer waren wir, mit faltigen Gesichtern, lohfarbenen Bärten, verstörtem Blick; wahrlich die Knaben von Upernivik müssen gezogener sein als die von New-York, denn sonst würden sie uns ausgehöhnt haben.

Die Damen — es waren wirklich Damen, sie waren die Vornehmsten des Orts — benahmen sich mit Würde und boten uns unter freundlicher Bewillkommnung ein Mahl, nämlich Kaffee, Eier und Schwarzbrod. Wir aßen wie freigelassene Gefangene. Zuletzt kam die Krone der Bewirthung: auf dem Boden einer blauen Untertasse, strahlenförmig wie Radspeichen oder wie die Scheite eines Feldfeuers am Delaware hingebreitet, verkümmert und bleich, jedoch an der Spitze eine wenig geröthet, und mit grünen Büscheln geschmückt — 10 Radischen! Sprecht mir von den Mangofrüchten von Luzon und den Mangostanen von Borneo, von den Cherimoya's von Peru, den Ananas von Sumatra oder den Seckel-Birnen der Schuylkill-Wiesen, was ihr wollt; aber der Gaumen muß erst die Erinnerung verloren haben, bevor ich diese 10 Radischen einer der genannten Früchte gleich stelle."

Den weiteren Aufenthalt an der grönländischen Küste benutzte Kane auch noch, um den Bau der „Kajaks" kennen zu lernen, jener kleinen eigenthümlichen Boote, deren sich die Eskimo's besonders bei der Seehundsjagd bedienen; eben so machte er sich mit der Führung derselben vertraut. Sie sind das Hauptjagdgeräth der Polarmenschen und mit ihnen fühlen sich die kühnen Jäger im Wogenkampf so ruhig, wie der Araber auf dem Rücken seines Pferdes beim Wehen des Windes.

Als ein Beispiel aber, daß auch unter den mit dem Eise vertrauten Eskimo's bei ihrem durch die Noth gebotenen nomadischen Leben es nicht an tragischen Vorfällen fehlt, die zum Theil die einzige geschichtliche Grundlage ihrer zeitweiligen Ansiedelungen bilden, theilt uns Kane am Schluß noch folgende Erzählung mit. Vor etlichen Jahren zogen zwei Eskimo-Blutsverwandte mit einem Schlitten aus, um Seehunde zu suchen. Die Eisfläche bildete eine große zusammenhängende Scholle von der Küste bis so weit das Auge reichte. Während der Nacht bemerkte der Eine, als er aus tiefem Schlafe erwachte, daß der Wind sich ostwärts gedreht. Dies konnte noch nicht so lange her sein, denn der Wind war nur schwach. Sie schirrten die Hunde an, trieben zur größtmöglichsten Eile und fuhren wieder der Küste zu. Zu spät! eine gähnende Spalte offenen Wassers lag bereits zwischen ihnen und dem Lande. Ein Tag verstrich in fieberhafter Verzweiflung. Von der Küste erhob sich ein Südwestwind; ein Nebel trat ein und entschwunden war endlich das Land ihren Blicken.

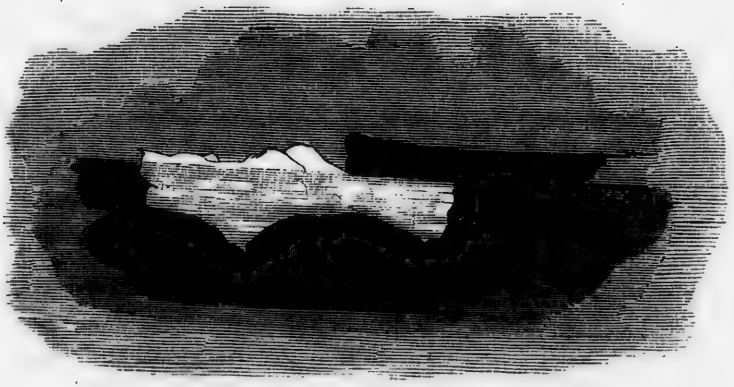
Der weitere Verlauf war ein grauenhafter. Sie schirrten also wieder ihre Hunde an und fuhren nun westwärts, eine unwegsame Eisfläche von 30 Meilen vor sich. Am dritten Tage waren die Hunde erschöpft und zogen nicht mehr. Der eine der beiden Unglücklichen tödtete seinen Gefährten und brachte mit dessen Fleische die Hunde wieder zu Kräften. Endlich erreichte dieser Mensch die nordamerikanische Küste bei der Merchantsbai. Nach Jahren erst auf allerhand Um-

wegen kam Nachricht von ihm nach der grönländischen Niederlassung. Er hatte sich aufs neue verheirathet, eine neue Familie, einen neuen Hausstand, ein neues Vaterland gefunden, von wo ihm nun die Rückkehr, sollte er sie je gewünscht haben, nicht mehr möglich war.

Bei alle dem, sagt Kane, sind die Eskimo's ein glückliches Völkchen, so weit Zufriedenheit und ein elastisches Temperament zur Glückseligkeit hinreichen.

Der Befehlshaber der Expedition hatte beschlossen, nach New-York zurückzukehren, ohne einen neuen Versuch zum abermaligen Vordringen zu wagen. Er fürchtete mit Recht, daß der nächste Winter eben so schlimm, wo nicht ein noch schlimmerer als der letzte werden würde, und daß er dann mit seinem zerstoßenen Schiffe, seinen geschwächten, halbkranken Leuten und den mangelhaften Vorräthen unfähig sein würde, denselben zu überdauern. Dazu hatte er die Ueberzeugung, daß es bei der augenblicklichen Ausdehnung des Eises nicht möglich sein würde, weiter vorzudringen, als es im vergangenen Jahre gelungen. Ueberdies war es ihm in seiner Instruktion zur besonderen Pflicht gemacht, wenn irgend möglich, nicht länger als einen Winter in den arktischen Regionen zuzubringen. Er befahl also, wenn auch betrübten Herzens, das die vielseitigen Mühen so wenig zur Aufklärung über den Gegenstand ihrer Nachforschung beigetragen, den Kiel des Schiffes der Heimat zuzurichten.

Am 30. September 1851 kam das Schiff glücklich und wohlbehalten wieder im Hafen von New-York an und der Kapitän sprach sich öffentlich in anerkennendster Weise darüber aus, daß der günstige Umstand: keinen einzigen Mann während der Expedition durch den so sehr gefürchteten Skorbut verloren zu haben, hauptsächlich den verständigen ärztlichen Anordnungen Dr. Kane's und der rastlosen Thätigkeit desselben zu danken sei.



Aufbrechen des Polareises.

XV. Die zweite Grinnell-Expedition.

Kane's Pläne zu einer neuen Polarreise. — Ausrüstung. — Hans Christian, der Eskimo-Jäger. — Die Melvillebai. — Die Scharlachklippen. — Kampf mit dem Nordsturm. — Die Schrecken der Winternacht. — Die schlimme Schlittenpartie. — Wahnsinnanfälle. — Eskimobesuche. — Der Humboldtgletscher. — Robbenschießen. — Arktische Sommerfreuden. — Traurige Kundschaft. — Bärenbesuch. — Das offne Polarmeer. — Die Eider-Insel. — Trostlose Winteraussichten. — Eskimoleben. — Skorbut und Hungersnoth. — Walroßjagd. — Zwei Ausreißer. — Eskimositten. — Bärenjagd. — Die Rückreise.

Nach der Rückkehr von der ersten Grinnell-Expedition schrieb Dr. Kane die Geschichte dieses Unternehmens, eine schwierige Arbeit für einen so thatengewohnten Mann, der wol den aufregenden Kampf mit Hindernissen und Gefahren, nicht aber die ruhige Betrachtung der vollbrachten Thaten am Schreibtisch liebte. Indessen, es war ihm der Auftrag zur Abfassung jener Geschichte geworden, und er entledigte sich desselben in musterhafter Weise. Kaum aber war er damit zu Ende, so finden wir ihn damit beschäftigt, eine neue Nordpolexpedition unter seiner persönlichen Leitung ins Werk zu setzen.

Diese neue Unternehmung hatte ebenfalls wie die vorhergehende, den Zweck, nach den verlorenen Schiffen der Franklin'schen Expedition, nach dem „Erebus" und „Terror" zu suchen; aber es handelte sich dabei auch um Erforschung wissenschaftlicher Probleme. Kapitän Inglefield, der zu den britischen Franklinsuchern gehörte, hatte im Jahre 1852 mit dem kleinen Dampfer Isabella die

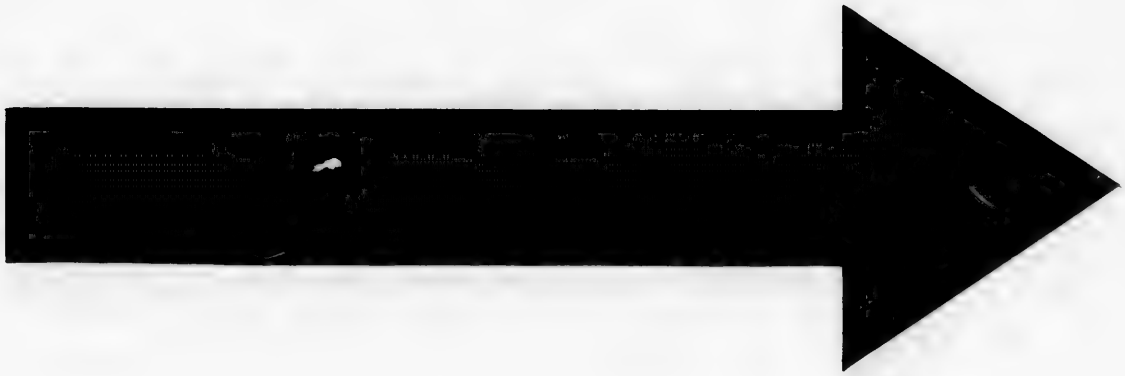
nördlichen Theile der Baffinsbai untersucht, war in den Smithsund eingelaufen und hatte weiter nördlich die See offen gesehen und eine gegen Norden gerichtete Strömung wahrgenommen. Eine ähnliche Entdeckung hatte Sir Edward Parry schon im Jahre 1827 gemacht, der in einer Breite von 82 Grad nördlich von Spitzbergen das Meer fast ganz frei von Eis angetroffen hatte. Damit stimmten auch die Erfahrungen Austin's, Penny's und Roß' überein, und Kane und Andere neigten daher immer mehr zu der aus der Theorie geschöpften Meinung des Amerikaners Maury von einem Einfluß der Meeresströmung auf die Verbreitung der Wärme über die nördlichen Gebiete der Erde und in Folge dessen zu der Annahme, daß ein offenes Meer den Pol umlagere. Die Aufgabe, näheren Aufschluß darüber zu bringen, ließe sich, meinte man, wol mit der Erforschung des Schicksals Franklin's vereinigen. Als sich daher im Herbste des Jahres 1852 Lady Franklin abermals vertrauensvoll um Mittel zur Rettung ihres Gatten an die amerikanische Nation wandte, und als abermals der Ehrenmann Henry Grinnell in New-York seine freigebige Hand zur Ausrüstung eines solchen Unternehmens bot, da wurde wiederum das regste Interesse für die Polarfahrt laut und bald war auch in Kane der Mann gefunden, an den in den Vereinigten Staaten Jedermann die größten Hoffnungen knüpfte. Seine Charakterstärke, sein unerschütterlicher Muth, sein Reichthum an Erfahrungen und Wissen, verbunden mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit, dem fast an Empfindsamkeit grenzenden Wohlwollen, der selbst in den grauenvollsten Polarwüsten bewährten Heiterkeit seines Wesens, ließen ihn, obwol er nur Arzt war, mehr wie jeden Andern zum Führer der Expedition geeignet erscheinen.

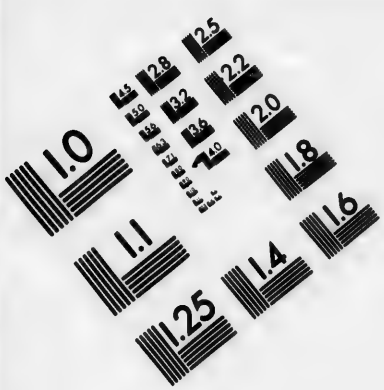
Da die zu dem vermutheten offenen Polarmeer sonst noch mögliche Eingangspforte, der Wellingtonkanal, bereits von englischer Seite der Belcher'schen Expedition überwiesen war, so konnte es für Kane kein anderes Ziel geben, als die Erforschung des Smithsundes. Dieses Ziel stellte sich Kane und entwarf danach seinen Plan. Dieser gründete sich auf die wahrscheinliche Erstreckung der Ländermassen-Grönlands weit nach Norden hin und auf die Annahme, daß, wenn Franklin durch den Smithsund in das vermuthete offene Polarmeer eingedrungen sei, man, in diesem angekommen, eben so leicht nach Ost wie nach West nach den Vermißten auf Entdeckungen ausfahren könne. Zu Gunsten seines Planes sprachen folgende Punkte: 1) Die Expedition stützt sich auf Festland und vermeidet so die Mißlichkeiten einer Reise im Eis. 2) Sie geht unmittelbar nach Norden, führt also am schnellsten an das offene Meer, wenn es überhaupt ein solches giebt. 3) Die gegen Norden gerichteten Küsten Grönlands müssen das Eis hindern, südwärts zu treiben, und es ist daher nicht zu befürchten, daß es der Expedition ergehen werde, wie Parry, als er von Spitzbergen aus den Pol zu erreichen suchte. 4) Das Thierreich kann den Reisenden Hülfsmittel liefern und endlich 5) können die Eskimo's Beihülfe leisten; denn Ansiedelungen dieser Leute sind bis zum Walfischsund hinauf gefunden worden und es ist anzunehmen, daß sie sich noch weiter gegen Norden vorfinden.

Das nächste Ziel war der Smithsund, in den Kane so weit als möglich einzudringen beschloß. Wenn aber endlich Eis- oder Landbildungen das weitere

Vordringen unmöglich machen sollten, dann war es seine Absicht, das Schiff vor Anker zu legen und mit der Hälfte seiner Mannschaft mit Hülfe eines von Hunden gezogenen Schlittens und eines Bootes, das den bezeichnenden Namen „Verlorene Hoffnung" erhielt, die Richtung zum Nordpol weiter zu verfolgen. Es sollte dann eine viele Tagereisen vom Ankerplatze entlegene Stätte als Ausgangspunkt der eigentlichen Nachforschungsreisen, die man im Frühjahr des folgenden Jahres ausführen wollte, mit Vorräthen, Boot und Schlitten ausgestattet werden.

So großartig war der Entwurf des Kane'schen Reiseplanes. Und trotzdem ging er an die Ausführung desselben mit verhältnißmäßig sehr einfacher Ausrüstung. Denn während man bei britischen Expeditionen stets darauf bedacht war, wenigstens zwei reichlich ausgestattete, zum Theil mit Dampfkraft versehene Schiffe zur gegenseitigen Unterstützung mit einander in das Polarmeer zu senden, begnügte sich Kane mit einem einzigen Schiffe, das noch dazu blos eine kleine Brigantine von nur 144 Tonnen Gehalt war, und die ganze Reisegesellschaft bestand blos aus 18 Personen. Dieses Schiff, ein guter Segler, war aber dieselbe „Advance", welche bereits auf der ersten Grinnell-Expedition ihre Tüchtigkeit bewiesen hatte; es wurde sorgfältig untersucht und die etwa bemerkten Schäden verbessert. Außer fünf Booten, worunter ein metallenes Rettungsboot, wurden noch eine Partie roher Bretter mitgenommen, um das Schiff im Winter überdachen zu können, ferner einige Zelte von Kautschuk und Segeltuch, sowie einige mit vieler Sorgfalt konstruirte Schlitten. In Betreff der Lebensmittel wurde auch nur das Nöthigste beschafft, aber Alles mit großer Sorgfalt bereitet. Einige tausend Pfund Pemmikan (Preßfleisch), eine Partie Fleischzwieback, etwas eingelegter Kohl und ein reicher Vorrath von getrockneten Früchten und Vegetabilien, dazu noch Pökelrind- und Schweinefleisch, Schiffszwieback und Mehl und ein sehr mäßiger Vorrath von Spirituosen wurde auf die Advance gebracht. Die Garderobe der Reisenden bestand aus wollenen Kleidern, und sonst führten sie noch eine Menge Messer, Nadeln und andere Tauschartikel, sowie eine gutgewählte Bibliothek und ein werthvolles Sortiment von Instrumenten für wissenschaftliche Beobachtungen mit sich. Die geographische Gesellschaft zu New-York, das Smithson'sche Institut, die amerikanische naturwissenschaftliche Gesellschaft und andere Vereine und Private hatten zur Ausrüstung nach Kräften beigetragen. Die Begleiter Kane's waren Freiwillige; Henry Brooks fungirte als nautischer Befehlshaber des Schiffs, Isaak Hayes als Wundarzt und August Sonntag aus Altona als Astronom. Die Schiffsregeln wichen von den gewöhnlichen sehr ab; dieselben bestanden in folgenden drei Stücken: 1) Unbedingter Gehorsam gegen den Kommandirenden oder dessen Stellvertreter. 2) Enthaltung von allen berauschenden Getränken, wenn sie nicht in Folge besonderer Vorschrift gereicht werden, und 3) Vermeidung der gemeinen Redeweise. Andere Gesetze gab es nicht. — Zum Ersatz geistiger Getränke wurde eine Quantität Malz nebst einem kleinen Apparat zum Brauen mitgenommen. Zwar reichten die besorgten Vorräthe nur auf ein Jahr aus, aber Kane hoffte auf den Ertrag





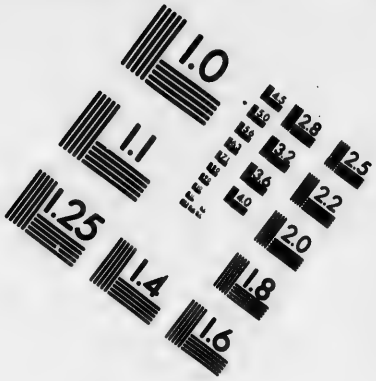
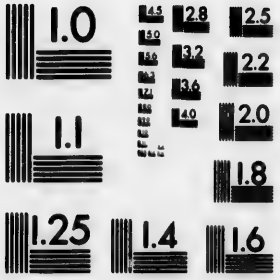
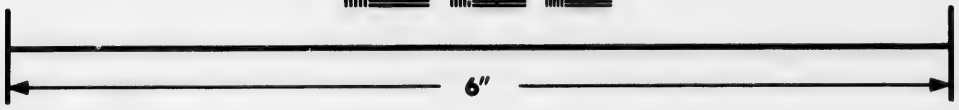
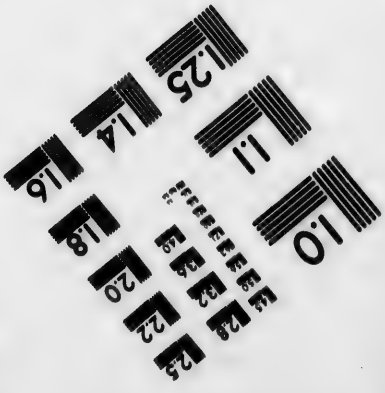


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

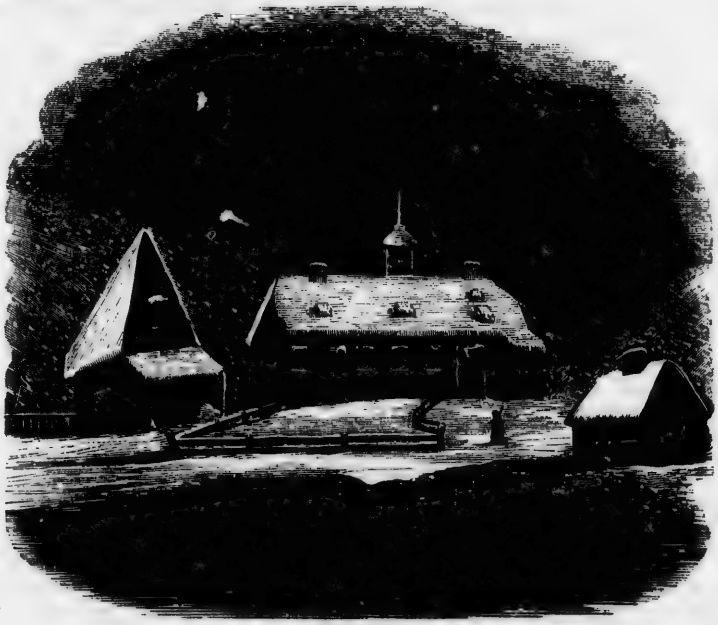
der Jagd und war er entschlossen, im Nothfall zur Lebensweise der Eskimo's seine Zuflucht zu nehmen.

So vorbereitet, verließ die Advance am 30. Mai 1853 den Hafen von New-York. Mit vertrauensvoller Hingebung und enthusiastischer Hoffnung blickte die kleine Schaar Freiwilliger, die den Schrecken des Nordens kühn entgegensegelte, zu ihrem Führer auf, der sich seinerseits durch das stolze Bewußtsein gehoben fühlte, seine hochgehenden Ideen an der Wirklichkeit messen zu dürfen. Nach 18 Tagen war das Schiff in Neufundland, wo frisches Rindfleisch eingenommen wurde, das man auf Seemannsart nach Entfernung der Knochen und Sehnen durch festes Umwickeln mit Bindfaden in Rollen formte, die im Takelwerk aufgehangen wurden. Darauf erreichte man ohne Unfall die Baffinsbai und warf am 1. Juli im Hafen von Fiskernaes auf der Südwestküste Grönlands Anker, wo man den Kabeljau in allen Stadien der Zubereitung für den Markt und die Tafel in Augenschein nehmen konnte. Hier wurde ein fetter gutmüthiger Eskimojäger von 19 Jahren, Namens Hans Christian, zur Mitfahrt bestimmt, der sich neben einem sehr mäßigen Lohne für seine Mutter noch ein Paar Fässer Brod und 52 Pfund Schweinefleisch ausbedung, wofür er der Expedition durch seine Treue und Ausdauer, wie durch seine Eigenschaften als Jäger in den Tagen der Bedrängniß die wichtigsten Dienste leistete.

Unweit Fiskernaes liegt Lichtenfels, eine der drei herrnhutischen Niederlassungen auf der Westküste Grönlands. Kane besuchte sie und wurde von ein Paar ernsten, alten Männern in Zobeljacken und mit Sammetkäppchen empfangen; sie hießen ihn ruhig aber herzlich willkommen. Ein Betsaal, zwei Wohnstuben, drei Kammern und eine Küche, Alles unter einem und demselben Dache — das ist Lichtenfels, dessen Anlage noch aus den Zeiten Matthias Stach's herstammt und das aus den Baumstämmen erbaut wurde, die einige zwanzig Jahre nach Egede's Landung durch Meereswogen wie von der Vorsehung hierher geführt wurden. — Bei den letzten dänischen Posten: Upernivik, Kingatok und Yotlib versorgte sich Kane mit Eskimohunden. Diese Thiere konnte er nicht entbehren, er hatte aber viel von ihnen zu leiden. „Es war", schreibt er, „als ob sich eine Straße von Konstantinopel auf unser Verdeck gelagert hätte. Man konnte keine Bärentatze, keinen Eskimoschädel, kein Bündel Moos oder irgend sonst etwas einen Augenblick aus der Hand lassen, ohne daß das ganze Rudel mit Geheul darauf losstürzte und es zu verschlingen suchte. Sie machten einen Angriff auf ein ganzes Federbett und heute Morgen verschlang eine der Bestien zwei Vogelnester, die ich eben auf den Felsen gesammelt hatte, mit Federn, Moos, Schmutz und Steinen." — An einer andern Stelle hatte Kane auch noch eine Anzahl Rennthierfelle und gewalkte Seehundsstiefeln oder Mokassins, die sicherer gegen Nässe schützen, als genähtes Schuhwerk. Als in Upernivik noch Karl Johann Petersen, der als Eskimo-Dolmetscher bereits den Kapitän Penny auf seiner arktischen Fahrt begleitet hatte, zugetreten war, zählte die kleine Kane'sche Heldenschaar 20 Köpfe.

Erst am 27. Juli erreichte man die Melvillebai an der Westküste Grönlands unter 71 Grad nördlicher Breite. Hier begannen die Gefahren. Heran-

wogende Eisblöcke und Treibmassen brachten das Schiff in die äußerste Enge. Es kostete 8 Tage, die Melvillebai zu umfahren. Die Eisberge — das sind schwimmende Eismassen, welche sich von einem der See nahen Gletscher losgelöst haben — die man benutzte, um sich hinter ihnen gegen das massenweise wider Süden dringende Treibeis zu schützen, drohten ihrerseits auch mit Gefahren. Am 29. Juli lag das Schiff unter der Spitze eines solchen Berges, als ein lautes donnerähnliches Krachen hörbar wurde und anfänglich Eisstücke, nicht größer, als eine Walnuß, wie die ersten Tropfen eines Sommerregens in das Meer fielen. Diese Anzeichen waren verständlich genug; kaum hatte die Mannschaft noch Zeit abzuhauen, als die Vorderseite des Berges zusammenstürzte.



Lichtenfels.

Erst am 4. August klärte sich das Fahrwasser der Baffinsbai und am 5. August kam man in Sicht der Scharlachklippen, so genannt wegen der tiefen Rosenfarbe des Schnees, die von einer den Schnee bedeckenden Alge herrührt. Kane hatte schon früher diese Erscheinung wahrgenommen, aber nur ein schmutziges Braun gesehen. Diesmal erschien der Schnee in allen Schluchten rosenfarben; dazwischen lagen Flecken grünen Mooses von wunderbarem Farbenreiz.

Am 6. August erreichte man die arktischen Herkulespfeiler, Kap Isabella im Westen und Kap Alexander im Osten, die beiden Vorgebirge, welche das Thor zum Smithsunde bilden. Kap Alexander ist der Vorsprung einer Felsenreihe, die durchschnittlich 800 bis 1000 Fuß hoch ist und an vielen Stellen in einem einzigen Absatze senkrecht aufsteigt. Der feierliche Eindruck, welchen der

Anblick, dieser Felswände gewährte, verfehlte seinen Eindruck selbst auf die verhärteten Seeleute nicht. Einer der Offiziere bemerkte dem Manne auf der Wache, daß die Seemöven und Eidergänse das Schauspiel belebten, wie die schimmernden Segel des Mittelmeeres, worauf der Seemann mit gravitätischem Ernste erwiederte: „Ja, Sir, im Verhältniß zur Größe!"

In der Nähe der Littleton-Insel traf Dr. Kane die erste der Maßregeln, von denen die Rettung der Mannschaft abhängen konnte, falls man die Advance verlassen mußte. Er vergrub an einer geeigneten Stelle des festen Landes sein Rettungsboot mit einem Vorrath von Lebensmitteln. Große und kleine Steine wurden oben aufgeschichtet, jede Lücke mit Moos verstopft und zuletzt noch Sand und Wasser zugeschüttet, damit das Ganze zu einer festen Masse zusammenfriere, die den Tatzen der Eisbären Widerstand leisten könne.

Nun begann der Kampf mit dem Eise. Am 7. August stieß das Schiff auf schweres, mehrere Winter altes Packeis, das sind die größten beweglichen Flächen von Eis, die aus zusammengetriebenen Eisfeldern bestehen. Nach langem Ringen erst gelang es, eine Bucht zu gewinnen, wo das Schiff an einen Felsen festgeankert werden konnte. Am 8. August, immer der Küste folgend, erreichte man den Zufluchtshafen Harbour, und am andern Tage wurde eine Jagd auf Walrosse unternommen, von denen die Bucht wimmelte. Aber die Kugeln prallten von der dicken Haut der düstern Ungeheuer ab, wie Klatschbüchsenstöpsel. Dafür wurde ein todter Narwal entdeckt, der wenigstens 600 Pfund gutes gesundes Stinkfleisch lieferte. Das Thier war 14 Fuß lang und sein Horn 4 Fuß. — An der Küste fand man das Eis dicker denn je; es glich nicht mehr den Eishügelkämmen, sondern eher den Eisbergen, und eins dieser Stücke erhob sich senkrecht über 60 Fuß. Die Fortschritte des Schiffes waren außerordentlich langsam und nicht selten geschah es, daß man gegen Süden zurückgetrieben wurde. Am 14. August kam das Schiff nur etwa ¾ Meile vorwärts und am 15. warf ein plötzlicher Windstoß die Brigg auf eine Felsbank; sie stampfte schwer auf, hatte aber doch nirgend Schaden genommen. Am 16. August beobachtete man schon, daß in einer Nacht „junges" Eis von ¾ Zoll im Durchmesser sich bildete. Am 17. landete Kane mit einem Boot an einem Eisberge und bestieg dessen Gipfel, um Rundschau zu halten. Nirgend ein Fahrwasser! Nichts als Eis, einige Wasserlöcher ausgenommen, die wie Tintenspritzel auf einem Tischtuch erschienen. Längs der Küste von Grönland zählte er fünf Vorgebirge, bis das letzte im Schleier des geheimnißvollen Nordens sich verbarg. Man befand sich bereits unter 78 Grad nördlicher Breite. Am Nachmittag des 17. August kam ein straffer Wind aus Süden; die Eisflarden scheuerten unbarmherzig an den drei schweren Tauen, mit denen die Advance an die Felsen geklammert war; sie hielten aber tapfer aus, bis auf eins. Im Dankgefühl für diese kleine Felsinsel, die das Schiff gegen das drängende Eis beschützt hatte, nannte man sie „Gottesgabe".

Wenige Zeit darauf, am 20. August, erhob sich ein furchtbarer Orkan, der unsere Reisenden in die größte Gefahr brachte. „Wir hatten ihn kommen sehen", schreibt Kane, „und waren darauf gerüstet mit drei tüchtigen Halttauen vor uns und Alles in bester Bereitschaft am Bord. Aber es brach herein

schwerer und schwerer, und das Eis trieb wilder, als ich es jemals gesehen zu haben meinte. Ich war während einer Pause in die Kajüte gegangen, um trocken zu werden, und hatte mich ein wenig ausgestreckt, als ich das scharfe Schwirren eines reißenden Taues vernahm. Unsre sechszöllige Halse (Halttau) war verloren, und wir schwangen nur noch an den beiden andern, während der Sturm nach Süden zu wie ein Löwe brüllte. Eine halbe Minute später und twang! twang! ließ sich ein zweiter Knall vernehmen. Ich merkte an dem grellen Tone, daß es die Walleine gewesen sein mußte. Noch hielt unsere wackere zehnzöllige Manila. Ich war gerade im Begriff, meine Robbenfellstiefeln anzuziehen, als Mac Gary die Leiter herabstieg: „Kapitän Kane, sie hält's nicht länger aus; der Teufel bläst aus vollen Backen, und ich fürchte, sie wird reißen." Das Manilatau bewährte aber seine Vortrefflichkeit, als ich auf das Deck gelangte. Die Mannschaft umringte mich und pries laut seine Leistungen. Deutlich vermochten wir den tiefen Windharfenton des Taues durch das Rasseln des laufenden und durch das Krächzen des stehenden Tauwerks zu erkennen. Es war ein Schwanengesang! Die Stränge gaben nach mit dem Lärm eines Kanonenschusses, und mitten in der Staubwolke, die nach dem Zerreißen folgte, wurden wir ohne Erbarmen von dem wilden Eise fortgerissen." Es kostete jetzt furchtbare Arbeit, bis man auf dem schmalen Fahrwasser zwischen dem Ufer und dem Packeis, kaum 1200 Fuß breit, eine Strecke von 1 Meile zurücklegte. Man warf einen Eisanker aus, um die Brigg aufzuwinden; aber der Eisstrom war so gewaltig, daß man kaum Zeit hatte, um eine Boie am Anker zu befestigen und diesen fahren zu lassen. „Fort ging's wieder im Sturm, und hülflos trieben wir die Eisflächen entlang, die selten weniger als 30 Fuß in der Dicke maßen. Eine Bank oder Floe, d. i. ein Stück Eis, welches sich von einem Eisfelde losgelöst hat, die wir mit der Leine messen konnten, erreichte mehr als 40 Fuß. Nur ein einziges Mal früher hatte ich solches Eis, aber niemals in so heftiger Bewegung gesehen. Eins dieser Eisfelder richtete sich über unser Schanzdeck auf und zertrümmerte unser Bollwerk, indem es einen Eisklumpen von einer halben Tonne aufs Deck schleuderte. Unsre wackere kleine Brigg focht sich aber mitten durch dieses wilde Getümmel hindurch, als hätte sie ein gefeites Leben besessen." Aber bald trat ein neuer Feind in Sicht. „Gerade vor unserm Weg und genau jenseits der Linie von Eisfeldern, an der wir vorbeiglitten, oder gegen welche wir taumelten, lag eine Gruppe von Eisbergen. Wir hatten es nicht in unsrer Macht, auszuweichen, und die einzige Frage war, ob wir nicht gegen sie in Stücken zertrümmert werden sollten, oder ob sie uns ein Versteck gegen den Sturm gewähren möchten. Als wir uns näherten, bemerkten wir, daß sie sich in einiger Entfernung vom Rande der Eisbank hielten, und daß zwischen ihnen ein freies Fahrwasser sich zeigte. Unsre Hoffnung steigerte sich, als der Sturm uns nach dieser Straße trieb, und wir wollten eben in einen Freudenruf ausbrechen, als aus einer unbegreiflichen Ursache, wahrscheinlich durch das Rückprallen des Windes von den hohen Eiswänden, das Schiff sich zu drehen begann. Beinahe gleichzeitig wurden wir gewahr, daß die Berge nicht feststanden, daß sie vielmehr selbständig nach den Eisflächen zu sich bewegten und daß wir zwischen beiden zerquetscht werden müßten.

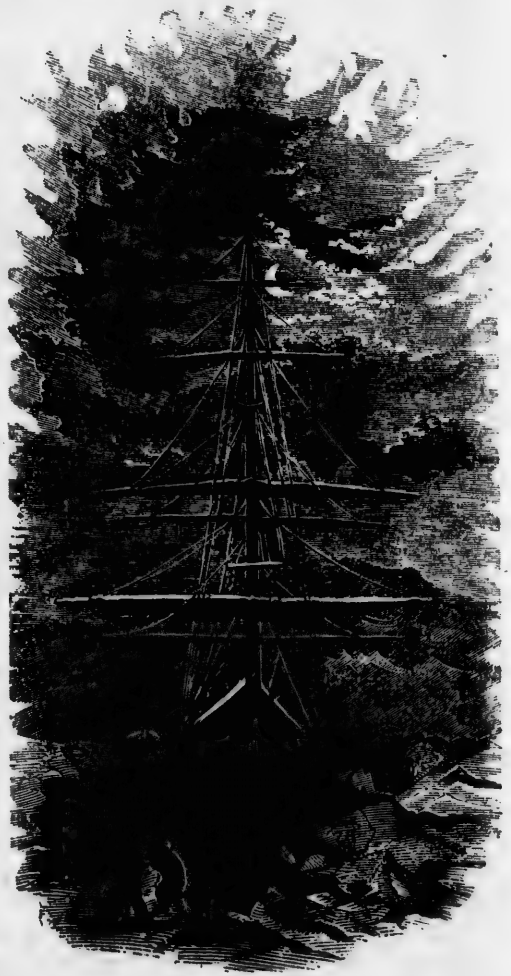
Da kam gerade ein breites, sogenanntes Schanzstück oder ein seicht im Wasser gehender Eisberg von Süden her getrieben. Ich gedachte an eine frühere Art der Rettung in der Melvillebai, und als der Eisberg eilig sich an uns vorüberbewegte, gelang es Mac Gary, einen Eisanker an seinen Abhang zu werfen, und ihn an einem Waltau zu befestigen. Es war ein Augenblick der Angst. Unser edles Roß an der Leine, heller als der bleiche Gaul, der uns zu verfolgen schien, zog uns wacker vorwärts; der Schaum spritzte windwärts hoch über seine Flanken, während es mit seinem Haupte die kleineren Eistrümmer wie im Zorn bei Seite pflügte. Die Berge drängten zusammen, als wir vorrückten; unser Kanal verengerte sich auf vielleicht 40 Fuß, und wir braßten die Segelstangen, damit sie an den überhängenden Eiswänden nicht stecken blieben. Wir kamen durch, aber es war ein haarbreites Entschlüpfen, so knapp, daß unser Quarterboot zerquetscht worden wäre, wenn wir es nicht vor den Sparren hereingezogen hätten, bis wir uns endlich an der Unterwindseite eines Berges auf einem verhältnißmäßig offenen Fahrwasser befanden. Niemals haben wol hartbedrängte Männer dankbarer ihre gnadenreiche Rettung von einem elenden Tode anerkannt!"

Aber die Gefahr war noch nicht überstanden. Man lag jetzt jenseits eines hohen Kaps, zwischen dem Ufer und einem Eisberg, der das Schiff vor dem Sturm beschirmte. Das Ruder brach. Nun begann das Quetschen. Den ersten Stoß empfingen wir in der Windvierung; die Brigg ertrug ihn bestens, und hob sich bei jedem neuen Ruck ganz wacker. Der nächste drohte uns von einer alten mürben Eisbank, die bereits schartig geworden und durchlöchert war wie eine Honigwabe. Aber sie bildete eine ungeheure Tafel aus einem Stück und hatte 20 Fuß Dicke. Natürlich hätte weder Holz noch Eisen Widerstand geleistet. Zufälliger Weise senkte sich der Eisberg, an dem wir lagen, in schräger Fläche unter das Wasser, und an dieser Ebene wurde die Brigg hinaufgeschoben, als ob eine ungeheuere Dampfschraube sie in ein Trockenbecken gehoben hätte. Während eines Augenblickes fürchtete ich, sie möchte auf die Seite fallen und sich überschlagen; aber eine jener geheimnißvollen Verminderungen des Massendruckes, die ich anderwärts den Pulsschlag des Eises genannt habe, ließ uns gemächlich wieder in den Eiskehricht hinabgleiten, und wir wurden aus der Richtung des Druckes nach dem Ufer getrieben. Dort befestigte man das Schiff, und als die Ebbe eintrat, blieb die Brigg auf dem Grunde sitzen. Nun erst trat nach 36stündigem schweren Kämpfen etwas Ruhe ein. Die Reisenden hatten mit wahrem Löwenmuth gerungen und mehrmals hätten Einzelne im Pflichteifer fast das Leben eingebüßt. Herr Bonsall entging der Zerquetschung nur durch einen kühnen Sprung auf eine vorübertreibende Eisscholle, und vier Leute wurden ein ander Mal auf einmal vom Treibeise fortgetragen, und konnten erst nach dem Aufhören des Sturmes wieder eingeholt werden, was am 22. August geschah.

Man hatte jetzt das Schlimmste überstanden, und sah sich nun nach einem sichern Hafen um. Der Muth der Mannschaft war aber bereits so stark gebrochen, daß schon eine Stimme laut wurde, die von Umkehr sprach. Doch Kane war fest entschlossen, weiter vorzudringen und an dem erreichbar nördlichsten Punkte Winterquartier zu nehmen. Am 29. August wurde dieses Ziel erreicht.

In einer tiefen, nach Nordwesten geöffneten Bucht, der man später den Namen Rensselaer-Bai gab, unter 78 Grad 37 Minuten nördlicher Breite wurde das Winterquartier aufgeschlagen.

Der Winter kam rasch heran; das Jungeis kittete alle Schollen in eine einzige Masse zusammen, so daß man um das Schiff herum fahren konnte. Da die lange arktische Nacht nicht mehr weit entfernt war, mußte man rasch an die Einrichtung des Winterquartiers gehen. Auf einer kleinen Felseninsel wurde das Vorrathshaus aufgeschlagen, auf einer andern das astronomische und das magnetische Observatorium erbaut; das meteorologische Observatorium errichtete man auf einer offenen Eisfläche. Während der größere Theil der Mannschaft mit Ausführung dieser Bauten, mit der Einhausung des Schiffes und mit Versuchen beschäftigt war, durch Jagdbeute die Lebensmittelvorräthe zu vermehren, zogen zwei Offiziere mit fünf Matrosen aus, um die für die Frühjahrsexpedition so wichtigen Depots anzulegen. Sie reisten am 20. September ab und kamen am 15. Oktober zurück. Bis zum 79. Grad 50 Minuten nördlicher Breite waren sie vorgedrungen und hatten drei Verstecke angelegt. Am 25. Tage ihrer Reise die grönländische Küste entlang wurden sie plötzlich durch einen mächtigen Gletscher am weitern Vordringen gehindert. Vergebens suchten sie, um noch weiter nördlich zu kommen, am Fuße dieser Eiswand, die fort und fort mächtige Eisberge ins Meer absetzte, sich einen Weg zu bahnen. Man wählte endlich eine kleine, unweit der Eisküste gelegene Insel, um hier das dritte und wichtigste Lebensmitteldepot anzulegen. Die Vorräthe wurden in eine natürliche Austiefung zwischen den Klippen niedergelegt und mit mühsam herbeigeschleppten schweren



Die Brigg im Hafen.

Felsstücken verbarrikadirt. In die Zwischenräume kamen kleine Steine, und den Schluß machte eine Mischung von Sand und Wasser. Die Kraft der Eisbären, solche Verstecke zu erbrechen, ist ungeheuer; aber die Eskimo's im Süden hatten versichert, daß der Verschluß mit gefrorenem Sande und Wasser besser sei, als die schwersten Steine, weil sich der Bär daran die Klauen abnutze. Es wurden hier etwa 800 Pfund Pemmikan und andere Eßwaaren niedergelegt und der Ort mit einem großen Steinkegel bezeichnet.

Die lange Winternacht von 124 sonnenlosen Tagen, von denen 90 selbst jeder Dämmerung entbehren sollten, brach nun herein. Die Kälte nahm rasch zu; die Walrosse verließen die Bucht mit Anbruch des Winters, der noch nie unter so hohen Breiten von Europäern überstanden worden ist, mit Ausnahme auf Spitzbergen, wo aber das Seeklima die Kälte mindert. Im Februar sank das Thermometer auf — 49 Grad R.; bei dieser Temperatur wurde Chloräther fest, Naphtha gefror schon früher. Beim Athmen spürte man große Trockenheit in den Luftröhren und unwillkürlich gewöhnte man sich daran, immer mit geschlossenen Lippen zu athmen. Bei solcher Kälte war es schwierig, die Gedanken der Leute zu beschäftigen, und doch war es nöthig, wenn drohenden Krankheiten vorgebeugt werden sollte. Die gewöhnlichen Zerstreuungsmittel: Maskeraden, Zeitungen, Spiele, reichten hier nicht aus. Der niederdrückende Einfluß dieser Winternacht, nicht der Kälte allein, sondern wie Kane meint, besonders des Lichtmangels, zeigte sich am verderblichsten an den Hunden. Von 41 Eskimohunden, die doch innerhalb des Polarkreises geboren waren, erlagen 35 den Anfällen einer seltsamen Krankheit. Wo sie eine Laterne sahen, begannen sie zu heulen, als ob sie den Mond erblickt hätten. Ihr Leiden trat so unverkennbar als ein seelisches auf, wie es nur bei einem Menschen der Fall sein kann. Die mehr thierischen Verrichtungen der armen Geschöpfe gingen ununterbrochen fort: sie fraßen, behielten ihre Kraft und schliefen gut. Aber alle andern Anzeichen bewiesen, daß die Fallsucht, das erste Anzeichen einer geistigen Störung, zu einem ächten Wahnsinn geworden war. In der Regel starben sie unter Symptomen des Kinnbackenkrampfes und zwar in weniger als 36 Stunden nach dem ersten Anfall. — Von den 16 Neufundländer Hunden überlebte nur einer diesen schrecklichen Winter, und doch hing von diesen Thieren so viel bei den beabsichtigten Schlittenunternehmungen ab!

Trotz der grimmigen Kälte wurde am 19. März eine Schlittenpartie ausgesendet, um die im vergangenen Herbst angelegten Lebensmitteldepots zu untersuchen und zu ergänzen. Am 21. März um Mitternacht, als die Seeleute bei Lampenlicht noch arbeiteten, hörten sie Geräusch auf der Schiffstreppe, und herein traten der Astronom Sonntag, der Schiffszimmermann Ohlsen und Petersen, die zur Schlittenpartie gehört hatten. Mit gespensterhaftem Blick, abgemagert und wiederum aufgeschwollen, vermochten sie kaum zu sprechen. Sie hatten ihre Gefährten Brooks, Baker, Wilson und Pierre krank auf dem Eise zurückgelassen und mit Gefahr ihres Lebens die Unglücksbotschaft nach dem Schiff gebracht; nur ein einziger Gesunder, Irish Tom, war bei den Patienten zurückgeblieben. Kane, der sich bisher viel im Observatorium beschäftigt hatte,

wo er in einem Paar Beinkleidern von Robbenfell, einer Mütze von Hundsfell, einem kurzen Rennthierfellrock und Stiefeln von Walroßhaut auf einer Kiste, in einer Temperatur von — 19 Grad R. — trotz des glühenden Ofens —, saß und die Beobachtungen in ein kaltes Notizbuch eintrug, entschloß sich sofort, zur Rettung der Unglücklichen mit dem ganzen Reste seiner Mannschaft aufzubrechen. Nur 5 Kranke ließ er zum Schutze des Schiffes zurück.

Kane im Observatorium arbeitend.

Von den Zurückgekehrten konnte nur Ohlsen als Führer wieder mitgenommen werden; man wickelte ihn in Pelze ein und setzte ihn auf einen Schlitten. Es war eine Kälte von — 35 Grad R., als man abreiste. Eisberge von seltsamen wohlbekannten Formen dienten anfangs als Wegweiser; als man aber 16 Stunden lang vorwärts gegangen war, verlor man den Weg. Ohlsen, der während 50 Stunden kein Auge geschlossen hatte, war seit der Abreise in einen tiefen Schlaf gesunken. Als er jetzt erwachte, zeigten sich bei ihm deutliche Spuren von gestörtem Verstand, und er war unfähig, den Weg zu bezeichnen, den man einschlagen solle. Man mußte daher auf gut Glück weiter suchen. Indessen durfte die Küste immer als Wegweiser dienen. Jetzt erreichte man eine ebene Eisbank, und schlug das Zelt auf, wo man auch den Schlitten zurückließ. Aber man durfte nicht ausruhen; das Thermometer war auf — 36 Grad R. gesunken und nur eine kräftige Bewegung konnte vor Erstarrung retten. Nicht einmal Eis konnte man zu Wasser schmelzen, und es war nicht gerathen, den Durst mit Schnee zu

stillen, der bei dieser Temperatur die Lippen blutig reißt und wie ein Aetzmittel brennt. Männer, wie Mac Gary und Bonsall, die besten arktischen Fußgänger, bekamen Krampfanfälle und Beklemmung des Athems; Kane selbst sank zweimal ohnmächtig in den Schnee. — Achtzehn Stunden ohne Wasser und Nahrung war man jetzt umhergeirrt, als man plötzlich auf Schlittenspuren stieß. Anfangs mißtraute man diesem Anzeichen; bald aber erblickte man auch Fußstapfen, und zuletzt eine amerikanische Flagge auf einem Eisschollenkamm, die unmittelbar zu einem Zelt hinführte. Dort fand Kane die unglücklichen Gefährten, die ihn mit den rührenden Worten empfingen: sie hätten ihn erwartet, sie hätten gewußt, daß er kommen werde. Es waren jetzt 15 Personen beisammen, das Zelt war aber nur groß genug für acht Personen. Abwechselnd kroch man hinein und vergönnte sich je zwei Stunden Schlaf. Die Kranken wurden dann in Pelze und Leder eingehüllt und nach vierstündiger Rast bei — 39 Grad R. trat man nach einem kurzen Gebet den Rückweg an.

Die ersten sechs Stunden ging es munter vorwärts; aber dann stellten sich, als man noch über 2 deutsche Meilen von dem halbwegs zurückgelassenen Zelte entfernt war, bedenkliche Merkmale von Kraftlosigkeit ein. Die Rüstigsten verlangten von Kane „nur ein wenig Schlaf; sie fühlten sich ganz warm, sie brauchten nur kurze Ruhe.“ Einer warf sich entschlossen in den Schnee und verweigerte aufzustehen. Man schlug jetzt das Zelt auf; aber die Hände und Arme waren so matt, daß man kein Feuer anschlagen, also auch nicht den Durst befriedigen konnte, denn der Branntwein war dicht am Leibe der Männer gefroren. Nach einer vierstündigen Rast brach Kane mit Godefrey auf, um das zweite Zelt zu erreichen, um dort ein wenig Wasser und Pemmikan aufzuthauen, bevor die andern nachkämen. Der Weg führte bequem über eine glatte Bank. Um sich vor dem Einschlafen zu [illegible]n, riefen sich beständig beide zu; aber es müssen seltsame Töne gewesen sein; denn es hatte sich ihrer bereits der Frostwahnsinn bemächtigt, eine vorübergehende Erscheinung, welche die größte Aehnlichkeit mit Betrunkenheit hat. Wie lange sie unterwegs waren, wußten sie nicht anzugeben; nur verworren erinnerte sich Kane, daß sie einen Eisbären antrafen, der gemächlich vor ihnen hertrollte. Godefrey konnte auch aus großer Entfernung wahrnehmen, daß Bären in das Zelt eingebrochen waren. Frosttrunken, wie Kane war, glaubte er es auch zu erblicken, aber ohne die Schritte zu beschleunigen, bewegte man sich mit stumpfer Gleichgültigkeit vorwärts. Es war Zeit, daß man ankam; denn ein Bär hatte bereits das Zelt umgeworfen und den Inhalt durchwühlt. Kane erinnerte sich nur, daß es große Anstrengungen gekostet hatte, das Zelt wieder aufzurichten; dann krochen beide, ohne ein Wort zu reden, in ihre Schlafsäcke aus Rennthierfellen und fielen augenblicklich in tiefen Schlaf. Beim Erwachen fand Kane, daß sein Bart fest an das Fell gefroren war, und Godefrey mußte ihn mit seinem Messer losschneiden. Doch war man bald im Stande, Wasser zu schmelzen und eine Suppe zu kochen, ehe der Rest der Schlittenpartie ankam, der fünf Stunden gebraucht hatte, um jene Strecke zurückzulegen. Alle erquickten sich an den Erfrischungen. Glücklicherweise blieb die Luft ganz still, und die Sonne schien klar, so daß das Thermometer im Schatten bis auf — 16 Grad R.

Kane und seine Gefährten.

stieg. Außerdem würde man erfroren sein. Die letzte Strecke Weges wurde ihnen sehr sauer. Häufiger als zuvor mußte man rasten; oft genug sanken die Männer halb schlummernd in den Schnee. Es war nicht mehr zu verhindern, und seltsam genug! es erfrischte. Kane selbst versuchte es, zu schlafen, befahl aber seinen Begleitern, ihn nach 3 Minuten wieder zu wecken. Dies gab ihm solche Stärkung, daß der Reihe nach allen Gefährten ein Genuß von drei Minuten verstattet wurde. Endlich um 1 Uhr Nachmittag, am dritten Tage, erreichte man die Brigg. Im Ganzen war man 72 Stunden ausgeblieben, hatte 24 deutsche Meilen, den größern Theil mit einem Schlitten, zurückgelegt, sich nur acht Stunden Rast gegönnt, und Alles bei einer mittleren Temperatur von — 32 Grad R. Das Ansehen der Rückkehrenden war fürchterlich. Ohlsen litt eine Zeit lang an Schneeblindheit und Schielen; zwei Andern mußten erfrorene Theil ihres Fußes amputirt werden, und noch zwei Andere starben an den Folgen der Anstrengungen. Dr. Hayes, der Schiffschirurg, welcher auf der Advance zurückgeblieben war, meldet in seinem Bericht, er sei den Heimkehrenden entgegengegangen. Niemand habe ihn erkannt, sondern alle hätten ihn mit gläsernen Blicken angestarrt. An ihren Bärten hingen Klumpen Eis, und drei Tage arktischer Beschwerden hatte die kräftigsten Männer bis zur Greisenschwäche ermattet. Instinktartig stiegen sie in das Schiff und suchten ihr Lager auf. Anfangs waren nur geistige Störungen wahrzunehmen, aber bald stellte sich bei allen mehr oder minder heftig ein vollständiges Deliriren ein, so daß „zwei Tage lang das Schiff einem Irrenhause glich." Ein bleierner Schlaf hielt alle starr, nur bisweilen fuhr einer mit Angstgeschrei auf, um nach Hülfe zu rufen, oder die Gefährten zum Vorwärtsgehen anzufeuern; denn sie wähnten sich noch immer auf dem Eise und am Rande des Todes. Am heftigsten zeigte sich das Uebel bei Ohlsen, der zweimal unterwegs gewesen war. Er erwachte nur, um mit wahrer Gefräßigkeit die vorgesetzte Nahrung zu verschlingen und wieder einzuschlafen. Fortwährend bildete er sich ein, die Rettungsmannschaft anzuführen, und als sei er der einzige, der wüßte, wo das Krankenzelt stehe. Endlich entfernte sich, ohne Spuren zu hinterlassen, der zeitweilige Irrsinn; nur daß den Abenteurern das Gedächtniß an die Erlebnisse immer verdunkelt blieb.

Am 7. April starb Baker, und als man noch an seinem Todtenbett stand, rief die Wache auf dem Deck: „Leute am Ufer!"

Kane sprang hinauf und sah in der felsigen Vertiefung der Bucht hinter den Klippen eine Anzahl menschlicher Wesen herabsteigen in Gruppen, die auf dem Theater ein hübsches Bild gegeben hätten. Man verstand nichts als das Geschrei: Hoa! ha! ha! und Ka kaá, ka kaá! Es waren Eskimo, ganz in Felle gekleidet mit Kapuzen; Jacken und Stiefeln aus blauem und weißem Fuchspelz. Bald kamen auch ihre Schlitten und 56 vortreffliche Hunde zum Vorschein. Die Schlitten waren aus Knochen gefertigt, deren einzelne Stücke sie äußerst kunstvoll mit Riemen zusammengenäht hatten. Der Kalz war nicht von Eisen, sondern von geglättetem Elfenbein aus den Zähnen des Walrosses. Ihre Speere, mit denen sie Bären angreifen, sind eine gefährliche Waffe. Der Schaft besteht aus Stücken des Hornes vom Narwal oder aus den Schenkelknochen des Bären, die zusammen-

geschnürt und sehr geschickt mit einer eisernen blattförmigen Klinge versehen sind. Das Eisen erwerben sie, wie sich später ergab, durch Tauschhandel mit südlichen Stämmen. Sie zeigten an Bord große Wißbegierde — es waren die ersten Weißen, die sie sahen — und untersuchten aufmerksam alle Räume. Auch ließen sie sich friedlich bewirthen und verkauften gegen Nadeln und Perlen vier Hunde und den Rest ihrer Vorräthe an Walroßfleisch. Man hatte aber bald darauf über ihre Diebsgewandtheit zu klagen und war im Ganzen froh, die Gäste wieder los zu werden.

Besuch von Eskimo's.

Am nächsten Tag erhielt man einen neuen Besuch von fünf Eskimo, die zwar beschenkt, aber nicht an Bord gelassen wurden, indem man ihnen bedeutete, daß Niemand ferner das Schiff betreten dürfe, bevor nicht alle früher gestohlenen Gegenstände zurückerstattet worden seien. Ein Paar Tage später erschien ein gewandter und hübscher Jüngling ganz allein, der sich gleich mit den Worten vorstellte: „Ich bin Meiuk." Kane ließ ihn als Geisel einsperren, weil neue Diebstähle verübt worden waren. Er verweigerte Anfangs Nahrung zu nehmen und saß in tiefer Betrübtheit, dann aber begann er zu schwätzen und zu singen, bis tief in die Nacht. Am andern Morgen war der Vogel davon, und er hatte, wie man vermuthen mußte, mit Hülfe von Kameraden am Ufer seine Flucht ausgeführt.

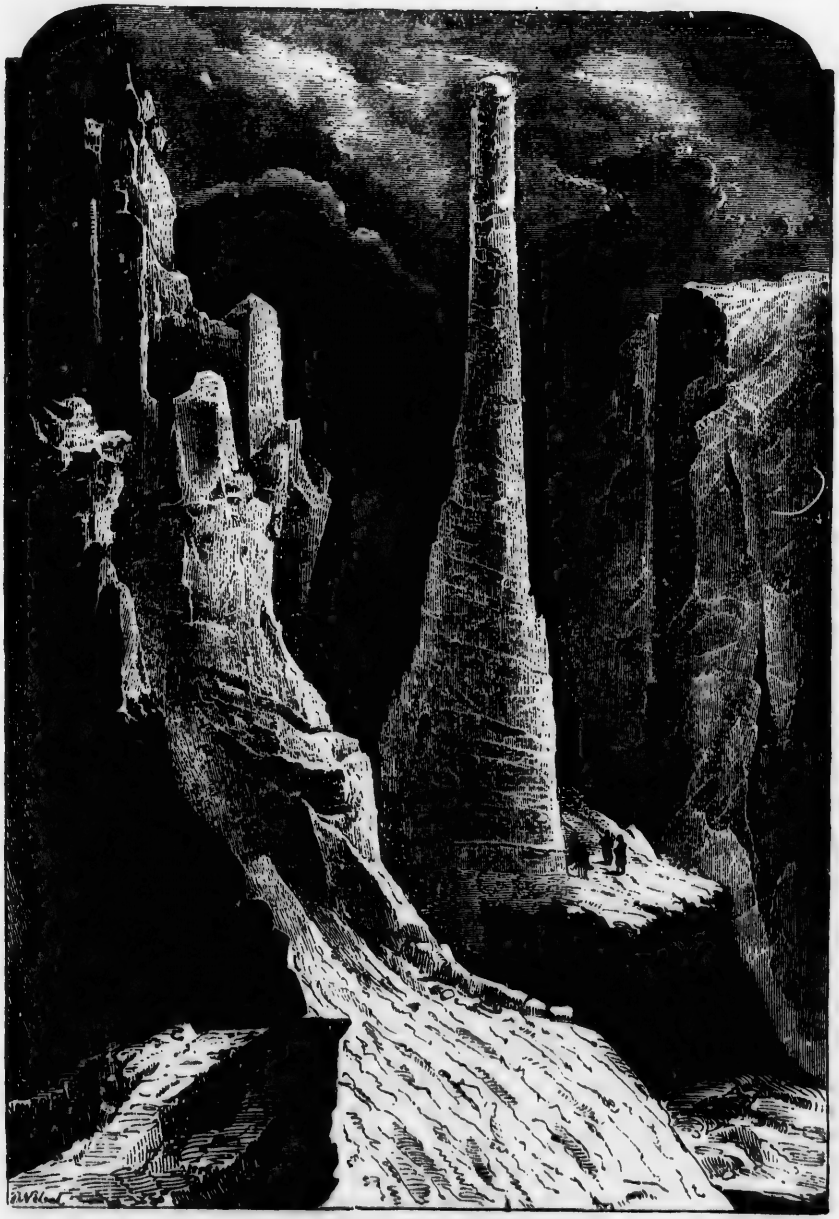
Das Mißlingen jener Frühjahrsexpedition übte den lähmendsten Einfluß auf die Entdeckungspläne Kane's; erst gegen Ende des April konnte er an eine

neue Unternehmung denken. Der Vorrath von Hunden belief sich indessen noch auf sieben, so daß er wenigstens Gespann für die Schlitten hatte. Am 26. April brach er mit sieben Gefährten nach Norden auf, nachdem er den Zurückbleibenden Vorsicht gegen die Eskimo empfohlen hatte. Nur im äußersten Nothfalle solle man von dem Feuergewehr Gebrauch machen, und streng verboten wurden die Schreckschüsse. „Der Zauber des Feuergewehres beruht im Auge des Wilden auf seiner Sicherheit. Ihr könnt Blutvergießen verhindern, wenn ihr ihnen einen Hund niederschießt oder auch nur verwundet. Niemals aber sollt ihr eine Kugel verschwenden. Das ist weder klug noch menschlich." So sprach Kane.

Die Westküste Grönlands tritt am Zufluchtshafen Harbour bis zur Rensselaer-Bucht nach Osten zurück. Auf dieser Strecke fehlen die Kaps, die tiefen Buchten und die zum Meer vorrückenden Gletscher. Von der Rensselaer-Bucht aber wendet sich die Küste gegen Nordost, und der alte Anblick tiefer Ufereinschnitte und eisiger Fjorde kommt wieder zum Vorschein. Die Klippen gewinnen manchfache und malerische Formen, und es bedarf nur wenig Einbildungskraft, um dort ein Schloß mit Zinnen oder da die Reste von Säulenschäften eines Tempels zu erkennen. Unter 79 Grad nördlicher Breite wurde man mitten in einer Schlucht von lothrechten Wänden einen Felsenpfeiler gewahr, der vollständig die Form eines Minarets besaß! Auf einem Piedestal von 280 Fuß erhob sich ein schlanker Schaft von Grünstein 480 Fuß hoch, so regelmäßig zugespitzt, als ob er für den Vendômeplatz in Paris bestimmt gewesen wäre. Man nannte ihn nach dem Schriftsteller Tennyson. Die mittlere Höhe des nordwestlichen grönländischen Hochlandes mag durchschnittlich auf 900 Fuß sich belaufen; der höchste Gipfel am Rande des Meeres aber erhebt sich bis zu 1300 Fuß, während der Hintergrund die mittlere Erhebung noch um 600 Fuß überragt.

Das größte Wunder, das Kane jetzt erreichte, war der große Gletscher, den er nach Alexander von Humboldt benannte. Dieser Gletscher beginnt unter 79 Grad 14 Minuten Breite und reicht bis 80 Grad 7 Minuten, hat also von Nord nach Süd eine Ausdehnung von 15 deutschen Meilen. Seine Endpunkte im Norden und Süden nannte Kane nach zwei Gletscherforschern Kap Agassiz und Kap Forbes. Er sah die unermeßliche Eismasse an einem schönen klaren Tage, wie sie in einer glitzernden „Glasmauer" 300 Fuß hoch zum Meere niederhing.

Es war am 4. Mai, als Kane den Humboldtgletscher erreichte. Etliche der Mannschaft erkrankten unterwegs am Skorbut. Dazu kam, daß Kane selbst Patient wurde. Er wurde von einem heftigen, von Lähmungen begleiteten Fieber, befallen, und nur die sorgfältigste Pflege seiner Gefährten, die ihn schleunigst mit Hülfe des Schlittens zum Schiffe zurückbrachten, rettete ihn vom Tode. Am 14. Mai kehrten die Abenteurer an Bord zurück. Sie hatten auf der Reise auch die niederschlagende Entdeckung gemacht, daß die im Herbst mit so wohl berechneter Vorsicht angelegten Depots den Bären zur Beute gefallen waren. Die großen Steinblöcke, unter denen man sie verborgen, und deren Bewegung die Kraft dreier Männer erfordert hatte, waren von diesen Raubthieren fortgewälzt, die eisernen Pemmikanfässer zu Splittern zerbrochen.



Grünsteinklippe: „Tennyson's Denkmal."

Indessen war doch der Frühling schon eingetreten, der den arktischen Reisenden in noch höherem Grade willkommen ist, als uns daheim in den gemäßigten Erdstrichen. Mit allgemeinem Jubel ward von den Ausgehungerten das Wiederkommen des Wildes begrüßt, wodurch die Küche der Ermatteten neuen Zufluß erhielt. Mitte Mai zeigen sich unsern Helden wieder die Schneehühner und gegen Ende des Monats lagerte sich bereits feuchter Nebel um die Kämme der Hügel; die klare Winterluft ist verschleiert, und das aschfarbige Dämmerlicht des arktischen Sommers herrscht am Himmel. Die Netsik, wie die Eskimo und Dänen eine zottige Art Robben nennen, werden immer zahlreicher, und Hans, der Eskimobegleiter, bringt willkommene Beute von der Jagd heim. Da die scheuen Thiere den Jäger nicht auf Tragweite des Gewehrs heranlassen, so bedient er sich einer eigenen List. Auf einem Schlitten wird ein weißes Segel ausgespannt, so daß die Robben die Maschine für einen Eisblock halten mögen. Diesen Schirm schiebt der Jäger nach den Thieren vorwärts, und durch eine Oeffnung im Segeltuch hat er Gelegenheit und Muße, seine Beute niederzuschießen.

Dieser Umstand, selbst in so hohen Breiten noch hinreichend Wildpret erjagen zu können, bringt Kane zu der Ueberzeugung, daß Franklin und seine Gefährten, wären sie in diese Gegenden verschlagen worden, im Nothfall einige Winter hier hätten zubringen können. Er schreibt: „Hätte mich Jemand vor 4 Monaten mitten im Winter gefragt, ob solches möglich sei, so hätte ich entschieden Nein! geantwortet; jetzt hat sich mit dem wiederkehrenden Lichte meine Meinung vollständig geändert.“ Alles, meint er weiter, hänge von der Oertlichkeit ab, wo die Seefahrer verunglückt seien. Europäer und Amerikaner sind fähig, sich an das arktische Klima zu gewöhnen, und zwar weit eher, als an ein tropisches Klima. Die Anfälle der Kälte auf die Gesundheit sind plötzliche und rasche, nicht schleichende, wie in heißen Gegenden. Nach dem ersten Winter schon zeige es sich, welche von den Leuten sich akklimatisiren können. Petersen, sein Begleiter, der zwei Winter in Upernivik zugebracht habe, vermöchte nur selten in einem Zimmer auszuhalten, wo Feuer brenne. Ein Anderer seiner Begleiter, George Riley, sei bereits so völlig abgehärtet, daß er bei Schlittenpartien die wollenen Decken verschmähe und sich in seinen Kleidern schlafen lege, obwol draußen eine Temperatur von — 30 Grad herrsche. Die grönländischen Mischlinge wetteifern mit den Eskimo im Ertragen von Kälte. Nun sei es freilich unwahrscheinlich, daß sich die gesammte Mannschaft Franklin's gerettet haben könnte; allein unter den 136 Begleitern Sir John's seien manche Bewohner der Orkneys und mancher grönländische Walfischjäger gewesen. Diese und andere kräftige Leute vermöchten sich recht gut an das Klima gewöhnt zu haben. Nahrung aber dürften sie so gut finden, wie die Eskimo, denn innerhalb des arktischen Kreises sei kein Ort von 12 Meilen im Durchmesser, wo das thierische Leben gänzlich fehle. Ueberall zerstreut, fänden sich den Winter über, selbst zur Zeit der strengsten Kälte, offene Stellen im Eise, wo sich Robben, Walrosse und die am frühesten zurückkehrenden Vögel schaarenweise versammeln. Unter Kane's Leuten wurde nur der Eskimo Hans auf Jagd ausgeschickt.

Robbenschießen.

Dieser einzige Mann vermochte durch den Ertrag seines Gewehrs während der Sommermonate sämmtliche Leute der Advance mit frischem Fleische zu versorgen.

Am 19. Mai wurde eine Schlittenpartie quer über den Smith-Sund nach dem andern, dem westlichen Ufer dieser Straße entsendet. Sie bestand aus dem Wundarzt Dr. Hayes, dem einzigen zur Zeit Gesunden, der eine Landaufnahme zu leiten verstand, und dem Matrosen Godefrey. Der Schlitten wurde mit den einzigen noch übrigen Hunden bespannt, die man besaß, und der Ausflug sollte die Seefahrer belehren, ob nicht das westliche Ufer eine Wasserverbindung mit dem Archipel im Norden der Barrow-Straße besitze. Die beiden Reisenden kehrten am 1. Juni wohlbehalten zurück. Sie hatten die Westküste bis Kap John Frazer (79 Grad 45 Minuten nördlicher Breite) verfolgt, ohne daß sich eine Unterbrechung zeigte, waren dann südlich bis Kap Sabine gelangt, und wieder über den Sund zurückgekehrt. Schneeblindheit war ihr schlimmster Feind auf dieser strapazenreichen Reise, von der wir nur noch den Uebergang über Eispässe hervorheben wollen. Es war am 22. Mai, als sie auf einen Wall von Hummocks stießen, mehr als 20 Fuß hoch (Hummocks oder Hügelkämme nennt man die Schollenfurchen, die sich beim Zusammenstoßen von Eisfeldern bilden). Sie brauchten drei Tage, um sich durch diese Eiswüste hindurch zu kämpfen. Ohne die Hunde wäre diese Passage gar nicht zurückzulegen gewesen. Tiefe Höhlungen und Spalten, mit trügerischem Schnee ausgefüllt, lagen zwischen den Eisbarrikaden versteckt; häufig stürzte der Schlitten um, und kollerte mit Hunden und Ladung in irgend eine Tiefe hinab (s. S. 277).

Der Juni brachte wieder Blumen. Die Pflanzen in der arktischen Welt verdanken ihre Erhaltung dem Schnee, dessen weiche Decke sie besser erwärmt, als ein Federbett. Die niedern Temperaturen bleiben nur auf die Oberfläche

beschränkt. Kane fand mitten im Winter in 78½ Grad nördlicher Breite den Boden so feucht, daß man ihn zerreiben konnte, und in dem Schnee auf den Eisfeldern fand er, bei einer Außentemperatur von — 34 Grad R., bei 2 Fuß Tiefe — 23 Grad R., bei 4 Fuß — 15 Grad R. und bei 8 Fuß etwa — 3 Grad R. — Aus einzelnen Gletschern quillt das ganze Jahr über ohne Unterbrechung fließendes Wasser.

So nahte der Sommer heran, und mit ihm der ernste Gedanke an die Heimkehr. Der Gesundheitszustand der Mannschaft war ein so bedenklicher, daß von den Offizieren nur 2, von den Bootsmännern nur 5 als gesund bezeichnet werden konnten. Die eigentliche Entdeckungsreise nach dem Norden schien kaum noch möglich. Dennoch verzagte Kane nicht. Selbst noch immer durch Krankheit gefesselt, mußte er die Ausführung des Planes freilich Andern überlassen. Der eine Theil dieser Aufgabe war die Erforschung des Humboldtgletschers, der andere die Untersuchung des nördlichen Meeresarmes.

Mac Gary, Bonsall, Hickey und Riley, begleitet von Morton und Hans, erhielten die erstgenannte Aufgabe zur Lösung und entfernten sich am 4. Juni. Am 15. Juni erreichten sie den Gletscher; bei Ueberschreitung der Gletscherbucht hatten sie viel Umsicht an den Tag gelegt, und sie würden sich länger mit Untersuchungen haben befassen können, hätten nicht die Bären die Depots ausgenommen gehabt. Den Gletscher vermochten sie nicht zu besteigen, trotz Eissporen, Alpenstöcken und anderem Kletterapparat. Der tiefe Schnee war ihr größtes Hinderniß; er hatte sich besonders zwischen den Landspitzen der Buchten angesammelt, und da er von der warmen Sonne bereits angegriffen war, so war große Vorsicht nöthig, um bei ihrer Ueberschreitung kein Unglück zu nehmen. Je weniger sich gangbare Wege antrafen, um so öfter entdeckten sie Spuren von Eisbären. Ja einmal erhielten sie mitten in der Nacht ganz unerwartet einen Besuch von solch einem Ungethüm. Es war etwa halb ein Uhr nach Mitternacht; Alle schliefen im Zelte. Da hörte oder fühlte Gary auf einmal Etwas dicht neben seinem Kopfe im Schnee kratzen. Der Schreck machte ihn bald munter und er erkannte, daß ein großes Thier so eben mit der Untersuchung des Zeltes beschäftigt sei. Sein Schrei erweckte auch die Andern; aber was konnte geschehen, da die Gewehre alle draußen beim Schlitten geblieben waren? Nicht einmal ein Knüppel oder ein Stock befand sich im Zelte. Große Aufregung und Verwirrung in der belagerten Gesellschaft! Was thun? Einen Ausfall nach den Gewehren machen? Dazu war's schon zu spät, denn der Belagerer war bereits mit der Untersuchung der Zeltfestung fertig und erschien so eben am Eingange, um sich die Insassen zu besehen. Diese griffen in der Verzweiflung zu allerlei Vertheidungsmitteln; Zündhölzchen und Zeitungspapier wurden in Brand gesetzt und der grimme Feind damit bombardirt; doch wie ein ächter Philosoph, ließ er sich durch Nichts stören; vielmehr fing er bereits an, sich häuslich einzurichten; ganz ungeniert pflanzte er sich an den Eingang hin und begann eine Robbe zu verspeisen, die Tags zuvor geschossen worden war. Endlich kam Hickey auf den Gedanken, einen Ausfall von hinten zu machen; er schnitt ein Loch in das Zelt, dem Eingange gegenüber, kroch hinaus, machte einen Bootshaken los, der mit

zur Stütze der Zeltdachstangen diente, versetzte damit dem Bären einen derben Nasenstüber und retirirte sich für den Augenblick einige Schritte hinter den Schlitten. Dort ergriff er ein Gewehr und zog sich auf seine Kameraden zurück; ein paar Sekunden später jagte Bonsall dem Feinde eine Kugel durch den Kopf. Noch hundert Schritte lief das tödtlich getroffene Thier, dann stürzte es zusammen.

Bärenbesuch im Zelte.

Am 26. Juni kehrten Gary, Bonsall, Hickey und Riley an Bord zurück. Dagegen brachen am 18. Juni der Bootsmann Morton und Hans Christian von der südlichen Basis des Humboldtgletschers auf, um weiter nach Norden vorzudringen. Die Jahreszeit war bereits ziemlich vorgerückt. Das Gezwitscher der kleinen Schneeammern drang längst durch die Spalten der neben dem Schiffe zum Sommeraufenthalt eingerichteten Breterhütte, Fliegen und kleine Zweiflügler zeigten sich, die Andromeda stand in Blüte, die Steinbrecharten durchdrangen mit grünen Sprossen den verdorrten Rasen des vergangenen Jahres, und aus dem Gewirr der Heidekräuter leuchteten überall Blüten hervor. Während die Schiffsmannschaft an diesem sommerlichen Leben sich erquickte, bestiegen Morton und Hans einen leichten Schlitten, der von dem einzigen, schwachen Hundegespann, das man noch besaß, in Bewegung gesetzt wurde. Die Fahrt über das Eis der Peabodybai längs des großen Gletschers war überaus beschwerlich. Es war ein entsetzliches Eislabyrinth, in welchem bald Eisberge, bald tiefer Schnee, bald breite, von Wasser erfüllte Klüfte die Reisenden aufhielten. Erst jenseits des Gletschers wurde das Eis ebener, aber zugleich auch weich und brüchig, so daß die Hunde sich mehrmals zitternd sträubten, weiter zu gehen. Ein hereinbrechender, dichter Nebel vermehrte noch die Gefahr. Als dieser verschwand, sah man hoch in der Luft Vögel, Rothgänse und Eidergänse ziehen; die meisten flogen gegen Nordosten. Dort mußte also ein offenes Meer sein, und in der

That wurde den Reisenden, als sie Kap Andrew Jackson erreichten, ein Anblick, dessen sie lange entbehrt hatten. Vor ihnen lag nichts als offenes Wasser, blos am Ufer von einem Eisstreifen hufeisenförmig eingesäumt. Es schwamm in diesem Wasser zerbrochenes Eis, aber Stellen von 4 deutschen Meilen im Umfang waren vollständig frei. Nie hatten die Beiden eine solche Menge Wasservögel gesehen; der Kanal war von ihnen buchstäblich schwarz, und sie bedeckten alle Felsen. Drei Tage lang wehte der Wind, zu einem Sturm anwachsend, von Norden, und dennoch zeigte sich von dieser Richtung her kein Treibeis. In den Thälern war es von Pflanzen grüner, als weiter südlich. Eine Bärin mit einem Jungen wurde erlegt. Es war Morton, als ob er in südlichere Breiten eindringe. Neue Vögel zeigten sich, von Meven nicht weniger als vier Arten. Die Felsen der Südküste waren von Felsenschwalben (Sterna arctica) bedeckt, und diese Vögel, deren Gewohnheiten offenes Wasser fordern, brüteten bereits. Hier erschien wieder der arktische Sturmvogel (Procellaria glacialis), den man seit dem 50 deutsche Meilen südlich liegenden Nordwasser nicht gesehen hatte. Dieser Vogel, der von Seethieren lebt, flog schaarenweise umher. Die Rothgans, die man seit dem Einlaufen der Advance in den Smithsund zum ersten Mal wieder sah, lebt von Pflanzenstoffen und den daran hängenden Mollusken. Im Innern zeigt sie sich selten oder nie, und wenn der Seefahrer sie erblickt, so rechnet er auf offenes Wasser. So weit aber Morton kam, immer sah er die Rothgänse, die an ihrem keilförmigen Fluge leicht kenntlich sind, gegen Norden und Osten ziehen.

Das Wasser zeigte eine Temperatur von 2 Grad R. Die Eisstücke auf dem Kanal, der nachmals Kennedy-Kanal genannt wurde, trieben in der Mitte des Wassers gegen Norden, während sie sich an der Küste gegen Süden bewegten. Doch war das Wasser so völlig offen, daß eine Fregatte oder ein Geschwader von Schiffen wie die Brigg ohne Schwierigkeit hätte vordringen können. Eidergänse wurden so zahlreich, daß Hans, als er in einen Haufen hineinfeuerte, zwei Exemplare auf einen Schuß erlegte.

Am 23. Juni erreichten die Wanderer, immer der Küste von Washington-Land gegen Norden folgend, eine Stelle, wo das Eis am Ufer so aufgethürmt war, daß sie ihren Schlitten nicht hinüberbringen konnten. Sie banden daher ihre Hunde an dem Eise fest und machten sich zu Fuß auf den Weg. Das Landeis wurde aber immer mürber und mürber, bis es endlich ganz aufhörte und das Wasser unmittelbar am Ufer sich brach. Nun zu Lande vorwärts dringend gelangten sie an eine Bucht, und sahen vor sich ein Vorgebirge, das Kane Kap Konstitution genannt hat, und eine Insel, Sir John Franklin, gegen Norden. Dieser Fleck war mehr als irgend ein anderer am Kanal mit Grün bedeckt; Schnee lagerte in den Thälern und Wasser tröpfelte über die Felsen. Hans aß die jungen Schößlinge der Lychnis und brachte die trockene Schotte einer Hesperis heim, welche in diesen arktischen Gegenden glücklich gereift war. Das Vorgebirge liegt unter 81 Grad 22 Minuten nördlicher Breite. Die Küste wurde hier mauerartig und schnitt mit dunkeln Porphyrmassen in das Meer ein. Von Fels zu Fels kletternd, suchte Morton das ganze eisfreie Vorgebirge zu umgehen. Es war unmöglich; mit äußerster Mühe klomm er einige hundert Fuß empor; aber

die Felsen waren über 2000 Fuß hoch und hatten überhängende Gipfel. Auf dem höchsten Punkte, den er erreichen konnte, pflanzte er am 24. Juni 1854 die Unionsflagge auf. Es war dies dieselbe Flagge, welche Kane bei seiner ersten arktischen Reise begleitet hatte, dieselbe Flagge, welche einst von Kommodore Wilke's Hand auf den südlichsten Punkt des antarktischen Kontinents getragen worden war. Jetzt flatterte sie eine Stunde lang über dem fernsten nördlichsten Lande, das amerikanischer Muth sich zugänglich gemacht hat.

Reise durch Eispässe.

Die Ostküste des Smithsundes schien am Konstitutions-Vorgebirge ganz nach Osten umzubiegen, wenigstens sah Morton, dessen Gesichtskreis allerdings durch hohe Felsen sehr beschränkt wurde, keine Fortsetzung gegen Norden. Vor der Ostküste lagen zwei Inseln, Franklin und Crozier, die erste nordöstlich, die zweite rein östlich. Die Westküste des Smithsundes zog noch weit gegen Norden und ließ sich etwa einen Breitengrad weit mit den Blicken verfolgen. Sie bestand aus einer Bergkette, die Kane Victoria- und Albert-Berge genannt hat, während er dem dahinter liegenden Innern die Bezeichnung „Grinnell-Land" gab. Die Berge waren oben rund und glichen nach Morton's Ausdruck einer Reihe aufgeschichteter Kanonenkugeln. Der fernste von ihnen war an der Spitze abgestumpft und zwischen 2500 bis 3000 Fuß hoch; er empfing den Namen Mount Edward Parry und liegt unter 82 Grad 30 Minuten nördlicher Breite; dies ist bis jetzt der nördlichste bekannte Landpunkt unserer Erde. Zwischen beiden Küsten war offenes Meer. Morton stand 480 Fuß hoch und „erblickte nicht ein Stückchen Eis". Das Plätschern der Wogen, das Donnern der Brandung an die Porphyrmauern der Küste waren seinem Ohre ungewohnte Töne geworden.

Diese offene See war der Advance verschlossen. Von ihrem Hafen bis zum Kap Andrew Jackson nordwärts reichte das Eis, um an jenem Vorgebirge mit einer schräg über den Kennedy-Kanal laufenden Linie die Grenze des offenen Wassers zu bilden. Ein günstiger Sommer hätte diese Schranke beseitigen können, aber war auf eine solche Gunst des Schicksals zu rechnen? Als der Juni herankam, erhielt man von den Felsen fließendes Wasser, und die Eisberge schickten kleine Bäche ins Meer. Die Eisfelder wurden naß, ihr Schnee schmolz unter dem menschlichen Fuße, und die Höhlungen des ältesten Eises füllten sich mit Wasser. Auf dieses Thauen rechnete aber Kane nicht viel; er wußte, daß das Aufgehen des Eises viel wesentlicher von andern Natureinflüssen abhängt. „Die Veränderungen", sagt er, „denen das Eis bei Temperaturen weit unter dem Gefrierpunkte ausgesetzt war, bestärkten mich in den Ansichten, die ich mir bei meiner letzten Fahrt über den beschränkten Einfluß des unmittelbaren Thauens gebildet hatte. Ich bin überzeugt, daß die Ausdehnung des Eises nach seiner Zusammenziehung durch große Kälte und die infiltrativen oder endosmotischen Veränderungen, die in Folge davon eintreten, daß die verschiedenen Temperaturen wie die chemischen Beziehungen des Seewassers und des Eises, ferner die mechanische Einwirkung des Druckes, des Einstürzens, des Brechens und Zerreißens, die Einflüsse der von der Sonne erwärmten Schneeoberfläche, warme Schneegestöber, Meerströmungen, Winde und Wellenschlag, — daß alle diese Dinge die große Masse der Oberfläche des Polareises, wenn die äußerste Kälte nachläßt, so brechen, zersetzen und verringern und so im Bau und in der innern Beschaffenheit umgestalten, daß die wenigen Wochen, während deren es im Sommer thaut, bei der Vollendung der Zerstörung des Eises nur ein Nebengeschäft zu verrichten haben." — Am 10. Juli kehrten die beiden Wanderer, Morton und Hans, zur Advance zurück. Um diese war zwar schon ein Wasserstreifen entstanden und die Sonne schien zuweilen so warm, wie an einem heimatlichen Sommertage; aber dennoch schwand die Hoffnung Kane's auf völlige Befreiung vom Eise von Tage zu Tage. Das Eis blieb unbeweglich und eine nähere Untersuchung zeigte, daß die Straße 35 Meilen weit nach Süden eine dichte Eismasse bildete. Am 8. Juli schrieb Kane in sein Tagebuch: „Uns fehlen Gesundheit, Brennstoff und Lebensmittel. Nie war eine Mannschaft schlechter gerüstet, einen zweiten arktischen Winter zu bestehen. Dr. Hayes und Alle, die ich mit zu Rathe gezogen habe, verzweifeln bei dem Gedanken an ein zweites Ueberwintern, und wenn ich auf unsre Kranken und arbeitsunfähigen Leute blicke, so bin ich in Versuchung, diese Stimmung zu theilen."

Und doch war dieses Schicksal nicht zu umgehen. Um das Schlimmste zu vermeiden, entwarf Kane den Plan, nach der Beechey-Insel aufzubrechen, wo er die Franklinsucher unter Sir Arthur Belcher vermuthete, um sie um Beistand zu bitten. Man rüstete das große Boot „die verlorene Hoffnung", setzte es auf einen Schlitten und brach auf. Zunächst ging die Reise nach der Littleton-Insel und dann nach einer andern Klippe, Eider-Insel genannt, die so dick mit Gänsen bevölkert war, daß man allenthalben auf Nester trat, und wo man in wenig Stunden 200 Vögel mit Flintenschüssen oder Steinwürfen tödtete.

Eidergans-Insel.

Am 19. Juli fuhr man mit vollen Segeln nach West-Süd-West in die offene See hinaus. Die Fahrt war aber keineswegs ohne Gefahr. „Der älteste Seemann", sagt Kane, „welcher auf dem Deck seines Schiffes sich so sicher fühlt, wie ein Mann unter seinem Obdach, besitzt große Besorgnisse vor jeder Reise in einem offenen Boot, die ein Landbewohner selten theilt. Dieses Gefühl wurde stärker, sobald man das Land verlor. Mac Gary hantierte mit dem Ruder zum Steuern auf klassische Art. Niemand von uns durfte sich mit ihm messen. Zwei und zwanzig volle Stunden saß er auf seinem Posten ohne in seiner Aufmerksamkeit oder seinen Anstrengungen nachzulassen." Man näherte sich wieder dem grönländischen Ufer, aber die Gefahren steigerten sich aufs Höchste. Das Boot fuhr zwischen einem Kanal dahin, den auf beiden Seiten Eisbänke begrenzten. Man war jetzt gerade so weit hineingedrungen, daß ein Rückzug unmöglich schien, als die Felder sich gegen einander in Bewegung setzten. Vor dem Boote erfolgte der Zusammenstoß, und der Rand der Felder bäumte sich in Schollenkämme auf, die dem Fahrzeug immer näher rückten. Aber gerade diese Trümmer waren es, welche das Boot in die Höhe hoben, so daß es zwanzig Minuten über dem Wasser schwebte, bis der Druck wieder nachließ und die Felder sich öffneten. Bald erlangte man sogar einige Praxis in Bezug auf die Nips, d. i. Eisquetschungen. Sobald sich nämlich zwei Bänke näherten, wußte man bereits, was man anzufangen hatte. Wenn die eine Bank den Bug des Fahrzeuges erreichte, drückte sie

ihn etwas abwärts. Der Stern kam dadurch über das Wasser zu stehen, und das Boot wurde gemächlich von der einen Bank auf die andere geschoben. Am 31. Juli aber vermochte das Boot, in einer Entfernung von 2½ Meilen vom Kap Parry, nicht weiter vorzudringen. Die Eismassen lagen fest geschlossen, und als Kane einen 120 Fuß hohen schwimmenden Eisberg bestieg, sah er gegen Süden und Westen mit seinem Fernglas in einem Radius von 7—8 Meilen eine starre undurchdringliche See. Darauf war man nicht vorbereitet. Kapitän Inglefield hatte zwei Jahre zuvor um dieselbe Zeit, und Kane sieben Tage später im Jahre vorher an demselben Punkte offenes Fahrwasser erblickt. Diesmal aber war das Thor nach der Baffinsbai für diesen Sommer geschlossen, und die Advance mußte sich auf einen zweiten arktischen Winter rüsten. Kane mußte zurück, und der einzige Vortheil dieser Fahrt bestand darin, daß er und seine Genossen von Skorbutkraut, Eidergänsen und andern Wasservögeln fett und stark geworden waren. Das Wiedersehen auf dem Schiffe rief im ersten Augenblicke Freude hervor, im nächsten fragte sich Alles: Worin besteht noch unsere Hoffnung auf Befreiung?

Zwei Stellen aus Kane's Tagebuch machen uns mit seinen Gefühlen bekannt. „18. August. Ich untersuchte heute das Eis noch einmal. Schlimm! Schlimm! Ich muß einem zweiten Winter ins Angesicht blicken. Es ist gräßlich — ja, das ist das Wort — ohne frische Lebensmittel und ohne Brennstoff einem zweiten Jahr voll Dunkelheit und Krankheit entgegenzugehen. Meine Traurigkeit würde nicht so tief sein, hätte ich nicht für Schicksalsgenossen zu denken und zu sorgen. 20. August, Sonntags. Alles feiert. Unser tägliches Gebet lautet nicht mehr: „Herr, laß Dir unsern Dank gefallen und segne unser Unternehmen!" sondern: „Herr, laß Dir unsern Dank gefallen und gieb uns unsrer Heimat wieder." Das Eis zeigt keine Veränderung; nach einem Tagemarsche rund um die ganze südöstliche Krümmung der Bai kein Zeichen."

Die Meinungen der Mannschaft gingen in der Ueberwinterungsfrage auseinander. Einige hielten es nach Kane's letzter Erfahrung für gerathen, auf dem Schiff zu bleiben; Andere aber wollten noch einen Versuch nach dem Süden machen. Diese letztere Partei verließ am 28. August die Advance, nachdem man die Vorräthe brüderlich getheilt und den Abziehenden das Versprechen gegeben hatte, sie im Falle eines Mißlingens ihres Planes wieder wohlwollend aufzunehmen; bei Kane blieben acht Mann nebst dem Eskimo Hans auf der Advance.

Um die Feuerung zu ersetzen, war es nöthig, Einrichtungen zur Abwehr der Kälte zu treffen. Es wurde daher in der Brigg in der Art eine Eskimohütte hergestellt, daß das Quarterdeck mit Moos und Torf bedeckt, und ein darunter befindlicher Raum, der zur alleinigen Wohnung dienen sollte, rings an den Wänden mit denselben schlechten Wärmeleitern bekleidet, der Fußboden aber sorgfältig kalfatert, zwei Zoll hoch mit Manilawerg belegt und mit Segeltuch ausgefüttert wurde. Den Eingang bildete ein mit Moos ausgekleideter „Tunnel" von 12 Fuß Länge und 3 Fuß Höhe, der so viele Thüren und Vorhänge bekam, als sich anbringen ließen. Das Außendeck mußte so viel Holz zur Feuerung abgeben, als sich fortnehmen ließ, ohne das Schiff seeuntüchtig zu machen. Eine behagliche

Temperatur des Wohnzimmers wurde allerdings nicht erreicht; doch brachte man es wenigstens dahin, daß das Thermometer im Zimmer auf + 45 Grad F. zeigte, wenn es draußen auf — 30 Grad fiel.

Diesen Einrichtungen verdankte man zunächst die Erhaltung der Mannschaft. Aber eben so wichtig wurden die Beziehungen zu den Eskimo von Eta, einem Dorfe zwischen der Rensselaer-Bai und Kap Alexander. Ende August kamen drei Eskimo auf das Schiff zum Besuch. Sie wurden gut bewirthet, vergalten aber die Gastfreundschaft durch Diebstahl, indem sie sich eines schönen Morgens heimlich mit einer Lampe, dem Kochgeschirr und noch dazu einem Hunde u. s. w. davon machten. Das konnte ihnen nicht ungestraft hingehen. Kane schickte ihnen sogleich die besten Fußgänger, Morton und Riley, wohlbewaffnet nach. In Anoatok, 7½ Meilen entfernt, holten sie die Spitzbuben ein. Sie fanden dort Meiuk und zwei Weiber, von denen hier meine Leser das Konterfei der einen erblicken. Aningna hieß sie. Die gestohlenen Büffelröcke waren bereits verschneidert und in Kapots verwandelt, die sie am Leibe trugen. Unsre Häscher legten beiden Weibern Ketten an und zwangen sie, das gestohlene Gut nach der Brigg zu bringen. Nach 24 Stunden kehrte die Streifpartie zurück, nachdem sie zweimal 7½ Meilen zurückgelegt hatte. Dies imponirte den Grönländern, denn sie mußten sich gestehen, daß diese Fußreise im Winter ein Kraftstück und die Weißen ihnen vollständig gewachsen, wenn nicht gar überlegen waren. Fünf Tage lang mußten die Gefangenen in ihrem einsamen Gefängniß seufzen und singen und kreischen, wobei jedoch ihr Appetit vortrefflich blieb. Nach dieser Zeit erschien Metek, die Hauptperson, wenn nicht der Häuptling von Eta, an den Kane den Meiuk gesendet hatte. Er brachte einen ganzen Schlitten voll gestohlener Messer, zinnerner Becher, Eisenzeug und Holzstücke mit, und es wurde nun, nachdem das Lösegeld angenommen worden war, zwischen den hohen kontrahirenden Parteien ein Freundschaftsvertrag verabredet und beschlossen. Die Weißen verpflichteten sich Geschenke an Nadeln, Messern und Aehnlichem zu machen, während die Wilden versprachen, frisches Fleisch zu liefern, Hunde zu verkaufen

Aningna.

oder zu vermiethen und Jagdplätze zu zeigen. Kane giebt ihnen das Zeugniß, daß sie ihr gegebenes Wort nicht gebrochen haben. „So lange wir Gefangene des Eises blieben", sagt er, „hatten wir ihnen manchen Rath hinsichtlich unserer Jagdzüge zu verdanken. Unsre gemeinschaftliche Beute wurde nach ihren Gesetzen gleich getheilt. Unsre Hunde waren in gewissem Sinne gemeinschaftliches Eigenthum, und oft beraubten die Eskimo sich selbst, um unsern verhungernden Thieren Nahrung zu verschaffen. In kritischen Zeitpunkten traten sie uns Lebensmittel ab, und wir thaten für sie dasselbe. Sie lernten in uns ihre Wohlthäter achten und bedauerten, wie ich gewiß weiß, unser Scheiden schmerzlich."

Die Vorräthe von Holz gingen freilich bald zur Neige und man griff nun die Brigg selbst an. Die lange Nacht war längst angebrochen. „Von der Herrlichkeit des arktischen Firmaments", schreibt Kane, „kann man sich schwer eine Vorstellung bilden. In greifbarer Nähe schien es über unsern Köpfen zu schweben, die Glorie der Gestirne war verdoppelt, und die Planeten strahlten so gewaltig, daß sie die Beobachtungen unseres Astronomen nicht wenig störten. Ich wage es kaum, von diesen nächtlichen Scenen zu sprechen. Oft ging ich hinaus auf das Deck oder über die Eisbänke; da schien alles irdische Leben versteinert, jede Bewegung, jeder Schall, jede Farbe, jede Geselligkeit aufgehört zu haben. Wenn ich aber mein Auge hob zu der leuchtenden Sphäre, die sich über mir wölbte, gleichsam in Anbetung eines ungesehenen Lichtcentrums, da mußte ich in tiefer Demuth ausrufen: „„Herr, was ist der Mensch, daß du dich seiner erbarmest!"" Dann gedachte ich wol der freundlichen Welt, die ich verlassen, mit ihrem Wechsel von Licht und Schatten, an die andern Gestirne, die sie durch ihren Wechsel beleben, und an die Herzen, die an den unsrigen erwärmten, bis endlich meine Gedanken mich nach dem Reiche derer trugen, die nicht mehr waren — und das hob mich wieder empor zu den Gestirnen!" Auch die Eskimo sind keine gedankenlosen Beobachter. Sie kennen und benutzen die große Uhr der Sternenwelt. Einer von ihnen zeigte einmal auf einen Stern, und sagte: „Wenn dieser da dorthin gegangen ist, wo jetzt jener steht, dann ist es Zeit zum Aufbrechen." Die Eskimo haben ihre eigenen Sternnamen und theilen ihre Zeit nach den Umdrehungen des Firmaments ein. Ueberraschend ist ihre Kunde von den Witterungswechseln. Sie wissen auch genau, wo sie das Wild anzutreffen haben, und besonders begabt sind sie, süßes Wasser zu entdecken, als ob sie eine ächte Wünschelruthe mit sich führten.

Am 7. Dezember erscholl der Ruf: „Eskimo-Schlitten!" Die Wilden führten zwei der am 28. August fortgegangenen Matrosen zurück. Am 12. Dezember kam Dr. Hayes mit den Uebrigen nach. Es war Alles eingetroffen, was Dr. Kane ihnen vorausgesagt hatte. Nach einem Marsche von 90 Meilen war ihnen keine Wahl geblieben, als umzukehren. An dem Tage ihrer Rückkehr zeigte der Wärmemesser auf — 45 Grad R. Sie starrten von Eis und Reif und der Hunger machte sie fast ohnmächtig. In den letzten zwei Monaten und länger noch hatten sie ausschließlich von dem gefrorenen Fleische von Seehunden und Walrossen gelebt.

Die Tagebücher Kane's erzählen von der langen Polarnacht immer dieselbe

düstere Geschichte: Kälte, die dennoch gesünder ist, als die wärmere Luft, die mit dem merkwürdigen Phänomen der Südostwinde eintritt, Krankheiten und Hunger. Die Hunde starben, und mehr als einmal hing das Leben der Kranken davon ab, ob die Jäger ihnen frisches Fleisch liefern konnten. Man nahm alle Gewohnheiten der Wilden an und befand sich wohl dabei. Der Ofen konnte nicht mehr geheizt werden; dafür brannte man Specklampen, deren man zuletzt zwölf im Gange hatte. Sie verbreiteten eine unerwartete Wärme. Das rohe Fleisch bewährte sich als ein eben so vortreffliches Nahrungsmittel, wie als eine antiskorbutische Arznei; dazu „heizte es den Körper" besser. Das Walroßfleisch erwies sich als das beste von allen. Mit einem genügenden Vorrath solchen Fleisches, einer Eskimo-Lampe, einem Schneeschmelzer, Pelzen zum Einhüllen in der Nacht und der üblichen Kleidung kann der Jäger, namentlich wenn er Kaffee hat, bei — 50 R. eine Nacht im Freien zubringen, nur daß er gegen den Wind geschützt sein muß. Auch schmeckt das rohe Fleisch nicht übel, und Walroßleber mit etwas Fett von demselben Thiere genossen, ist sogar ein Leckerbissen.

Nessak.

Dem patriotischen Kane galt es als ein glückliches Vorzeichen, daß der Tag, an dem die Sonne sich wieder zeigte, der Geburtstag Washington's war (22. Februar). An diesem Tage schoß Hans das größte Rennthier, das man noch gesehen hatte. Merkwürdig genug war der Rest des Fleisches am 24. Februar bereits völlig in Fäulniß übergegangen. Die Geschwindigkeit der Zersetzung bei einer Temperatur von — 30 Grad R. scheint ein Wunder zu sein, aber sämmtliche Grönländer behaupten, daß eine hohe Kälte die Fäulniß beschleunige. Die Thiere, die sich von Gras nähren, haben überhaupt Neigung zu rascher Verwesung, und es soll vorkommen, versichert Kane, daß das Fleisch des Moschusstiers schon 5 Minuten nach der Erlegung fleckig wird.

Unsre Nordpolfahrer wurden nun auch noch vom Skorbut heimgesucht, und bald war Niemand von diesem Leiden frei, obgleich das Uebel gelinder auftrat, als im vorigen Winter. Zuletzt blieben nicht mehr als vier Mann arbeitsfähig, von denen zwei jagten und zwei alle häuslichen Arbeiten verrichteten. Mit Sehnsucht erinnerte man sich an die Northumberland-Insel mit ihren zahlreichen Kolonien von Eidergänsen; aber es war keine Zufuhr von da möglich; auch die Eskimo konnten nicht mehr helfen. Hans, der sie in Anoatok (d. h. „vom

Wind geliebter Ort") besuchte, fand die größte Hungersnoth bei ihnen. Die Eskimo sind nämlich ein sorgloses Völkchen; sie essen übermäßig, so lange sie Etwas haben und müssen dann gewöhnlich im Januar und Februar, wo die Jagd aufhört, eben so unmäßig hungern. Bereits waren sie diesmal so weit gekommen, ihr kostbarstes Besitzthum, die Schlittenhunde, zu opfern. Von 30 Exemplaren waren nur vier verschont geblieben, die andern verzehrt worden. Hans kam wie ein Retter mit seiner guten Büchse, denn es gab eine Jagd, und ein Walroß von mittlerer Größe wurde erlegt. So war den Eskimo geholfen, und die Kranken der Advance erhielten ihren Antheil an dem frischen Fleisch; aber die Kranken waren bereits so herunter gekommen, daß einige von ihnen das frische, rohe Fleisch nicht mehr vertragen konnten und lediglich durch Brühe erhalten werden mußten. Der März bewies sich abermals als der kälteste Monat; alle Stellen im Eis, die noch offen geblieben waren, froren zu.

Zu all dem Unglück kam nun auch noch die Unverläßlichkeit einiger Personen des Schiffsvolks. Zwei Matrosen, Godefrey und William, gingen heimlich mit dem Plane um, zu fliehen und in den südlichern Eskimodörfern ein Unterkommen zu suchen. Das Vorhaben wurde entdeckt, und es gelang, die Ausreißer noch zur rechten Zeit anzuhalten und einzusperren. Allein die wenigen Gesunden auf dem Schiffe kämpften um ihre Existenz, sie konnten nicht auch noch Verbrecher bewachen. Man befreite daher die Verräther und begnügte sich mit einer Warnung und Ermahnung. Doch hatte dies Verfahren nicht den gewünschten Erfolg; denn nach einiger Zeit entwischte Godefrey, während Kane auf der Jagd war. Das war ein gefährlicher Zwischenfall; denn es war zu erwarten, daß der Flüchtling sich des Schlittens, der Büchse und der Hunde des auf die Jagd gesendeten Hans bemächtigen würde, wodurch die Lage der Zurückbleibenden sich noch mehr verschlimmern mußte. In der That suchte er auch Hansen auf und drang in diesen, mit ihm nach Süden zu gehen und den Schlittenzug mitzunehmen. Als Hans dies verweigerte, suchte sich Godefrey in Besitz seines Gewehrs zu setzen, was aber ebenfalls mißlang. Endlich willigte der Flüchtling ein, das von Hans besorgte Fleisch nach der Brigg zu schaffen, entweder in der Absicht, sich mit Kane zu versöhnen, oder sich einen Reisegefährten zu verschaffen. Am 2. April ließ sich plötzlich ein Mann mit einem Schlitten nicht weit von der Brigg sehen. Man glaubte es sei Hans, und Kane ging ihm mit Bonsall entgegen. Es war aber Godefrey, der, als man ihn niederzuschießen drohte, willig mit Hunden und Schlitten nach dem Fahrzeug folgte. Plötzlich aber wendete sich das Blatt wieder und Godefrey nahm abermals Reißaus. Man wollte ihm Kugeln nachsenden, aber die Pistolen versagten und die Flucht gelang. Das Beste bei dem Vorfall war die zurückgelassene Fleischladung. — Am 10. April machte sich Kane auf den Weg, den noch immer fehlenden Hans zu suchen. Nach einer Fahrt von 16 deutschen Meilen fand er den armen Schlucker, der unterdeß recht krank gewesen war und in Eta gelegen hatte. Nach einem fünftägigen Krankenlager mit heftigen Gliederschmerzen war er, wie er sagte, noch „ein wenig schwach", was bei ihm freilich so viel hieß, als „sehr unwohl".

Inneres einer Eskimohütte.

Das böse Beispiel Godefrey's durfte indeß nicht ungeahnt hingehen; es mußte der Versuch gemacht werden, seiner wieder habhaft zu werden. Kane unternahm daher eine Reise nach Eta, wo sich wie er von Hans erfahren hatte, der Flüchtling aufhielt. In Begleitung des Eskimohäuptlings Metek, der eben mit seinem Neffen zu Besuch auf dem Schiffe war, legte Kane die 20 deutsche Meilen lange Fahrt zurück, während der Neffe einstweilen auf dem Schiffe blieb. Als sie in die Nähe Eta's kamen, hüllte sich Kane so dicht in seine Kapuze, daß er wol für den Knaben Paulik gelten konnte. Die Einwohner kamen heraus, um ihren Häuptling zu bewillkommnen; unter den Ersten war der, auf den es Kane abgesehen hatte; er schrie sein „Tima!" (Willkommen!) trotz des besten Wilden. Einen Augenblick später war Kane an seinem Ohr, mit einem kurzen Gruß und einer bezeichnenden Handbewegung. Der Ueberraschte fügte sich sofort, und nachdem er seine 20 Meilen vor dem Schlitten hergegangen und getrabt, mit einer kurzen Zwischenrast zu Anoatok, war er wieder Gefangener an Bord.

Bei diesem Ausfluge lernte Kane die Sitten der Bewohner Eta's genauer kennen. Das Innere ihrer Hütten ist eben nicht einladend. Einige Löcher in denselben sind Fenster und Thür; durch einen 30 Schritt langen Kriechtunnel drang man in das Innere ein. In einem Raume von nur 15 Fuß Länge und 6 Fuß Breite steckten eben 14 starke, wohlgenährte, ungewaschene und unbekleidete Menschen, darunter sechs Gäste, die auf der Jagd vom Sturm überfallen, hier gastliche Aufnahme gesucht und gefunden hatten. Einen solchen Klumpen zusammengepferchter Menschen kann man nirgends mehr antreffen: Männer, Weiber und Kinder, mit Nichts als ihrem nationalen Schmutz bedeckt, krabbelten durch einander, wie die Würmer in einer Angelschachtel. Die Hitze in diesem Loche betrug + 26 Grad R., so daß Kane sich entkleiden mußte und mächtig schwitzte. Er warf seinen müden Körper über die Beine der Frau Aningna (d. h. Eidergans), legte ihr Kleines unter seine Achselgrube, den Kopf auf Meiuk's etwas zu warmen Magen und schlief so als geehrter Gast auf dem Ehrenplatze ein. Als er am andern Tage aufwachte, präsentirte ihm Frau „Eidergans", geb. Schmalbauch (Igurk), einen Klumpen gekochten Speck und ein Stück Fleisch, zusammen an das Ende eines gekrümmten Knochenstücks gespießt. Schon wollte er das verlockende Gericht ergreifen, als er bemerkte, wie die Frau am andern Kochfeuer mit einem ganz ähnlichen Knochen, der ein allgemeines eskimoisches Küchengeräth ist, sich gemüthlich am Leibe kratzte, und dann gleich wieder damit in den Kochtopf fuhr und ein dampfendes Fleischstück herausholte. Für diesmal war es mit dem Appetit vorbei.

Kane ist der Ansicht, daß die Eskimo in Nordgrönland im Aussterben begriffen sind und vielleicht mit der nächsten Generation erlöschen werden. Die Blattern, die sie etliche Jahre vorher heimgesucht hatten, richteten furchtbare Verheerungen an. „Ich zähle", bemerkt Kane, „bereits acht Niederlassungen in unsrer Nähe, die etwa 140 Köpfe umfassen, und seit unserer Ankunft sind nicht weniger als fünf Todesfälle eingetreten. Verbrechen tragen zu der Verminderung mit bei, denn es sind mir nun bereits drei Mordthaten zur Kenntniß gekommen." Wir stellen uns die Grönländer gewöhnlich als eine kleine, schwächliche und häßliche Rasse vor; allein es giebt unter ihnen auch hochgewachsene Leute, wahre Athleten, die unsre Bewunderung im physischen Sinne verdienen. Und was die Häßlichkeit betrifft, so haben die Männer nach den Abbildungen und Holzschnitten die rothen Indianer Amerika's nicht zu beneiden, während die Frauen, wenigstens was den Körper und die Gliedmaßen anbetrifft, südliche Formen und Anmuth zeigen. Es scheint also keine allgemeine Wahrheit zu sein, daß der Mensch unter höhern Breiten in seinem physischen Werth herabsinkt. Der Eskimo ist ein vortrefflicher Jäger. Unerschrocken greift ein einzelner Mann den Bären mit seiner Lanze an, und es fehlt dabei weder an Todesfällen noch an schlimmen Verwundungen. Den Gesellschaften dieser Wilden mangeln die Oberhäupter; denn wenn auch der eine oder andere die Rolle eines Häuptlings spielt, so verdankt er dies nur seinen persönlichen Eigenschaften, seinem Reichthum oder seinem sonstigen mühsam erworbenen Ansehen. Ihre Priester oder Beschwörer heißen Angekoks; sie sind zugleich Aerzte; auch an Issiutoks oder böse Hexen-

meister glaubt man, die ein schlimmes Ungefähr, welches der Volkswahn ihren bösen Kräften und Wissenschaften zuschreibt, mit dem Tode büßen müssen.

Seltsam ist es, daß die Trauerförmlichkeiten um Todte denen mancher asiatischen Völker ähnlich sind. Es wird nämlich auch bei den Eskimo systematisch geweint. Wenn Einer zu weinen anfängt, wird erwartet, daß die Andern aus Höflichkeit nachfolgen, ohne gleich zu wissen, um wen oder was es sich handelt. Denn nicht nur Todesfälle, sondern auch viel unwichtigere Vorkommnisse, als z. B. das Mißlingen einer Jagd, das Reißen einer Walroßleine, der Tod eines Hundes, preßt Thränen aus. „Frau Eidergans", erzählt Kane, „sah einmal von ihrem Kochtopf her nach mir und ließ einen sanften Thränenregen los. Ich kannte den Gegenstand ihres Schmerzes nicht, aber mit aller Geistesgegenwart zog ich mein Schnupftuch, wischte ihr — wie es die Sitte erheischt — höflich die Augen und weinte selbst ein Paar Thränen. Dieses kleine Intermezzo war bald vorüber: Frau Eidergans ging wieder an ihren Kochtopf und der Nalegak (Kapitän) an sein Notizbuch."

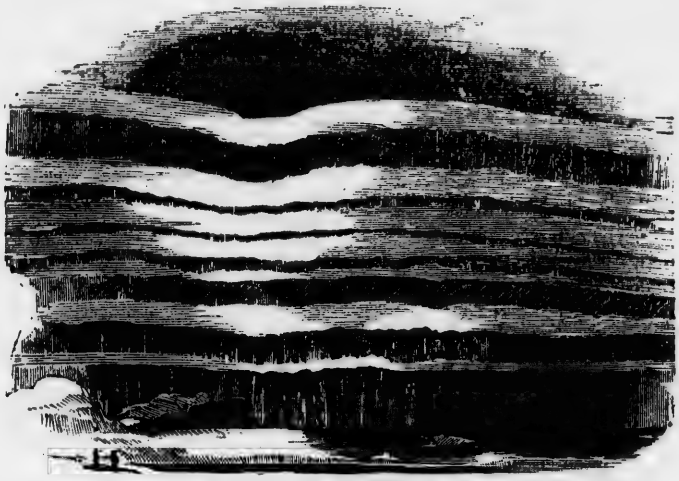
Auch in diesem Winter wurden die magnetischen und astronomischen Beobachtungen auf dem Observatorium mit einer wahrhaft bewundernswerthen Beharrlichkeit fortgesetzt, trotz der ungünstigen Lage der Polarfahrer. Diese Beobachtungen erforderten in der That auch Helden. Schon der Weg nach dem Observatorium war eine ganze Reihe von Gefahren. Mit dem Alpenstocke in der einen und der Blendlaterne in der andern Hand mußte man sich den Weg durch die schwarze Nacht suchen. Bald sieht man eine schwarze Mauer vor sich, man muß den Eisstock gegen eine geneigte, spiegelglatte Scholle stemmen und sich auf den Eishügel hinüber schwingen. Nach kurzer Wanderung tritt abermals eine 20 Fuß hohe, ächzende und stöhnende Mauer entgegen; das ist der Rand des zweiten Eises. Hat man die dazwischenliegende Kluft übersprungen, so trennt noch ein zweiter Spalt von dem festen Eisfuß am Felsen des Observatoriums. Aber dieser Spalt ist von halbschwimmenden Eisklumpen erfüllt, welche das Heben und Senken der Flut beständig vom Rande des Eises losbricht. Ein Fehltritt, und ein Bad in dem eisigen Wasser ist die Folge. Endlich ist das Observatorium erreicht, und da sitzen nun die zwei einander abwechselnden Beobachter 24 Stunden lang, von Kopf bis zu Fuß in Pelze gehüllt, in einem Raume, wo das Thermometer am Instrument — 5½ Grad, am Fußboden — 34 Grad, an der dem rothglühenden Ofen zugekehrten Seite des Beobachters + 27½ Grad, an der vom Ofen abgekehrten — 19 Grad R. zeigt.

Am 25. April unternahm Kane in Begleitung mehrerer Eskimo, des Kalutuna, Schanghu und Tatterat, nebst Hans noch einmal eine Reise nach Norden. Drei Schlitten mit 16 Hunden beförderten die Gesellschaft. Die Ausrüstung war sehr einfach; außer Walroßfleisch wurde weiter nichts mitgeführt, als was die Reisenden auf dem Leibe trugen. Walroßfleisch und Speck waren in große flache Scheiben von Zolldicke geschnitten; nachdem sie gefroren waren, wurden sie unmittelbar auf die Querhölzer der Schlitten gelegt, und bildeten so eine Art Boden. Büchse und Schlafsack wurden darauf gebunden, das Ganze mit einem weichgeriebenen Bärenfell überdeckt und mit Striemen von Walroßhaut

geschnürt. Solch ein Gefährt kann umherschleudern, wie es will; es schlägt nicht um: die Kufen, von Walfischknochen, halten die härtesten Stöße aus; das Fleisch, so steif wie ein Bret gefroren, dient dem Fahrer zum Sitz; die Hunde können nicht dazu; und hat man Appetit auf eine kalte Schnitte, so dreht man den Schlitten um und hackt das Fleisch zwischen den Querleisten heraus. Die ganze Reise lief aber mehr auf eine Bärenjagd hinaus, denn wo sich ein Bär zeigte, da waren die Eskimo nicht wegzubringen, und das hinderte Kane, seinen Plan nach Wunsch durchzuführen. Der Hauptgewinn bei dieser Partie war die nähere Untersuchung des Humboldtgletschers, an dem sich Kane längere Zeit aufhielt. Er schreibt: „Ruhe war nicht der Charakter dieser anscheinend soliden Eismasse, sondern Alles zeigte Leben, Energie und Bewegung." Er sah, wie sich große Eismassen vom Gletscher loslösten und zersplitternd herunter stürzten. Die Loslösung geht verhältnißmäßig ruhig und regelmäßig vor sich; die Berge stürzen nicht kopfüber in die See, sondern steigen vielmehr aus der See, sobald sie weit genug vorgeschoben sind, daß die Hebekraft des Wassers sie von der Hauptmasse ablösen kann. Stufenförmig fällt die Gletscherwand schräg nach der See hinab, eine wahrhaft riesige Eistreppe bildend. Die Eisstufen waren durch Druck von hinten offenbar in Bewegung; die herablaufenden Längsspalten wurden immer weiter, und es schien, als sei der Antrieb um so stärker, je näher die Eismasse an das Ufer vorrückte. Endlich schwamm das Losgelöste in Gestalt von Eisbergen davon. Von der Thatsache, daß das Gletschereis sich ähnlich wie Flußwasser abwärts bewegt, konnte Kane sich auch hier ganz augenscheinlich überzeugen. Die Wirkungen des Thauwassers auf der Oberfläche des Gletschers waren deutlich wahrzunehmen. Wie das Land seine Flußsysteme hat, so entspringen dem Gletscher eine Anzahl Bäche, die sich ebenfalls in Systeme vereinigen. Zuweilen verlieren sich solche Gletscherkinder im Eise, laufen innerhalb der Masse in Spalten fort und treten dann an einem geeigneten Punkte wie ein Fallquell zu Tage. Der dem Gletscher nächste Eisgürtel zeigt sich an seiner Basis mit herabgefallenen Felsbrocken reich bedeckt. „Als ich diesen Eisgürtel sah", schreibt Kane, „der in weiter Ferne kein Ende absehen ließ, wie er mit Millionen Tonnen von Trümmern aller Art beladen war, Grünstein, Kalkstein und Chloritschiefer, rund und eckig, massig und zerkleinert, fiel es mir erst recht deutlich auf, wie ungeheuer die Verflößung von Felstrümmern auf Treibeis ist, die in der Geologie eine so große Rolle spielt. Weit unten im Süden, in den gefrorenen Gewässern der Marschallbucht, hatte ich die durch den Frost aufgehaltenen Bruchstücke des vorjährigen Eisgürtels gesehen, jedes noch mit seiner schweren Last fremden Materials beladen."

So kam der Mai heran. Einen dritten Winter in diesen hohen Breiten zuzubringen, war unmöglich; er wäre für Alle bis auf den letzten Mann tödtlich gewesen. Es war aber auch nach dem Zustande des Eises keine Aussicht, daß der Smithsund eisfrei werden könne. Und wäre dies auch geschehen, so war ja doch die Advance durch Entnahme von Holz zur Feuerung fast seeuntüchtig gemacht. Es blieb daher für die Gefangenen nur noch ein Weg zur Rettung übrig, und das war der nach den dänischen Niederlassungen, die sich vielleicht auf

Schlitten und Booten erreichen ließen. Dieser Plan wurde in's Auge gefaßt und die Vorbereitungen zu seiner Durchführung begann man rechtzeitig. Schon im Herbst hatte man sich mit dem Gedanken an die gewagte Reise von nur 325 deutschen Meilen vertraut gemacht; das hatte nebenbei die gute Wirkung, die Kranken von ihrer traurigen Lage abzulenken.



Stufenbau des Humboldtgletschers.

Es geschah Alles, was möglich war, um die Flucht gelingen zu machen. Freilich wirklich seetüchtig konnten die Boote nicht gemacht werden, und ausreichende Lebensmittel waren auch nicht zu beschaffen. Nachdem die Boote auf Schlittenkufen gestellt worden waren, schaffte man sie einzeln auf das fahrbare Eis. Diese unter allen Umständen anstrengende Arbeit drohte die Kräfte der Leute aufzureiben und es wurde daher auf mehrere Tage verweilt. Am 20. Mai 1855 endlich sagte man der Advance Lebewohl. Noch einmal zog man die Flaggen auf, um sie dann für immer niederzulassen; dann hielt man einen zweimaligen Umzug um das Schiff, das sich so tapfer in aller Noth bewährt hatte; mit schmerzlichen Gefühlen trennte man sich von dem treuen Gefährt. Wie sehr das Herz des Seemannes an seiner schwimmenden Wohnung hängt, zeigte sich auch hier. Das Schiffsbild der Advance war eine weibliche Figur: „die schöne Auguste" genannt. Sie hatte diesen Namen einst wirklich verdient; aber jetzt war sie fast noch übler zugerichtet, als ihre Verehrer. An einer Felsenspitze hatte sie ihre Nase eingebüßt, und ein ungeschlachter Eisberg hatte ihr die ganze Brust, ein Prachtstück vom schönsten Blau, fortgerissen. Trotzdem, oder vielleicht eben deshalb hatten die Seehelden sie noch lieber; so unbequem ihnen das Bild bei der Reise auch werden mußte, sie beschlossen es mitzunehmen. Kane erlaubte ihnen gern, dem Zuge ihres Herzens zu folgen. Als er seinerseits von der Brigg Abschied nahm, hatte bereits ein alter Rabe, der mit seiner Gefährtin während

der ganzen Zeit der Ueberwinterung in der Nähe geblieben war, von dem verlassenen Wrack Besitz genommen.

Man hatte nicht mehr als sechs Hunde, so daß die Hauptlast des Schlittenziehens auf die Matrosen fiel. Die vier Kranken waren zu schwach, um auch nur gehen zu können. Man gewann täglich nur kleine Strecken, bis günstiger Wind sich erhob und die Segel ausgespannt werden konnten. Das war nun etwas neues, über das glatte Eis zu segeln; aber man kam wunderbar rasch vorwärts, und zum ersten Male stimmten die Leute wieder den fröhlichen Gesang an: »Storm along, my hearty boys!« Freilich kamen nun auch wieder sehr schwierige und gefährliche Passagen. Nachdem sich die Aermsten mehrere Tage jämmerlich fortgeschleppt hatten, kamen sie in die Nähe der Littletoninseln. Noch immer vermißte man den Hans Christian; seit zwei Monaten schon war er abwesend. Er war Anfang April zu Kane gekommen und hatte um Erlaubniß gebeten, einen Besuch in Peteravik zu machen. Es stellte sich jetzt heraus, daß eine eskimoische Schöne sein Herz bezwungen und ihn zum Ehemanne gemacht hatte. Er war zuletzt gesehen worden, wie er auf einem Schlitten in südlicher Richtung von Peteravik fuhr und seine Schöne mit ihm. Seiner eigenen Angabe nach war er auf dem Wege nach einer neuen Niederlassung, tief im Murchisonsunde. Seine junge Frau war dieselbe Person, die ihn auf dem Krankenlager in Eta gepflegt hatte. Für unsre Reisenden war die Flucht Hansens ein unersetzlicher Verlust. Die Arbeit wurde immer anstrengender. War es schon schwer, mit dem Beil in der Hand einen Weg durch das gebrochene Eis am Rande der Eisfelder zu bahnen, so wurde die Mühe fast überwältigend, wenn der höhere Rand des Eisgürtels erstiegen werden mußte. Dann hatte man eine geneigte Fläche von vielleicht 30 Fuß Länge herzustellen und die Boote mit Stangen und Hebeln hinaufzuschaffen. Diese Anstrengungen waren so groß, daß Ohlsen, einer der wackersten Matrosen, an den Folgen derselben starb. Er war erst 36 Jahr alt. Man begrub ihn am Fuße eines Vorgebirges, das man mit seinem Namen benannte, die höchste Ehre, die man dem braven Seemann erweisen konnte.

Endlich am 16. Juni waren sie am offenen Wasser. Die Eskimo von Eta bis Kap Alexander waren hier versammelt um den Weißen Lebewohl zu sagen. Die Leutchen, 22 an der Zahl, halfen die Boote über das Eis bis ans Fahrwasser schieben, wo ein herzlicher Abschied genommen wurde. Die Wilden riefen den Scheidenden mit naiver Rührung zu: „Ihr habt uns Gutes gethan. Wir sind nicht hungrig; wir nehmen (stehlen) nichts!“ Kane zeigte beim Abschied den Leuten noch das Kunststück, wie man durch eine Linse aus Eis die „Sonne herabziehen“ könne. Er gab sich dabei alle mögliche Mühe, ihnen die Erscheinung zu erklären, und ließ sie die Wirkungen des Brennglases auf der Haut spüren; indeß gelang es nicht, ihnen ein physikalisches Verständniß beizubringen, denn sie blieben dabei, Kane sei ein großer Angekok (Zauberer). Es wurden zahlreiche Geschenke an die Eskimo vertheilt. Jeder erhielt sein Messer, seine Feile, seine Säge; Kinder empfingen ein Stück Seife, die größte aller Arzneien. Das kleine lustige Volk drängte sich immer zutraulich an Kane heran und schrie: Kujanake, Kujanake, Nalegak soak, d. h. Dank, Dank, großer Häuptling. Wäh-

rend Meiuk immer neue Haufen von Vögeln für Kane herbeischleppte, als solle dieser sich für alle Ewigkeit satt essen, weinte die arme Aningna neben dem Zeltvorhange, und wischte sich die Augen mit einem Vogelbalge. — Auch in den Eiswüsten des Nordens bewährt das menschliche Herz die ihm angeborenen edlen Triebe des Wohlthuns, der Anhänglichkeit, der Dankbarkeit.

Müdemannsruhe.

Am 19. Juni wurden die Boote ins Wasser geschoben. Der Punkt war Kap Alexander, die Ostgrenze des Smithsundes. Das Wasser, in dem Kane sich befand, wird von den ältesten Walfischfängern gefürchtet, und er hatte offene Boote und eine halb aufgeriebene Mannschaft. Nicht lange, und es zeigte sich wieder festes Eis, doch hie und da mit offenen Stellen. Mit einem Eisfelde, bei dem die Boote Schutz gesucht hatten, ließ man sich vom Sturm forttreiben, als eine plötzliche Wendung das Feld mit einem Felsen in Berührung brachte. „Unter dem Druck", erzählt Kane, „brach und zerbröckelte, warf und thürmte sich die gesammte Fläche, auf der wir standen. Ich glaube nicht, daß in unsrer kleinen Gesellschaft, die doch die Gefahr zu beurtheilen verstand, Einer sagen könnte, wann, wie und wo wir wieder flott wurden. Wir wissen weiter nichts, als daß wir unter einem völlig unbeschreiblichen Getöse, in dem man das Schmettern von tausend Trompeten eben so wenig gehört haben würde, wie die Stimme eines einzelnen Menschen, geschüttelt, emporgehoben, herumgewirbelt und endlich unter eine Masse von zertrümmerten Schollen abgesetzt wurden."

Eine pittoreske Höhle, des Müden Ruheplatz getauft, gewährte den Booten Schutz gegen den Sturm, der fast drei Tage lang fortwüthete. Der Schutz war nicht der einzige Dienst, den die Höhle leistete. Mangel an Nahrung hatte die Kräfte der Leute, ohne daß sie eigentlich Hunger empfanden, auf eine gefährliche Weise herabgebracht. Die Höhle gewährte vortreffliche Speise, Eier von Wasservögeln, deren man täglich wol zwölfhundert sammelte. Diese kräftige Speise befähigte die Matrosen zu den neuen Anstrengungen, die ihrer harrten. Am 11. Juni erreichte man Kap Dudley Digges, an den „Klippen der Vorsehung." Das Thermometer zeigte dort bereits + 26 Grad R. in der Sonne und + 3 Grad R. im Schatten. Frisches Grün brach aus den Klippen hervor, eine unbezahlbare Arznei für Skorbutkranke, und an den Felsen saßen auf den Terrassen wie Soldaten in Reihe und Glied ganze Reihen von Kittiwakes (Lummen), deren Eier gesammelt wurden. Man lernte nun sogar das Gefühl des Ueberflusses wieder kennen. Die Eier und die Kochlearien (Löffelkräuter), die auf dem Guanoboden üppig wuchsen, lieferten im Verein den unschätzbarsten antiskorbutischen Salat. Als man abfuhr, hatte man noch 640 Pfund an Brod und Fleisch am Bord, und an Holz für 17 Tage Vorrath. Am 18. Juli gestattete das Eis die Wasserfahrt. Man hatte die Wahl zwischen zwei Wegen; entweder mußte man am Rande des festen Landeises hinfahren, wo man gewissermaßen unter Schutz war, aber langsam vorwärts kam, oder durch zusammenhängende offene Stellen weiter in das Meer hinaussteuern, wo man auf schnellere Fortschritte rechnen durfte, aber mit den gebrechlichen Booten mitten in die Linie des Treibeises gerieth. Kane hatte guten Grund, sich für das offene Meer zu entscheiden, denn der Vorrath an Lebensmitteln und Feuerung gebot Eile. In den beiden letzten Wochen des Juli wurde die Lage, obgleich man vorwärts kam, immer schlimmer. Die Rationen mußten verringert werden und der Hunger übte seine Wirkungen. Den Leuten wurde das Athmen schwer, und die Füße schwollen ihnen so, daß sie ihre Stiefeln aufschnitten. Das beunruhigendste Symptom war die Schlaflosigkeit, die sich einstellte. In dieser Krisis zeigte sich ein Retter in Gestalt eines großen Seehundes, der scheinbar schlafend auf einer Scholle heranschwamm. Von seinem Besitze hing das Schicksal der Seeleute ab; das wußte man; daher nahte man sich ihm mit der größten Vorsicht. Niemand wagte zu athmen; die Ruder wurden endlich eingezogen, sobald man in Schußweite gelangt war. Petersen führte die Büchse; Kane bemerkte aber, daß er vor Aufregung zitterte. Da bewegte sich das Thier und der Schuß knallte. Es war getroffen. „Ich wollte", schreibt Kane, „noch einen zweiten Schuß thun lassen; doch meine Leute ließen sich nicht halten. Mit einem wilden Aufschrei, der aus jeder Brust gleichzeitig kam, ruderten sie die Boote nach dem Eisfelde hin. Eine Menge Hände griffen nach dem Seehunde und zogen ihn auf festeres Eis. Die Matrosen schienen halb wahnsinnig zu sein; ich hatte nicht geahnt, wie weit es durch den Hunger mit ihnen gekommen sei. Sie liefen rufend, lachend und die Messer schwingend über das Eisfeld hin. Nicht fünf Minuten vergingen und Jeder sog an seinen blutigen Fingern oder kaute an langen Streifen rohen Fettes. Nicht eine Unze Fleisch ging verloren."

Das war die letzte Prüfung; denn zwei Tage später wurde abermals ein Seehund geschossen, und je südlicher man kam, desto reichlicher wurde der Ertrag der Jagd. Am 1. August kam der „Teufelsdaumen", eine der Landmarken der Grönlandsfahrer, in Sicht, und von nun an folgte man dem ruhigeren Wasser längs der Küste. Zwei Tage später ließen sich in der Ferne Ruder, dann Stimmen vernehmen, und dann erreichte der vertraute Ton: „Halloh!" das Ohr d[er] Schwergeprüften. Es waren Dänen in einem Boot aus Upernivik. — Der Prediger des Ortes hielt eine deutsche Zeitung, aus der er den Fischern zuweilen Mittheilungen machte, und so erfuhr Kane, daß 250 deutsche Meilen von dem Orte, wo er Franklin gesucht hatte, Spuren seines Unterganges gefunden worden sein.

Am 22. Oktober 1854 hatte Dr. Rae unzweifelhafte Zeugnisse über das furchtbare Verkommen wenigstens eines Theiles dieser Expedition nach England gebracht. Das Mündungsland des großen Fischflusses oder Backflusses an der Nordküste des amerikanischen Kontinents lieferte die Beweise. Eine im Jahre 1856 dahin abgesendete Expedition fand die Nachrichten Rae's auf das überraschendste bestätigt. Auf der Insel Montreal entdeckte man (im Anfang des August) die Trümmer eines Bootes, an welchem der Name des zweiten Franklin'schen Schiffes „Terror" eingebrannt und noch deutlich zu lesen war. Die Eisenbeschläge und ein Theil des Holzes waren von den Eskimo weggenommen, das Stück mit dem Namenszuge aber glücklicherweise zurückgeblieben. Unweit davon nach Point Ogle hin fand man noch verschiedene Gegenstände, welche auf die Verkommenen hinzeigten, z. B. einen Schneeschuh von Eichenholz, dem der Name des Arztes vom Schiff „Erebus" — „Stanley" — eingeschnitzt war. Hier stieß man auch auf Eskimo, welche der Expedition freundlich und mit Offenheit entgegenkamen. Diese hatten die „Weißen" oder wenigstens die Leichname derselben gesehen und lieferten bereitwillig Alles aus, was sie in der Nähe gefunden hatten, z. B. Ruderstangen, Kessel, zinnerne Büchsen, worin eingemachtes Fleisch aufbewahrt gewesen, Stangeneisen, Hammer, Stricke, Seile, ein Stück Flaggentuch, einen Briefstreicher, Fragmente eines Mastes. Eine Eskimofrau wollte sogar den letzten Lebenden im Augenblick des Verscheidens gesehen haben. Dagegen gelang es nicht, irgend welche Schriftstücke, Papiere oder niedergelegte Nachrichten zu finden. Selbst eine Spur der Leichname oder Gebeine der Umgekommenen wurde nirgends entdeckt. Es ist demnach nicht mehr zu zweifeln, daß die Franklin'sche Expedition ein furchtbares Ende genommen hat. Die britische Admiralität hat diese Meinung auch getheilt und daher dem Dr. Rae und seinen Begleitern den im Jahre 1850 vom englischen Parlamente ausgesetzten Preis von 10,000 Pfund Sterling für die ersten sichern Nachweise über den Untergang der genannten Expedition zuerkannt.

Kane's treues Schiff, Advance, das ihn zweimal ins Eismeer trug, ruht noch im Rensselaer Hafen, doch könnte es wol möglich sein, daß selbiges, noch einmal zum Vorschein käme. Ist doch auch ganz unerwarteter Weise eines der im Jahre 1854 von der Belcher'schen Expedition im Eise zurückgelassenen Schiffe in den Atlantischen Ocean getrieben worden. Es war das Segelschiff „Resolute",

das am 15. Mai 1854 am westlichen Ende der Barrow-Straße verlassen werden mußte. Ohne Matrosen, ohne Steuermann und Kapitän, nur den Strömungen im westlichen Polarmeer überlassen, ist es durch die Barrow-Straße, den Lancastersund, einen Theil der Baffinsbai und die Davisstraße geschwommen, und südlich vom Kap Walsingham, nicht weit vom Eingange in den Northumberlandsund von dem amerikanischen Walfischfänger, Kapitän Buddington, angetroffen und als gute Prise in Beschlag genommen worden. Die glückliche Expedition des Kapitän M'Clintock, welche im fünften Band des „Buchs der Reisen" (Verlag von Otto Spamer) eingehend geschildert ist, hat das unglückliche Ende der Franklin'schen Reisegesellschaft bis zur möglichsten Sicherheit neuerdings aufgeklärt.

Als Dr. Kane in Upernivik angekommen war, hatte er und seine Begleiter auf einer Wegstrecke von ungefähr 320 deutschen Meilen 84 Tage dem Wetter und den Gefahren der arktischen Zone getrotzt. Trotz der überstandenen Strapazen waren Alle wohlbehalten und selbst verhältnißmäßig kräftig, und unter der gastfreundlichen Pflege der dänischen Kolonisten erholten sie sich überraschend schnell. Der lange Aufenthalt in freier Luft hatte sie so verwöhnt und wetterfest gemacht, daß sie das Gefühl von Erstickung empfanden, wenn sie in Zimmern sich aufhielten. Ja die Ruhe und Bequemlichkeit schien sie fast mehr anzugreifen, als alle Strapazen der vorhergegangenen Monate. Am 6. September verließen sie auf dem dänischen Schiffe „Marianne" Upernivik, um nach den Shetlandsinseln zu segeln. Das kleine Boot „der Glaube", das sie als eine kostbare Reliquie betrachteten, nahmen sie in dankbarer Erinnerung mit. Am 11. Sept. kamen sie nach Godhaven, dem Inspektorat von Nordgrönland. Als man am 21. Sept. die Anker zur Weiterfahrt lichtete, sah man plötzlich in der Ferne einen Dampfer. Er kam näher, mit einer Barke im Schlepptau, und bald erkannte man die Sterne und Streifen der Unionsflagge. Zum letzten Male wurde der „Glaube" ins Wasser gelassen, und die kleine Flagge, die so nahe an beiden Polen geweht hatte, öffnete sich noch einmal im Winde. „Mit Brooks am Steuer und Herrn Olrik (aus Godhaven) zur Seite", berichtet Dr. Kane, „fuhr ich in Begleitung aller Boote der Niederlassung den Ankommenden entgegen. Selbst auf die erlegte Robbe ruderten die Leute nicht heftiger zu als jetzt. Wir näherten uns den Schiffen und den muthigen Männern, die gekommen waren, uns zu suchen; wir konnten die Narben sehen, welche auch diese Schiffe im Kampfe mit dem Eise davon getragen; wir erkannten die Goldtressen an den Mützen der Offiziere und unterschieden die Gruppen, die mit Fernröhren in der Hand uns betrachteten. Jetzt waren wir an der Schiffsseite. Ein Offizier, Kapitän Hartstene, rief einen kleinen Mann in zerrissenem Flanellhemd an: „Ist das Dr. Kane?" Und auf das „Ja!" welches erfolgte, füllte sich das Takelwerk mit Landsleuten, und stürmischer Jubelruf empfing die Wiedergefundenen." — Wer vermöchte den Empfindungen Worte zu verleihen, welche bei solchem Wiedersehen die Brust solch kühner Männer bewegen! — Das kann man kaum nachempfinden, geschweige denn in Worte fassen. Ich überlasse es daher dem Leser sich selbst auszumalen.

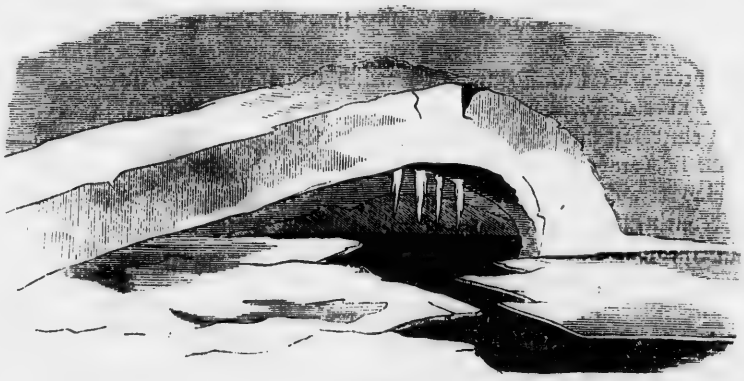
Wie aber kam Kapitän Hartstene hierher? Diese Frage darf ich nicht mit Schweigen übergehen. Es war nicht Zufall, sondern Absicht. Die ungewöhnliche Strenge des Winters 1854 hatte nämlich in Amerika die größten Besorgnisse für das Gelingen von Dr. Kane's Polarfahrt hervorgerufen und mit großer Bereitwilligkeit hatte die amerikanische Regierung das Aussenden einer Rettungsexpedition organisirt. Es wurden hierzu zwei Schraubendampfer, „Arctic" und „Release", bestimmt und unter das Kommando des Kapitäns Hartstene gestellt. Am 2. Juni 1855 stach das kleine Geschwader in See und wandte sich nach der grönländischen Küste; schwimmende Eisfelder und Eisberge verkündeten die Strenge des letzten Winters. Die Kraft des Dampfes kam aber glücklich zu Hülfe und man drang im Smithsunde bis zu 78 Grad 30 Minuten nördlicher Breite vor. Hier ward aus den Erzählungen der Eskimo und den Spuren an den Gestaden ersichtlich, daß die Mannschaft der „Advance" den Rückweg angetreten haben mußte. Unweit Kap Alexander erfuhren sie, daß Kane nach Upernivik abgereist sei. Hartstene kehrte nun um und hatte das Glück, Kane zu finden.

Nach einer Abwesenheit von 30 Monaten gelangte unser Held Kane am 11. Oktober 1855 in New-York an. Die Nachricht von seiner Wiederkehr erregte in der ganzen civilisirten Welt die größte Freude. Jedermann sprach mit Bewunderung von diesem außerordentlichen Manne und Europa wetteiferte in Ehrenbezeugungen für den Helden mit seinem Vaterlande Amerika.

Der Hauptzweck, über Franklin's Schicksal Gewißheit zu bringen, wurde allerdings auch von Kane's Expedition nicht erreicht, und die beiden Entdeckungen, die des Humboldtgletschers und eines offenen Polarmeeres, wurden von der Kritik mit andern Augen angeschaut, als Kane es that; aber trotzdem ist Kane's Entdeckungsreise eine der ereignißreichsten und ruhmvollsten, die je stattgefunden haben. Ein Hauptverdienst Kane's liegt in seiner Beobachtung des Thier- und Pflanzenlebens der Polarwelt, der Eisbildung im Meere und auf dem Lande, der Temperaturverhältnisse und namentlich in seinen Schilderungen der Lebensweise der nördlichsten Bewohner der Erde am Rande einer fast stets gefrorenen See, in einer fast pflanzenlosen Einöde, von Eis umstarrt, das selbst dem Todten die Ruhe im Grabe verweigert.

Was den Humboldtgletscher betrifft, den Kane für das Verbindungsglied zweier Kontinente, sowie auch für die äußerste Grenze Grönlands und für den Abfluß eines das Innere Grönlands bedeckenden Eissees hält, so hat der Däne Rink, der neun Jahr lang Grönlands Natur an Ort und Stelle studirt hat, sich dahin ausgesprochen, daß dieser Gletscher nichts Anderes sein wird, als was man im Innern der meisten grönländischen Fjorde findet, nämlich eine der zahlreichen Verzweigungen des gewaltigen Binnenlandeises, das Grönland zum großen Theile bedecken mag. Das Washingtonland, nördlich vom Humboldtgletscher, ist aber offenbar ein zusammenhängender Theil des grönländischen Festlandes. Wahrscheinlich steht auch Mount Parry auf grönländischem Festlande, und ist die Linie, welche Kane von Kap Barrow bis zum Mount Parry nach Morton's Angaben verzeichnet hat, keineswegs als strenge Wahrheit aufzunehmen. Das „offene Polarmeer" aber, welches Morton und Hans gesehen haben, dürfte vielleicht

nichts anderes sein, als ein großes Stromloch. In den grönländischen Meeren finden sich nämlich zahlreiche Stellen, welche die starke Strömung selbst in den strengsten Wintern nicht zufrieren läßt, ungeachtet ringsum das ganze Fahrwasser mit zwei Ellen dickem Eise bedeckt sein kann. Im Frühlinge erweitern sich solche Stromlöcher, da das Eis in ihrer Nähe stets dünner ist und schneller aufgelöst wird, meist von unten her durch den unterhöhlenden Strom. Morton berichtet von dünnem Eise am offenen Wasser; das eben spricht für ein Stromloch, indem der Eisrand eines durch Wellenschlag bewegten offenen Meeres stets seine Dicke unverändert behauptet. Daß Morton während der dreitägigen Reise am offenen Wasser hin kein Eisfelder umhertreiben sah, obgleich ein heftiger Nordwind wehte, kann ebenfalls beweisen, daß er ein Stromloch vor sich hatte; denn diese Erscheinung ist natürlich, wenn das Fahrwasser an der Mündung des Engpasses, in welchem die Strömung so stark ging, noch mit festem Wintereise bedeckt war. Ein großes offenes Meer mußte offenbar an den Rändern meilenweit mit wilden Treibeismassen bedeckt sein, die ein anhaltender Nordwind nach Süden bewegen würde. Der zunehmende Reichthum der Thierwelt im Norden des Humboldtgletschers läßt sich auch sehr gut durch die Annahme von Stromlöchern erklären, indem gerade diese Oeffnungen in einem übrigens mit Eis und Schnee bedeckten Meere die charakteristischen Sammelplätze für Seehunde und Seevögel sind, während diese an einem offenem Meere weit gleichmäßiger vertheilt sind. Die Ansicht Kane's, daß ein offenes Meer bestehe, in welches der von Nowaja-Semlja zurückkehrende Golfstrom eindringe; um durch den Smithsund in die Baffinsbai auszutreten, ist demnach noch keineswegs als Wahrheit erwiesen, obgleich sie auch andrerseits noch nicht völlig widerlegt ist.



Eisthor.

XVI. Kane's letzte Tage.

Reise nach England. — Heftiges Erkranken. — Rückkehr. — Aufenthalt auf Havanna. — Letzte Tage und Tod.

Nach seiner Rückkehr verwandte Kane die letzten Kräfte, welche ihm die furchtbaren Strapazen der Nordpolfahrt und sein dadurch vermehrtes Lungenleiden übrig gelassen, zur Ausarbeitung seiner Berichte. Trotz der Verschlimmerung seines Gesundheitszustandes beschäftigte sich der unermüdliche, kühne Mann nebenher noch mit dem Plane zu einer dritten Reise nach dem Nordpol und reiste besonders in dieser Absicht nach England, weil er hier die nöthigen Mittel zur Durchführung seiner Ideen zu erlangen hoffte. Nebenbei gedachte er sich in diesem Lande leiblich zu erholen. Die Engländer empfingen den bereits weltberühmten Reisenden mit Begeisterung; man überschüttete ihn förmlich mit Ehrenbezeugungen; der Hof, die Gelehrten und das Volk wetteiferten mit einander in der Anerkennung nicht nur seiner wissenschaftlichen Verdienste, sondern vor Allem seiner menschlich-edlen Aufopferung zur Rettung Franklin's. Seine Krankheit nahm aber so schnell überhand, daß er sich dem vollen Genusse der Gastfreundschaft der britischen Nation nicht hingeben konnte und auf das Zureden seiner Aerzte sich entschloß, den Winter in Havanna zuzubringen. Am 20. Dezember 1856 segelte er nach diesem Orte ab. Es waren stürmische Tage und das Meer war fortwährend unruhig. Den Tag nach einem Sturme klagte der kranke Kane, nachdem er kurz zuvor sein Frühstück zu sich genommen, über Uebelkeit. Am Nachmittag schlief er, während sein Diener Morton sich mit dem Ordnen des Gepäcks beschäftigte. Als er erwachte, setzte er sich auf, sah den Diener ein Paar Augenblicke lang an, legte sich dann wieder nieder und rief mit dumpfer Stimme: „Morton!" Er ächzte wie unter gewaltigen Schmerzen und nickte, als er gefragt wurde, ob der Schiffsarzt gerufen werden solle. Als derselbe kam, sagte Kane zu ihm: „Geben Sie mir etwas Schmerzbetäubendes." Einige Minuten später, als sie wieder allein waren, fragte ihn Morton: „Was ist Ihnen? Sie erschrecken mich!" — „Sie dürfen erschrecken", antwortete der Kranke; „aber lange werden Sie Ihre Noth nicht mehr mit mir haben."

Kaum zwanzig Minuten später ergab es sich, daß ihm der rechte Arm und das rechte Bein gelähmt waren. Morton fragte, was das bedeute; die Zunge aber versagte dem Kranken den Dienst. Er war vollständig bei Bewußtsein, konnte aber nicht sprechen. Bis zum 24. Dezember erholte er sich um Vieles; er konnte im Bett ohne Stütze sitzen, und sah mit Interesse nach der Küste von Kuba hin, die sich zeigte.

Am 25. Dezember landete das Schiff zu Havanna, wo Kane durch seinen Bruder Thomas empfangen wurde, der ihm durch die Familie entgegengeschickt worden war. Als er am 29. die Küste betrat, konnte er beide Beine wieder gebrauchen; nur der Arm blieb gelähmt. Sprechen konnte er indessen fast gar nicht.

Am 12. Januar kam seine Mutter in Havanna an. Die Sehnsucht hatte sie zu dem geliebten Sohne getrieben; aber als sie in seiner Nähe war, bezwang sie sich, fünf Tage lang ihn zu meiden, weil sie vor ihrer Abreise aus New-York unter Blatternkranken gewesen war, und nun fürchtete, dem kranken Sohne den Ansteckungsstoff mitzubringen. Auch sein zweiter Bruder kam, und der Kranke hatte also die aufmerksamste Pflege. Seine Sehnsucht nach der Heimat aber ließ ihn kaum ruhen: sie wuchs mit jedem Tage. Er sei wol im Stande, die Reise zu machen, meinte er; er könne ja stehen, während er angekleidet werde, er könne sogar mit nur geringer Unterstützung bis zu einem Stuhle gehen, er werde bei recht schönem Wetter reisen können, man brauche also nicht besorgt zu sein. Er war in seinem Bitten und Drängen wieder wie ein Kind geworden, und richtete wie ein solches die zärtlichsten Schmeichelworte an die Mutter, daß sie ihm seinen liebsten Wunsch erfüllen möge. Die Seefahrten hatten des heldenmüthigen Reisenden offnes Gemüth nicht verhärtet oder seine Umgangsmanieren rauh gemacht; die Welt hatte sein Herz der Sehnsucht nach der Heimat und der Mutter nicht entfremdet. Wie viele Thränen hat die arme Mutter im Stillen geweint, wenn der sichtlich dahinschwindende, edle Mann sie schmeichelnd bat, wie in seiner Kindheit es der Knabe that, und sie mit schwerem Herzen ihm die Bitte versagen mußte!

Jeden Tag — zwei- und dreimal des Tages — wollte er aus der Bibel lesen oder ein Gebet von den mütterlichen Lippen hören, denen er sonst das erste Gebet nachgelallt hatte, und wenn Morton dazu kam und sie unterbrach, sagte er stets: „Laß dich nicht stören, gute Mutter! Bete weiter!"

Ein Kalendermonat — eine Ewigkeit für die, welche ihn pflegten — verging in dieser Weise. Sie wollten ihm endlich seinen Wunsch gewähren und absegeln; aber das Wetter war noch immer ungünstig, und so verschob man die Abreise bis zum Abgang des nächsten Dampfers.

Dieser Dampfer brachte — die Leiche des verehrten Mannes nach der Heimat. Am 10. Februar 1857 traf den Leidenden ein Schlaganfall; seine zähe Lebenskraft erhielt ihn jedoch noch bis zum 16. Febr., an welchem Tage er so unmerklich entschlief, daß die Mutter noch einige Minuten in der Bibel laut las, ehe sie bemerkte, daß der geliebte Sohn todt sei.

Nicht nur die Bewohner seiner Vaterstadt, — ganz Amerika fühlte und betrauerte den Verlust dieses ungewöhnlichen Mannes. In fast allen Städten der Union wurden Bürgerversammlungen abgehalten, deren Beschlüsse den Stolz verrathen, mit welchem die Nation auf den persönlichen Werth und die Leistungen des Verstorbenen blickte, und welche den Schmerz aussprachen, den sein früher Tod allen Bürgern verursachte. Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsgesellschaften bewarben sich bei Richter Kane um die Ehre, die Leiche seines großen Sohnes von New-York nach Philadelphia transportiren zu dürfen, und in dieser seiner Vaterstadt wurden alsbald Anstalten zu einer würdigen Leichenfeier getroffen. Kurz darauf regte auch die Presse die Errichtung eines öffentlichen Denkmales in Marmor oder Erz an, dessen Kosten durch eine National-Subscription bestritten werden sollen. Selbst die spanischen Behörden in Havanna, die den Vereinigten Staaten nicht hold sind, beugten sich vor der Größe dieses Nordamerikaners

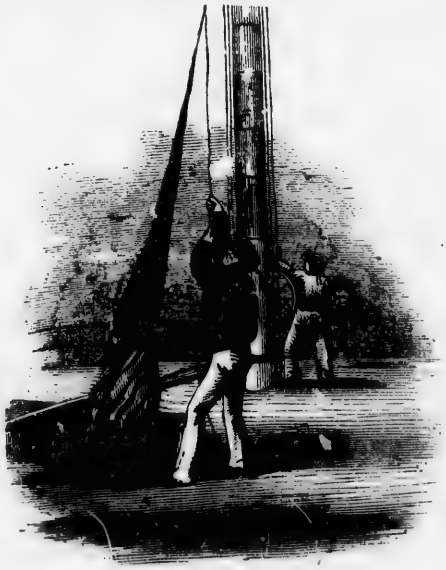
und den Verdiensten, welche sich der Verstorbene erworben, und erwiesen seinen Ueberresten die höchsten Ehren.

Die Worte, welche der Präsident der Geographischen Gesellschaft in New-York, deren Mitglied der Verstorbene war, über den Verewigten sprach, sind ein so glanzvolles Zeugniß für ihn, daß ich sie meinen Lesern nicht vorenthalten darf. „Unser Freund Dr. Kane ist nicht mehr", sprach er. „Ich kannte ihn genau, und das starke Band unsrer persönlichen Freundschaft drängt mich, Sie um Ihre Nachsicht zu bitten, wenn ich bei dieser Gelegenheit von der Formalität einer bloßen amtlichen Ankündigung abgehe und dem Werthe eines Mannes, den ich so sehr liebte, meine Anerkennung zolle. So lange ich die menschliche Natur beobachtet habe, ist mir selten die Freude zu Theil geworden, einem Wesen von stärker hervorstechenden Vorzügen oder von einer glücklicheren Mischung anscheinend ganz entgegengesetzter Eigenschaften zu begegnen; diese harmonische Einheit widersprechender Elemente war es gerade, die ihn zum Gegenstande meines tiefsten Interesses und meiner innigsten Theilnahme machte. Mit einem forschenden und kritischen Geiste vereinte er großen Fleiß und seltene Gründlichkeit. Was er des Studiums überhaupt für werth hielt, das studirte er gründlich. Seine Kenntnisse waren manchfaltig, und insbesondere hatte er sich auf dem ausgedehnten Felde der Naturwissenschaften ein reiches Wissen erworben. Bei aller Manchfaltigkeit und Gründlichkeit seiner Kenntnisse war er jedoch so einfach und bescheiden in seinem ganzen Wesen und Verkehr, daß er diejenigen, mit denen er umging, nie sein geistiges Uebergewicht fühlen ließ. Er hatte studirt, um sich in seinem Berufe nützlich zu machen, nicht um mit seinem Wissen zu prunken. Der stärkste Zug seines Charakters war eine unbeugsame Energie. In seinem kleinen schwachen Körper wohnte ein eiserner Wille, die Riesenkraft unerschütterlicher Entschlossenheit. Bei der Heftigkeit und Ungeduld seines Wesens hätte man vermuthen sollen, daß er zu raschen, unvermittelten Schlüssen geneigt war; allein die geringste Bekanntschaft mit ihm zeigte die Unrichtigkeit dieser Voraussetzung. Selten habe ich so viel Heftigkeit mit so viel nüchternem Urtheil und ruhiger, geduldiger Forschung vereint gesehen. So war u. A—. die feste Ueberzeugung, die er schon lange von der Existenz eines eisfreien Polarmeers hatte, durchaus nicht das Ergebniß einer hastigen Vermuthung. In den vielen Gesprächen, die ich mit ihm über diesen Gegenstand hatte, fand ich, daß er durch eine mit mathematischer Strenge geführte Beweisführung zu dieser Ueberzeugung gelangt war, ja er bediente sich zum Theil auch rein mathematischer Gründe. Vor seiner Abreise sagte er mir, er sei fest davon überzeugt, daß das Meer am Pol offen sei, und daß er mir die Richtigkeit dieser Annahme durch Thatsachen zu beweisen im Stande sein werde, wenn er je wieder zurückkehre. Er ging eben so wenig von bloßen Vermuthungen aus, als Kolumbus in seiner Behauptung von der Existenz unsers Erdtheiles. — Mit diesen Eigenschaften des Geistes und der größten persönlichen Unerschrockenheit verband er gleichzeitig eine Zartheit des Gemüthes, die man in der Regel nur bei Frauen findet. Seine Seele strömte von einer Güte über, die ihn zu den schönsten Thaten des Mitleids hinriß, wo und wann er immer einen Unglücklichen fand; er sparte weder Zeit und Mühe, noch

Geld, wenn es galt, fremdes Elend zu lindern. Ich will das heilige Vertrauen der Freundschaft nicht brechen, sonst könnte ich, als sein Rathgeber und Almosenspender, Sie mit Erzählungen von den reinsten, freigebigsten und aufopferndsten Thaten, die er zum Besten leidender Mitmenschen beging, zu Thränen rühren. Ach, meine Mitbürger! ist nicht sein frühes Grab selbst das edelste Zeugniß seiner Menschenliebe? Er ist selbst dem Tode verfallen, weil er Andere dem Tode entreißen wollte."

Wahrlich! wem ein hochgebildeter Zeitgenosse im Kreise geachteter Männer ein solches Zeugniß ausstellen kann, dem ist die Liebe und Achtung seines Geschlechts für ewige Zeiten gesichert!

Kane, der gute vorsorgliche Bruder, der zärtliche, musterhafte Sohn, der strebsame Jüngling, der freimüthige, edle Mann, der tapfere Kriegsheld, der gehorsame Staatsbürger, der gründliche, bescheidene Gelehrte, der unermüdliche, heldenmüthige Forscher, der gottergebene, fromme Christ — — Gewiß! wer solch ein Bild geistiger und moralischer Größe anschaut, der muß sich begeistert zu den Höhen der Menschheit emporgehoben fühlen; ja es muß solch ein Bild allen höhern und edlen Regungen des menschlichen Geistes und Herzens einen um so höhern Aufschwung geben, als es erschaut wird im Widerscheine der herrlichen Gotteswelt, deren Wunder zum Bewußtsein seiner Zeitgenossen zu bringen, Kane so viel beigetragen hat.



Ende.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Neue Jugend- und Hausbibliothek

III. Serie. Erster und zweiter Band.

Vollendet liegt nunmehr vor und ist in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und Oesterreichs in Augenschein zu nehmen:

Hellas.

Das Land und Volk der alten Griechen.

Für

Freunde des klassischen Alterthums,

insbesondere für die deutsche Jugend bearbeitet

von

Dr. Wilhelm Wägner.

Zwei Bände.

Mit acht Tonbildern nach Originalzeichnungen von H. Leutemann u. A. sowie mit 230 in den Text gedruckten Abbildungen, zwei grossen Tafeln nebst einer Karte des alten Griechenlands.

Preis des Bandes eleg. geheftet 1½ Thlr. In reich vergoldetem engl. Einband 2 Thlr.

Prospectus.

Diese Serie aufs Sorgfältigste ausgestatteter Geschichtswerke soll dem Bedürfnisse des höheren Schulunterrichts, wie ihn unsere Jugend in Gymnasien und verwandten Unterrichtsanstalten genießt, entsprechen und die vorausgegangenen Serien der Illustrirten Jugend- und Hausbibliothek weiter fortführen, indem hier insbesondere solche historische Stoffe behandelt werden, welchen zu allen Zeiten vorzugsweise das Interesse der aufstrebenden Jugend, wie überhaupt aller Gebildeten im Volke zugewendet war.

Unser Hellas, welches die Reihe beginnt, löst die gestellte Aufgabe in würdigster Weise. Es ist von competenten Seiten seinem Innern wie Aeußern nach als ein Musterbuch bezeichnet worden und dürfte daher eine willkommene Gabe für höhere Schulen, für Lehrer, Erzieher und Eltern sein, sich aber auch als Unterhaltungs-Lektüre für Personen jedes Alters und Geschlechts eignen, die nicht nur in den nebelhaften Regionen der Phantasie, sondern auch auf dem Boden der Wirklichkeit den menschlichen Kämpfen, Freuden und Leiden ihre Theilnahme schenken.

Wir glauben, daß [illegible] leicht ein bedeutendes Moment sowol der staatlichen Entwickelung des helleni[illegible]lkes, als auch der Gestaltung des bürgerlichen Lebens und der künstlerischen [illegible]pätigkeit übergangen ist. Was aber unser Buch von anderen Arbeiten der Art unterscheidet, ist die große Zahl bildlicher Darstellungen, wodurch alle besprochenen Gegenstände anschaulich gemacht werden. Merkwürdige Oertlichkeiten, ruhmvolle Thaten und erhabene Kunstwerke, sodann Wohnung, Kleidung, Geräthschaften, das Alles ist in den Kreis der Illustrationen gezogen und dadurch zur Anschauung gebracht. Bei dem Zeichnen der Landschaften, Scenerien, Costüme wurden benutzt: Eugen Bournouf, Dodwell, Doussault, Thomas Hope, Krause; für Darstellung der Bewaffnung gewährten Texier und Weiß gute Anschauungen. In Betreff der Architekturgegenstände zog man Vitruv, Schinkel, Gailhabaud u. s. w. zu Rathe. Die Pläne sind nach Grote, die Portraits, Büsten, Statuen, Basreliefs nach Antiken und sonstigen zuverlässigen Vorlagen, die historischen Scenen nach Zeichnungen von Flaxmann, Johannot, Wattier durch T. Töffler und insbesondere durch den geschickten Leipziger Künstler H. Leutemann ausgeführt, zum Theil meisterhaft in Holz geschnitten, und zwar in den Kunstinstituten von W. Aarland, W. Pfnor, größtentheils aber unter Direction von R. Ilner in der Artistischen Anstalt von Otto Spamer in Leipzig.

„So ziehe denn unser Hellas hinaus in die Welt", so schließt der Verfasser ein Vorwort zu diesem trefflichen Werke. „Der Genius des Hellenenvolkes führe es glücklich durch die Klippen der Kritik. Wenn wir es im Schmucke der Illustrationen vor uns sehen, möchten wir fast mit amerikanischer Charlatanerie das Motto hinzufügen: «Für ein paar Thaler die Schätze Griechenlands.» Aber die deutsche Nation ist bescheidener, und wir gehören ihr an. Doch dürfen wir nicht verschweigen, daß der Herr Verleger weder Mühe noch Kosten gescheut hat, um unser Hellas, dem er eine besondere Vorliebe zugewendet, würdig und zweckmäßig ausgestattet dem Publikum zu übergeben.

Die nächsten Bände werden in gleicher Weise Geschichte, Leben und Sitte der alten Römer durch Wort und Bild zur lebendigen Anschauung bringen und somit das Gemälde der dem Christenthume vorangegangenen Kultur-Epoche vollenden.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig.

Inhalt des ersten Bandes.

Einleitung.

Erster Abschnitt:

Wanderung nach und in Hellas.

I. Land der Hellenen. II. Das Volk der Hellenen.

Zweiter Abschnitt:

Sagen der hellenischen Vorzeit.

I. Göttersagen. Die frühesten Götter. Zeus, Pluton und Poseidon. Untergeordnete Gottheiten.

II. Heldensagen. Deukalion und seine Nachkommen. Geschlecht des Aeolos. Argos und seine Heroen. Perseus. Herakles. Theseus. Aeakos und seine Nachkommen. Die Tyndariden (Dioscuren) in Lakonien. Pelops und sein Geschlecht.

III. Gemeinsame Unternehmungen. Kalydonische Jagd. Argonautenzug. Die Kadmea und ihre Helden.

IV. Zug nach Troja. Ilion. Paris. Raub der Helena. Der Rachezug. Kämpfe vor Troja. Hektor. Achilleus.

V. Irrfahrten des Odysseus. Odysseus bei Polyphemos. Die Kirke. Aides Reich. Skylla und Charybdis. Phäaken. Bestrafung der Freier.

VI. Bürgerliche Einrichtungen, Sitten und Kultur. Rechtspflege. Königliche Macht. Familienleben. Landbau. Gewerbe. Baukunst. Andere Künste. Hesiodos. Homer.

Dritter Abschnitt:

Zeit der Staatenbildung.

1. Wanderungen. Herakliden. Jonische Auswanderung. — 2. Gesetzgebung in Sparta. Pheidon. Lykurgos. — 3. Messenische Kriege. Aristomenes. — 4. Athen. Areopagos. Kodros. Archonten. Drako. — 5. Solon. Epimenides. Athens Staatsverfassung. — 6. Pisistratos und seine Söhne. Hipparchos und Hippias. Harmodios und Aristogiton. — 7. Kleisthenes. Verfassungsänderungen.

Vierter Abschnitt:

Leben und Kultur.

1. Sitten und Gebräuche. Thätigkeit und Stellung der Frauen. Hochzeitsgebräuche. Kinderpflege. Todtenfeier. — 2. Bildende Künste. Baukunst. Dorischer und jonischer Baustyl. Tempel zu Delphi und andere Gebäude dieser Periode. Sculptur. — 3. Poesie und Lebensweisheit. Terpander. Tyrtäos. Alkman. Ibykos. Anakreon. Alkäos. Sappho. Pindar. Aesopus. Die sieben Weisen. Pythagoras.

Fünfter Abschnitt:

Zeit der Blüte.

1. Verbindung der hellenischen Staaten. Festspiele. Amphiktionen. — 2. Das persische Reich. Cyrus. Kambyses. Darius Histaspis. Zug Darius. Miltiades. — 3. Aufstand der Jonier. Histiäos. Aristagoras. Kleomenes. — 4. Die persische Macht gegen Hellas. Mardonius. Datis. Miltiades. Schlacht bei Marathon. Themistokles. Aristides. — 5. Zug des Xerxes. Zurüstungen. Truppengattungen. Artemisia. Artemision und Thermopylä. Eurybiades. Leonidas. Die Seeschlacht bei Salamis. — 6. Schlachten bei Mykale und Platää. Pausanias. — 7. Folgen der hellenischen Siege.

Sechster Abschnitt:

Zeit der höchsten Blüte.

1. Athens Machtentfaltung. Ephialtes, Perikles, Kimon. — 2. Kriegerische Unternehmungen. Athens Reichthum und Stellung. — 3. Leben und Kultur, Kunst und Literatur. 1. Leben und Kultur. Kleidung. Bewaff-

nung. Heerwesen. Häusliches Leben. Erziehung, Gymnasien. 2. Architektur, Bildhauerkunst, Malerei. Die Akropolis zu Athen und andere Gebäude. Theater. Bildende Kunst und Malerei. 3. Poesie. Aeschylos, Sophokles, Euripides. 4. Geschichte. Redekunst. Herodot. Thukydides. Ephialtes. Perikles.

Inhalt des zweiten Bandes.

Siebenter Abschnitt:

Zeit des Verfalls.

1. Der peloponnesische Krieg. Korinth gegen Korkyra. Sparta und Athen. Tod des Perikles. Phormion. Der Gerber Kleon. Nikias und Demosthenes. Sphakteria. Brasidas. Friede mit Nikias. Alkibiades. — 2. Zug nach Sicilien. Sparta und Argos. Egesta und Selinos. Alkibiades als Flüchtling. Die Belagerung von Syrakus. Gylippos. Zweiter Kriegszug nach Sicilien. — 3. Rückkehr des Alkibiades. Lysander. Kallikratidas. Schlacht bei Aegos-Potamos. — 4. Leben und Kultur in der letzten Periode. Hippokrates. Sophisten. Die Eleaten. Antiphon. Protagoras. Gorgias. Platon. Sokrates. Schüler des Sokrates. Xenophon.

Achter Abschnitt:

Wechsel der Vorherrschaft einzelner Staaten.

1. Sparta's Vorherrschaft. Rückzug der Zehntausend. Agesilaos. Koronea. Knidos. Phöbidas in Theben. — 2. Thebens Vorherrschaft. Pelopidas. Epaminondas. Sein Zug im Peloponnes. Letzter Heldenzug und Tod des Epaminondas. — 3. Gleichgewicht der Staaten. Der heilige Krieg. — 4. Timoleon. Zustände in Sicilien. Dionysius. Timoleon in Sicilien. Sieg am Krimisos. Letzte Thaten und Schicksale Timoleons. — 5. Leben, Kultur und Kunst. Praxiteles. Apelles. Redekunst. Demosthenes.

Neunter Abschnitt:

Zeit der makedonischen Herrschaft.

1. Untergang der griechischen Selbständigkeit. König Philipp von Makedonien. Schlacht in der Ebene von Chäronea. Tod Philipps.

2. Alexander der Große. Kämpfe in Griechenland. Uebergang nach Asien und Erfolge. Schlacht bei Granikos. Schlacht am Issos. Belagerung von Tyrus. Schlacht bei Gaugamela. Tod des Königs Darius. Zug nach Babylon. Persepolis. Züge ins innere Asien. Alexanders Entwürfe und Lebensweise. Ermordung des Klitos. Zug nach Indien. König Porus. Umkehr. Der Kampf gegen die Maller. Alexanders Verwundung. Rückkehr nach Babylon. Hochzeit in Susa. Tod des Königs.

3. Diadochen oder Nachfolger Alexanders. Perdikkas. Antipater. Eumenes. Empörung der Griechen. Niederlage der Makedonier unter Leonnatos. Niederlage der Griechen. Tod des Demosthenes. Kynane. Eumenes und Neoptolemos. Antigonos. Phokion. Polysperchon. Kassander. Demetrios. Antigonos Zug nach Babylon. Schlacht bei Gaza. Tod des Herakles und der Kleopatra. Ptolemäos. Seeschlacht bei Salamis. Demetrios Zug gegen Aegypten und Rhodus. Kassander. Lysimachos. Seleukos. Schlacht bei Ipsos. Demetrios in Griechenland, als Gefangener des Seleukos. Antigonos Gonatas.

4. Städte und Staaten. Zustände der makedonischen Staaten. Zustände der hellenischen Staaten. Die Aetolier und Achaier. Sparta. Kleomenes. Philopömen.

5. Kunst und Wissenschaft. Kriegs- und Schiffsbaukunst. Architektur. Leuchtthurm von Pharos. Skulptur. Koloß zu Rhodos. Malerei. Mechanik. Literatur. Kallimachos. Apollonios. Theokritos. Philosophie. Aristoteles. Epikur. Zeno. Euklides. Aratos. Archimedes. Hipparchos. Schluß.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Architektur,
e. Theater.
, Euripides.
es.

Sparta und
Demosthenes.
h Sicilien.
. Die Bela-
— 3. Rück-
os-Potamos.
. Sophisten.
tes. Schüler

aos. Koronea.
. Pelopidas.
Epaminondas.
Timoleon.
am Krimisos.
Kunst. Praxi-

g Philipp von

ang nach Asien
ng von Tyrus.
n. Persepolis.
rmordung des
gen die Maler.
od des Königs.
Antipater. Eu-
ater Leonnatos.
enes und Neo-
netrios. Anti-
und der Kleo-
egen Aegypten
Ipsos. Deme-
onatas.
. Zustände der
. Philopömen.
t. Architektur.
rei. Mechanik.
. Aristoteles.
chluß.

Neuigkeiten dieses Jahres.

Für das Jugendalter von 8—12 Jahren.

Entdeckungsreisen im Wald und auf der Haide.

Mit seinen jungen Freunden unternommen

von

Hermann Wagner.

Mit 130 in den Text gedruckten Abbildungen, mehreren Tonbildern und einer Extrabeilage von getrockneten Moosarten.

Eleg. geheftet 20 Sgr. = fl. 1. 12 kr. — Eleg. cartonnirt 25 Sgr. = fl. 1. 30 kr.

Entdeckungsreisen in Feld und Flur.

Mit seinen jungen Freunden unternommen

von

Hermann Wagner

Mit über 100 in den Text gedruckten Abbildungen, mehreren Tonbildern, einem Titelbilde ꝛc.

Eleg. geheftet 20 Sgr. = fl. 1. 12 kr. — Elegant cartonnirt 25 Sgr. = fl. 1. 30 kr.

Es lassen sich reizendere Kinderbücher, als diese wahrhaft prachtvoll ausgestatteten Bändchen, gar nicht denken. Sie sind für Kinder im Alter von 9—12 Jahren bestimmt und ihres kindlichen und gemüthlichen Inhaltes wegen überall Lieblingsbücher unserer Kleinen geworden und können jedem Familienkreise, allen Kinderschulen und Kindergärten mit voller Ueberzeugung empfohlen werden.

Von demselben Verfasser erschien im gleichen Verlage u. gleicher Ausstattung im vergangenen Jahre:

Entdeckungsreisen in Haus und Hof.

Von

Hermann Wagner.

Mit 100 Abbildungen, Titel- und Tonbildern. Eleg. geheftet 15 Sgr. = 54 kr. — Eleg. cartonnirt 20 Sgr. = fl. 1. 12 kr.

Entdeckungsreisen in der Wohnstube.

Von

Hermann Wagner.

Mit über 100 Abbildungen, Titel- u. Tonbildern ꝛc. Eleg. geheftet 15 Sgr. = 54 kr. — Elegant cartonnirt 20 Sgr. = fl. 1. 12 kr.

Nouvelle Bibliothèque illustrée pour la Jeunesse et la Famille. (Le Livre d'or II.)

L'ami de la Jeunesse.

Tableaux

descriptifs et intéressants sur l'astronomie, la météorologie, la géologie, l'histoire naturelle et l'anthropologie, suivis de: Le génie de l'homme ou les héros de la paix et de la guerre.

Par **M. Charles Brandon.**

Avec 250 Gravures insérées dans le texte, un Frontispice colorié et 4 Illustrations à deux teintes. En reliûre richement dorée $1^1/_2$ Thlr. = 6 Fr. Broché $1^1/_8$ Thlr. = 5 Fr. 25 cent.

Ein belehrendes Lese- und Bilderbuch, wie in solcher Reichhaltigkeit und zu so billigem Preise noch nichts Aehnliches geboten worden. Klare, ansprechende Darstellung fesselt die Aufmerksamkeit der jungen Leser, und fast unvermerkt erwerben sie eine Menge nützlicher Kenntnisse von den wichtigsten Natur-Erscheinungen, von den großen Erfindungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Industrie, sowie aus der Geschichte der hervorragendsten Männer aller Nationen und Zeiten.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Der erste und älteste Robinson.

Robinson Crusoë

des Aelteren

Reisen, wunderbare Abenteuer und Erlebnisse.

Neu bearbeitet

von

Ludwig Hüttner.

Eingeführt durch eine Geschichte der Robinsonaden,

sowie eine Lebensskizze von

Daniel de Foë,

dem Verfasser des ältesten Robinson,

von

Dr. C. F. Lauckhard,

Großherzogl. Sachsen-Weimarischem Schulrath.

Pracht-Ausgabe.

Mit 80 in den Text gedruckten Illustrationen, fünf Tonbildern, sowie einem Titelbilde.

Nach Zeichnungen von F. H. Nicholson.

Elegant geheftet. Preis 1 Thlr. In höchst eleg. Einband 1⅓ Thlr.

De Foë's unsterblicher Robinson Crusoë hat selbst in den trockensten Zustutzungen und Bearbeitungen, die er sich gefallen lassen mußte, immer noch einen Schimmer jener poetischen Frische behalten, durch welche jede heranwachsende Generation von Neuem für ihn begeistert wird. In unserer Ausgabe wird dem Publikum eine Uebertragung des Originals in möglichster Treue geboten, und nur diejenigen Partien sind kürzer gefaßt worden, in welchen der Verfasser die religiösen Streitfragen seiner Zeit behandelt, sowie jene rein geographischen Abschnitte, die dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr angemessen sind. Als einen ganz besonderen Schmuck unserer Ausgabe sind die Illustrationen zu bezeichnen, die nach Nicholson's prachtvollen Zeichnungen in wahrhaft meisterhafter Art xylographisch ausgeführt wurden.

Für die reifere Jugend.

Vorbilder

der Vaterlandsliebe, des Hochsinns und der Thatkraft.

Charakter-Gemälde

aus der Jugendzeit und dem Wirken berühmter Helden, Dichter, Gelehrten, Künstler und Industrieller.

In Verbindung mit mehreren Jugendschriftstellern herausgegeben

von

M. Schlimpert u. J. G. Chr. Franz Otto.

Erster Band.

Inhalt.

1. Georg Washington.
2. Prinz Eugen von Savoyen.
3. Admiral de Ruyter.
4. Theodor Körner.
5. Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels.
6. Joachim Nettelbeck.
7. Horatio Nelson.
8. George Stephenson.
9. Friedrich Schiller.
10. Friedrich Perthes.
11. Heinrich Pestalozzi.
12. Sir Henry Havelock.

Erster Band.

Mit 75 in den Text gedruckten Abbildungen, einem Titelbilde, mehreren Tonbildern 2c. Geheftet 1 Thlr. Eleg. gebunden 1⅓ Thlr.

Zweiter Band.

Mit 65 in den Text gedruckten Abbildungen, einem Titelbilde, mehreren Tonbildern 2c. Geheftet 1 Thlr. Eleg. gebunden 1⅓ Thlr.

Zweiter Band.

Inhalt.

1. Ernst Mor. Arndt.
2. Alex. von Humboldt.
3. Karl von Linné.
4. Wilhelm Herschel.
5. Robert Burns.
6. J. Wolfg. Goethe.
7. Dominique Fr. Arago.
8. Wolfgang A. Mozart.
9. Alb. Berth. Thorwaldsen.
10. 11. Fénélon und Lavater.
12. Der Turnvater Jahn.

Vorbilder auf den oft rauhen Tugendpfaden zu dem Tempel unserer Bestimmung führt dieses Buch unsern jungen Lesern vor Augen. Heldengestalten des Kriegs und Heldengestalten des Friedens! — die einen kämpfend mit dem Schwert, die andern mit Feder, Griffel oder Handwerkszeug, aber alle unverdrossen im Ringen, nie geschreckt durch die Hemmnisse, welche die Verhältnisse ihnen entgegenstellten, sie alle selbst das eigene Leben nicht höher anschlagend, als es im Dienste einer unsterblichen Idee ihnen werth schien!

Im Geiste der bewegten Zeit traten in dem ersten Bande die Männer des Kriegs in den Vordergrund, — im zweiten Bande gebührte den Helden des Friedens die erste Stelle.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.